This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

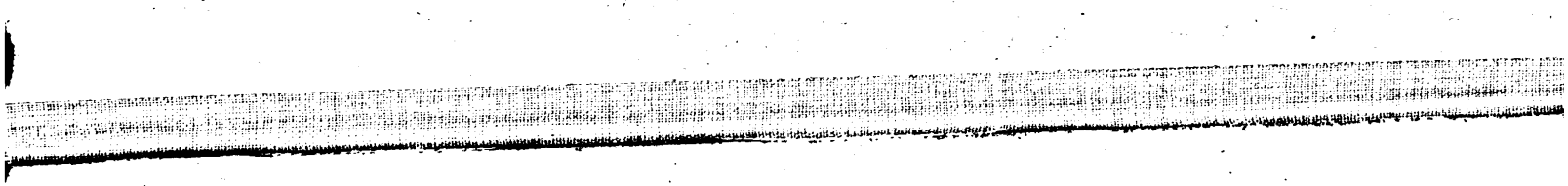
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07079436 1



Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Baum, Professor in Straßburg, R. Christoffel, Pfarrer in Winterſingen, Dr. K. R. Hagenbach, Professor in Basel, Dr. H. Heppe, Professor in Marburg, K. Pestalozzi, Pfarrer in Zürich, Dr. C. Schmidt, Professor in Straßburg, Lic. E. Stähelin, Pfarrer in Basel, Lic. K. Sudhoff, Pfarrer in Frankfurt a. M., u. A.

Eingeleitet von

Dr. K. R. Hagenbach.

IX. (Supplement-)Theil:

J. a Lasco, L. Judä, F. Lambert, W. Farel und P. Viret, J. Vadian, B. Haller, A. Blaurer.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

1. O. K

Johannes a Lasco.

Von

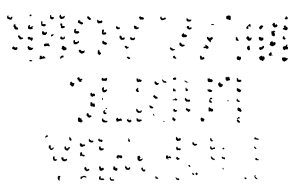
Petrus Bartels,

Pastor zu Mitling und Mark in Ostfriesland.

„Wenn ich noch Menschen gefällig wäre,
wäre ich Christi Knecht nicht.“ Gal. 1, 10.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1860.



Dem

ehrwürdigen Coetus

der

reformierten Pastoren in Ostfriesland.

Als ich Ihrer Aufforderung zufolge, lieben Brüder und Väter, im verwichenen Herbst es übernahm, zur bevorstehenden Säcularfeier unseres Johannes a Lasco eine etwas eingehendere Darstellung seines Lebens zu schreiben, gab ich noch der Hoffnung Raum, es möchte gegen dieselbe Zeit eine geübtere Hand in der Sammlung von Darstellungen der Väter und Begründer unserer Kirche eine Biographie a Lasco's erscheinen lassen, die mich des Schreibens überhöbe; durch eine seltsame Verkettung von Umständen hat es sich nun umgekehrt so gemacht, daß meine Darstellung zugleich ein Stück jener Sammlung geworden ist. Gern habe ich das grade nicht gesehen, wohl wissend, wie weit diese Arbeit hinter den andern zurückstehn werde, in deren Mitte sie erscheint; indes, da Ihr Wunsch mit dem des Verlegers und dem Plan des Gesammtwerks dahin übereinstimmten, daß nur ein möglichst ausgeprägtes Lebensbild gegeben werden solle, so glaubte ich mit etwas verstärkten Zumuthungen an Ihre und sämmtlicher sachkundiger Leser Nachsicht dennoch Hand an's Werk legen zu dürfen. Obgleich die Quellen nicht so reichlich zur Hand waren, wie ich wünschte — ich sage das namentlich mit Beziehung auf a Lasco's Wirken in England und in Polen —, so mußte ich mich doch der Kürze befleißigen, um die bestimmte Bogenzahl nicht zu überschreiten; daher, daß ich mit Noten und Verweisungen auf die Quellen äußerst sparsam gewesen bin und Berichtigungen früherer Angaben durchweg stillschweigend vorgenommen habe. Gar zu gern wäre ich auf eine genauere Betrachtung der theologischen und kirchenpolitischen Grundsätze a Lasco's und deren

Bedeutung für den inneren Entwicklungsgang des reformierten Protestantismus eingegangen; es ist da noch manches dunkle aufzuhellen, manches streitige zu schlichten, manches verkehrte zurechtzustellen, aber, abgesehn von allem andern, schon der Mangel an Zeit, Raum und Hülfsmitteln geboten mir, davon abzustehen, — wenigstens vor der Hand.

Daß ich bei der Betrachtung des Bildes a Lasco's mit Liebe und Freude verweilt habe, wird die Darstellung überall bekunden; das mehr als zweideutige Lob „sine ira ac studio", welches die am wenigsten verstehen, welche es am meisten zum Aushängeschilde gebrauchen, habe ich verschmäht: es war mir darum zu thun, den Mann und sein Leben zu verstehen; daß es der Mühe werth sei, solch ein Leben verstehen zu lernen, namentlich in unsrer Zeit, die nach links und rechts voller sitzt von scheinheilig verkappter Menschendienerei, als sie selber wissen will — das finde hoffentlich nicht ich allein. Ich habe nur noch einen Wunsch, nämlich den, daß an diesem Büchlein sich jeder stoße, der genug gethan zu haben meint, wenn er mit der Trefflichkeit der Väter sich spreizt, ob er gleich keinen Hauch ihres Geistes sein nennen kann. Auf dem Titelblatt der ältesten Drucke der in a Lasco's Gemeinden erschienenen Bücher steht eine Vignette mit der Umschrift: Het rike der hemelen is als een verborgen schat in den acker; in der Mitte steht auf dem Acker ein Pharisäer in beweglicher Erörterung begriffen über den Schatz, der unter seinen Füßen — gute Ruhe hat; bei ihm steht ein Ehrenmann, der gar den Spaten in der Hand hält und den Blick auf den Acker richtet, traun, er würde anfangen zu graben, hätte er nur nicht erst so viel mit dem Mann der breiten Denkzettel und großen Kleidersäume zu beplaudern; im Hintergrunde spannt einer alle Kräfte an, um den Spaten recht tief in's Erdreich zu stoßen, — der Pharisäer und sein Nachbar drehen ihm den Rücken zu. Geistliches Plauderwasser giebt's heutzutage noch mehr als damals; kein Wunder, wenn die Schätze des Himmelreichs gute Ruhe haben und Gal. 1:10 zu häufiger Anwendung kommen muß.

Mitling, den 16. April.
1860.

In Treuen
Ihr
P. Bartels.

a Lasco's Lieblings-Psalm.

Siehe pag. 15, 49 u. 5.

1. Hoe rasen so die Heydenen te hoop?
End die volcken betrachten ydel dinghen;
De Koninghen der eerden rysen op,
End de Princen hueren raed t'samen bringhen,
Om te rotten t'samen teghen den Heere,
End hem vyandelick den Krygh te doen,
End synen Christum van hem ghelieft seere,
Sprekende met sulckerley woorden koen:

2. Laet ons huer banden breken onuerschoont,
Ende van ons verwerpen huere stricken
Mer die daer in den hooghen hemel woont,
Die salse wel belachen end verstricken.
D' almachtigh' Heer sal huer wegen bespotten,
En sal s' in synen toorn dan spreken aen,
End in syner grimmigheyt mits huer rotten
Vry antasten end met schricken beuaen.

3. Ick heb (seyt hy) mynen Koninck ghesett
Naemlick op Sion mynen heylghen berghe;
Ick wil 's Heeren ordeninghe end ghesett
Vertellen, op dat ick niets en verberge.
Dats dat hy heeft gheseyt tot mynen ooren
Du bist ghewis myn wtuerkoren Soon.
Ick heb dy ten desen daghe gheboren
Waeran ich heb myn welgheuallen schoon.

4. Begheer van my end ick sal gheuen dy
Die Heydenen tot erue sonder eynden,
Ende dyn rycke sal hem strecken vry
Ouer al, ja oock totter werelt eynden
Du saltse met eenen yseren staue
In stucken slaen, so sy dy wederstaen,
End' als eenen leemenen pot door straue
Bryselen gants dat sy te niete gaen.

5. Nu dan, ghy Koninghen, wilt doch verstaen,
Die daer gheseten siit in grooter eeren.
Ghy rechters der eerden laet u oock raen,
Ende latet u deghelicken leeren.
Dienet den Heere vry van herten gronde
Om siins toorns wil maeckt dat ghy hem ontsiet,
End verhuegt u van herten end met monde
In beuinghe voor hem met aller vliet.

6. Kust doch eenmael den Sone vriendelick,
Dat hy hem niet gantselick en vergramme,
Dat ghy van den weghe niet eewelick
Vergaet so hoort tydelicken syn stemme.
Wanneer syn toorn als vuer sal op ontbranden,
Eer men denseluen wel sal gade slaen,
Och hoe salich sullen in allen standen
Syn alle, die met vast' hoop' op hem staen.

Abgedruckt aus: De psalmen Dauidis in Nederlandischer sangs-ryme door Jan Wtenhoue van Ghentt. Ghedr. to Londen by Jan Daye den 12. Septembris 1556.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

1. Die Bildungszeit. 1499—1543.

Vielleicht kein einziger unter den reformatorischen Lehrern hat um der Wahrheit willen so viel Vorzüge der Geburt, so glänzende Aussichten für dieses Leben geopfert wie a Lasco.*) Er stammte aus einem angesehenen, reich begüterten Freiherrngeschlechte**) in Polen; die Eltern kennen

*) Literatur: Bertram Historia critica Johannis a Lasco, Aurich 1733. 4°. (viel Belesenheit und Spießbürgerlichkeit ohne sonderliche Kritik aufgewendet im Dienst ebensosehr politischer als kirchlicher Tendenzen); Max Goebel in Herzog's Realenc. an der betr. Stelle; derſ.: Gesch. des christl. Lebens ꝛc. (die Charakteristik der theologischen Richtung a Lasco's ist mißrathen); das Beste: Schweckendieck Johann a Lasco. Emden 1847. (Programm). — Ueber die Ostfr. Verhältnisse: Emmius Rerum frisicarum historia. Lugd. Bat. 1616 fol. Lib. LIX, LX. (beruht auf genauer Kenntniß redlich benutzter handschriftlicher Quellen; betr. die gegen Emmius von Bertram, Brenneisen u. A. geübte Tendenzkritik vgl. u. A. (Tjaden) das gelehrte Ostfriesland. Aurich 1787. 8. 2: 168 ff.); Meiners Oostvrieschlands Kerkelyke geschiedenisse. Band 1. Groning. 1738 (beeinträchtigt durch die fortlaufende Beziehung auf Bertram); Wiarda Ostfr. Gesch. Band 3. Aurich, 1793 pag. 14 ff. (aufgeklärt, ungenau, scheint die kirchenhist. Quellen, die er citiert, nicht selbst gelesen zu haben); Klopp Geschichte Ostfrieslands bis 1570. Osnabr. 1854. — Ueber die polnischen Verhältnisse: Krasinski histoire réligieuse des peuples slaves, avec introd. p. Merle d'Aubigné. Paris 1853. Fischer Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen. 2 Bdch. Grätz 1855. 56; besf.: Erdmann bei Herzog Art. Polen. Ueber die damalige äußere und innere Lage des Protestantismus: Ranke deutsche Gesch. ꝛc. bes. Bd. 5; Heppe conf. Entw. der altprot. Kirche; derselbe: Gesch. des deutschen Protestantismus Bd. 1, zu vgl. mit Landerer b. Herzog Art. Melanchthon und Philippisten; die Biogr. Martyr's von Schmidt; Bullinger's von Pestalozzi. — Hauptquelle: Johannis a Lasco epistolae bei Gerdesius Scrinium antiquarium sive Miscellanea Groningana Gron. 1750 ff. 4°. 4 Bd., woselbst auch viele Briefe a Lasco betr. von und an Utenhove u. A. — Die übrigen Werke a Lasco's; mir standen nur die Schrift gegen Menno und die Resp. ad Westphalum, die Katechismen und die Londoner Confession zu Gebot, die genaueren Titel unten. Ich verzichte darauf, ein Verzeichniß der Schriften a Lasco's zu geben, weil ich nicht dafür würde einstehen können, Unsicheres bei Melch. Adami und Bertram.

**) Polnisch lautet der Familienname Laski, Johannes und sein Oheim schrieben sich constant a Lasco; den einen der Brüder nennt Krasinski

wir nicht, sein Oheim Johannes a Lasco, war Erzbischof von Gnesen, Primas des polnischen Reichs, seine Brüder wurden mit den wichtigsten Staatsgeschäften betraut und griffen in bedeutsamster Weise in die Geschicke ganzer Völker ein; der eine Bruder, Stanislaus, war polnischer Gesandter am Hofe Franz I. von Frankreich und daselbst hoch geachtet, ein anderer, Ladislaus, war Gesandter am Wiener Hof, ein dritter, Hieronymus, ein von den Gelehrten und Staatsmännern seiner Zeit gepriesener Mann, hat in die Geschichte Ungarn's und Deutschland's mächtig eingegriffen, wie wir unten sehen werden.

Unser Johann a Lasco wurde 1499 zu Warschau geboren. Der Gang seiner Erziehung ist uns nicht näher bekannt; es läßt sich erwarten, daß sein Oheim auf dieselbe den größten Einfluß gehabt habe. Derselbe war, wie gesagt, Erzbischof von Gnesen, (seit 1510), am Hofe angesehen, ein edler Character, ein Freund der Wissenschaften und seines Volkes, um dessen Gesetzgebung er sich sehr verdient machte — übrigens ein eifriger Gegner der reformatorischen Lehre. Wahrscheinlich trafen die Sitte der Zeit, des Oheims Wunsch und die eigene Neigung zusammen, den jungen a Lasco für den geistlichen Stand zu bestimmen. Nachdem seine Bildung soweit vollendet, wie die Bildungsmittel seines Vaterlandes sie vollenden konnten, begab er sich, 25 Jahr alt, auf Reisen, um einige auswärtige Universitäten und Höfe kennen zu lernen.

War es wohl seine Absicht, zugleich einen tieferen Blick zu thun in die reformatorische Bewegung, die damals ganz Europa ergriffen hatte, hatte sie vielleicht gar manches, was ihn anzog? Es wäre durchaus nicht unmöglich. Polen wurde von allen Bewegungen, die im 14. und 15. Jahrhundert sich gegen den allgemeinen Verfall der Kirche erhoben, berührt; Waldenser, Hussiten und böhmische Brüder, Wiclif und die großen Concilien des 15. Jahrhunderts hatten sowohl den Adel als auch das Volk auf die Kirchenverbesserung vorbereitet. Schon ehe Luther auftrat, hatten polnische Gottesgelehrte sich gegen die gezwungene Ehelosigkeit der Geistlichen geäußert und gegenüber aller Menschensatzung das Wort Gottes als alleinige Richtschnur des Glaubens hingestellt; Luthers Schriften wurden auf der Universität Krakau ungehindert verkauft und viel gelesen, man begann mehr und mehr in dem alten Glauben wankend zu werden, ohne noch von der Richtigkeit der reformatorischen Lehre fest überzeugt zu sein. Das mag ungefähr der Standpunkt unseres a Lasco auch gewesen sein, als er seine Reise antrat; daß die römische Kirche noch die stärkere Anziehungskraft auf ihn ausübte, werden wir aus dem Umstand schließen dürfen, daß er sich nicht nach Wittenberg zu Luther und Melanchthon begab; alles spricht dafür, daß gleich von Anfang an sein Hauptaugen-

---

Jaroslav, unter den Zeitgenossen hieß er Hieronymus, Erasmus schreibt Hieroslaus.

merk war, den berühmten Erasmus von Rotterdam*) in Basel zu besuchen, dessen Stellung zu den kirchlichen Fragen ganz die der besseren und aufgeklärteren Polen war. Die genaue Bekanntschaft mit der Universität Löwen in Brabant, welche Briefe von Erasmus bei unserem a Lasco voraussetzen, legt die Vermuthung nahe, daß derselbe schon im Jahre 1524 auf seiner Reise diese Universität besuchte, und das konnte ihn nur noch mehr von dem tiefen Verfall der Kirche und der Nothwendigkeit einer Reformation überzeugen. Denn die Männer, die zu Löwen das Wort führten, sonderlich Hoogstraten, repräsentierten den Katholicismus in seiner traurigsten Gestalt, unwissend, aller Wissenschaft, allem Ernste Feind, von tödtlichem nur durch Blut zu stillendem Haß beseelt gegen alles, was nach Besserung seufzte; die Löwen'schen Theologen waren die ersten gewesen, welche Anhänger der evangelischen Lehre auf den Scheiterhaufen lieferten (Juli 1523). Die Versunkenheit der Löwener, der im Gegensatz zu ihnen allgemein verbreitete evangelische Sinn konnte a Lasco nur um so entschiedener zu Erasmus weisen, auf den sich tausend Augen in den Niederlanden damals richteten, aller derer, die Besserung wünschten und sich noch zu keinem Bruch mit der römischen Kirche verstehen konnten. Doch kam er nicht sofort zu Erasmus, er nahm seinen Weg über Zürich, wo er Zwingli kennen lernte (Herbst 1524), nach Frankreich. Am französischen Hofe scheint er sich große Achtung erworben zu haben, denn man findet, daß er mit der Schwester des Königs Franz, der Königin Margareethe von Navarra, in Briefwechsel stand; von dort aus kam er dann nach Basel zu Erasmus (Sommer 1525).

Erasmus stand schon seit geraumer Zeit mit Polen in Verbindung und rühmte sich des allgemeinen Wohlwollens, das die polnischen Großen für ihn hegten; so nahm er denn a Lasco zuvorkommend auf und beide wohnten geraume Zeit beisammen in einem Hause; a Lasco bestritt mit polnischer Freigebigkeit die Kosten des Haushalts. Erasmus kann die Trefflichkeit seines neuen vornehmen Freundes nicht genug rühmen: „ruhmvolle Ahnen," schreibt er, „glänzender Rang, noch glänzendere Aussichten, wunderbarer Reichthum des Geistes, verbunden mit ganz ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, haben auch nicht den leisesten Hauch von Stolz bei ihm zu Wege zu bringen vermocht," „die Milde seines Charakters macht es ihm möglich, mit allen zu harmonieren," „sein Character ist dabei fest, sein Urtheil verständig, wie das eines alten Mannes," „eine fleckenlose Seele, köstlicher als Gold und Edelstein," kurz: „ich alter, unter Krankheit, Arbeit und Anfeindung hinwelkender Mann, bin durch seinen lieblichen Umgang schier wieder jung geworden." Erasmus sah es kommen, daß der treffliche junge Mann nicht lange bei ihm weilen dürfe, sondern zum Dienste des Vaterlandes werde aufgerufen werden. Schon im October des Jahres 1525

*) Epistolarum D. Erasmi Roterod. Libb. XXXI. et Phil. Melanchthon. Libr. IV. Londini 1642. Fol.

traf Befehl zum Aufbruch von Hause ein; es scheint, daß a Lasco mit Aufträgen seines Königs nach Frankreich und Spanien gehen sollte. Indes muß er auch Italien noch gesehen haben, da Beatus Rhenanus,*) welcher ihm seine Ausgabe des Plinius dedicierte, die Zuschrift (Februar 1526) nach Padua richtete, wo er a Lasco in ungestörter wissenschaftlicher Arbeit sich denkt. Doch schon im Februar 1526 befand er sich auf der Heimreise nach Polen, das er auch vorläufig nicht wieder auf längere Zeit verließ, obgleich er manchmal für diplomatische Sendungen ausersehen wurde; seine schwächliche Gesundheit und seine Vorliebe für die stillen Studien entzogen ihn der unruhigen staatsmännischen Laufbahn.

In Basel behielt man a Lasco in freundlichem Angedenken, und Erasmus und seine Freunde konnten sich in die Trennung von ihm gar nicht finden: „es hat mir einige Monate gekostet", schreibt ihm scherzend Erasmus, „mein durch deine Freigebigkeit verwöhntes Haus auf den ehemaligen kargen Fuß zurückzubringen, den ganzen Herbst und Winter habe ich mich mit Rechnereien abquälen müssen." Glareanus, der zu Basel die alten Griechen und Römer auslegte, erhielt von und durch a Lasco freigebige Unterstützung, hielt auch unter ganz ungewöhnlichem Zulauf Vorlesungen über ein Buch, das nach Erasmus Ausdrücken der junge a Lasco geschrieben haben könnte; es ist uns aber nicht sicher bekannt.**) Erasmus, trat auch mit allen Angehörigen a Lasco's, den meisten Würdenträgern des Reichs und dem Könige von Polen in brieflichen Verkehr, durch welchen er einen heilsamen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten auszuüben versuchte. Reiche Geschenke, die dem Erasmus von Polen aus zugingen, beweisen, daß man sein Wort wenigstens wohlgefällig anhörte. — Aber welchen Einfluß übte nun diese Berührung mit den großen Männern des Auslandes aus auf a Lasco's eigene innere Entwickelung? Sie mußte ihn auf jeden Fall einen großen Schritt weiter führen. Erasmus, der kühne Bestreiter des unwissenden verfolgungssüchtigen Mönchsthums, der eifrige Förderer der Wissenschaften, sonderlich des Studiums des neuen Testaments, welches er nicht bloß den Gelehrten sondern namentlich auch dem Volke zugänglich gemacht wissen wollte, hatte alle Besseren zu großen Erwartungen berechtigt. Auch a Lasco gesteht ausdrücklich, Erasmus habe ihn entschieden an die Theologie gefesselt und ihn zuerst tiefer in dieselbe eingeleitet. Aber Erasmus war kein in die Tiefe dringender Geist; so wenig hatte er das innerste Wesen des Christenthums durchdrungen, daß er, von Bewunderung hingerissen für die Weisheit der Griechen und Römer, sagte: „kaum kann ich mich enthalten zu sprechen: heiliger Socrates, bitte für uns;" mit

*) Cit. bei Bertram. Erläuterte und vertheidigte ostfr. Reformations- und Kirchengesch. Aurich 1738. 4°. pag. 69. ff.

**) Schreibers Monographie über Glareanus, Freiburg 1837. 4°. giebt darüber keine Auskunft. Ich zweifle nicht, daß eine Schrift Glareans gemeint ist,

den Reformatoren war er anfangs befreundet gewesen, aber gerade zu der Zeit, als a Lasco bei ihm in Basel weilte, vollzog sich ein unheilbarer Bruch zwischen Erasmus und der Reformation; mit Luther gerieth er in heftigen Streit, indem er Luther's Lehre von der Knechtung des Willens durch die Sünde bekämpfte, mit den Schweizern zerfiel er über das Abendmahl. Obgleich nicht überzeugt von der Richtigkeit der römischen Lehre, obgleich außer Stande, dem Gewicht der Gründe zu widerstehen, die Oecolampad für die reformierte Lehre geltend machte, getraute er sichs nicht, mit der Ueberlieferung zu brechen, denn, sagte er, nichts kann gottselig sein, was mit der Lehre der Kirche in Widerspruch steht; dazu schreckte ihn der Streit der evangelischen Lehrer unter einander: Erasmus hatte den Glaubensmuth nicht, mit der Schrift in der Hand sich hineinzustürzen in das Wogen der Geisterschlacht. Andre Männer, die a Lasco in Basel kennen lernte, Pellicanus, welcher ihn in das alte Testament einführte, Oecolampad, der besonnene aber entschiedene Reformator Basels, Camerarius, der vertraute Freund Melanchthon's, waren geeigneter, ihn der Reformation näher zu bringen. — Aber, wir haben bereits im Vorbeigehen erwähnt, daß a Lasco, schon ehe er in Erasmus Haus kam, etwa im Herbst 1524, Zürich berührte und daselbst Zwingli kennen lernte; a Lasco selbst bekannte noch in seinen letzten Lebensjahren, wo in Deutschland der Name Zwingli's fast gehaßter war als der Name Judas Ischarioth's, daß er grade von diesem Mann durch Gottes gnädige Führung den ersten kräftigen Antrieb zum Forschen in der Schrift erhalten habe.*) Auch manche eigenthümliche Punkte der Lehre, die a Lasco später entwickelte, führt er selbst auf Zwingli's Anregung zurück. Wenn übrigens auch irgend etwas geeignet war, a Lasco über den Unterschied zwischen dem wirklichen Zwingli und dem von den Hadergeistern erdichteten, dem Vater aller Schwärmerei, für immer aufzuklären, so war es eine persönliche Bekanntschaft mit Zwingli grade zur Zeit seines Kampfs mit den Schwärmern — Herbst 1524.

Mit dem Stachel der Frage nach dem Wort der Wahrheit im Herzen, kehrte a Lasco also in sein Vaterland zurück: die ersten Samenkörner waren in sein Herz gefallen, sie gingen auf, langsam, unmerklich aber sicher, denn sie hatten einen guten Boden gefunden (Marc. 4:

---

welche er unsrem a Lasco dedicierte, nämlich sein Buch de geographia, welches 1529 zu Freiburg erschien; als Glarean dies Buch zu schreiben und a Lasco zu dedicieren beabsichtigte, schrieb Erasmus (Mai 1527 l. c. pag. 829) Glareanus frequenti auditorio profitetur tuum libellum, alii .... vix habent sex auditores .... hic habet sexaginta .... arbitror hoc esse tui ingenii, nam omnino praeter hujus academiae morem est. Erasmus hat sich eben erasmisch ausgedrückt.

*) Resp. ad Westph. 18 u. 114.

26—28.). Zwar erzählt er, anfänglich sei ihm ebenso bange gewesen wie dem Erasmus, mit dem Alten zu brechen, wenn es auch nicht mehr befriedige; denn woher solle man so bald etwas sicheres wieder nehmen? auch haben Kriegsunruhen und das Geräusch des Hofes ihn um die schöne Zeit betrogen, die er so viel lieber und fruchtbarer seinen Studien gewidmet hätte: „ich war im Pharisäerthum befangen," klagt er, „und haßte in Unwissenheit die Kirche Christi;" das Herz war nicht dabei, er betrachtet die Zeit als eine solche, in der er sich selber verloren hatte. Dennoch machte er es möglich, sich tiefer in die Fragen hineinzuarbeiten, die ihn im Innersten ergriffen hatten. Schon in dieser Zeit, vor 1530, lernte er Melanchthon aus dessen Schriften kennen*) und einige Jahre später steht er mit ihm in Briefwechsel; junge Leute aus Polen waren, wie es scheint auf a Lasco's Antrieb, nach Wittenberg gesendet, um unter Melanchthon sich auszubilden. Charakteristisch ist, daß der Streit zwischen Erasmus und Luther über die Willensfreiheit oder Willensknechtschaft des Sünders a Lasco's Aufmerksamkeit mächtig anzog. Der älteste Brief, den wir von ihm besitzen, ist noch im Jahr seiner Heimkehr nach Breslau geschrieben, um von dorther alle Schriften zu erlangen, die seit seinem Abzug von Basel von beiden Seiten über die Frage erschienen sein möchten. Grade ein so zartes Gemüth, wie das a Lasco's war, konnte sich am wenigsten den Abstand verhehlen zwischen dem vollkommenen Gotteswillen und der menschlich tadellosesten eignen Gerechtigkeit, konnte sich am wenigsten die Unmöglichkeit verbergen, aus eigner Macht Frieden zu stiften, ja auch nur der erlösenden Gnade Gottes in Christo entgegenzukommen. Erasmus Erörterungen waren eher geeignet, seinen Augen die gähnende Kluft so recht offen zu legen, als eine Brücke darüber zu bauen, ihn inne werden zu lassen, was er später einmal sagte, wenn er sich auch vor Menschen keines Dinges bewußt sei: „allein Gottes Gnade hat mich bewahrt, sonst wäre ich in alle Bosheit verfallen, und keine Weltweisheit hätte mich davor beschützt; ich wäre der beklagenswertheste aller Menschen gewesen, wenn nicht Gottes Erbarmen mich schirmte." War a Lasco im Pharisäerthum verloren, so glich er darin dem großen Schüler Gamaliel's, der, ein Pharisäer und eines Pharisäers Sohn, vor Menschen unsträflich, ein untadeliger Eiferer um das Gesetz, mit allem guten Gewissen vor Gott sich hielt zu der Bürgerschaft Israels und doch innewerden mußte, wie ein knechtendes Gesetz in seinen Gliedern ihn beugte zu thun, was sein inwendiger Mensch nicht wollte, ihm gleich einem unter die Räuber Gefallenen den Hülferuf entpreßte: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen! Erasmus Beschwerden, „daß das Evangelium in Deutschland und der Schweiz auf schlechten Stützen ruhe," konnten auf die Dauer keinen a Lasco irre machen, und obgleich kein Zeichen einer zwischen beiden

*) ibid. 22.

eingetretenen Spannung vorliegt, obgleich Erasmus noch im Jahr 1527 in alter Weise a Lasco preist in einer Zuschrift an den Erzbischof von Gnesen: die Briefe an a Lasco, die Erwähnung seines Namens in den sonst häufig nach Polen gerichteten Briefen des Erasmus werden doch selten. Noch in seinem Testament (Februar 1536) vermachte Erasmus einer in Basel getroffenen Verabredung gemäß unsrem a Lasco seine Bibliothek für 200 Gulden; aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Ton, in welchem er von seinem Freunde redet, viel von der frühern Innigkeit verloren hat. — Im Jahr 1531 starb a Lasco's Oheim und darf man annehmen, daß damit ein Band mehr aufgelöst wurde, welches ihn noch in der römischen Kirche fest hielt. Die immer angesehneren Aemter, die er in der polnischen Kirche bekleidete, entfremdeten ihn derselben innerlich um so mehr, je klarer die allmähliche Verbesserung der Kirche, die Erasmus und seine Gesinnungsgenossen von Königen und Prälaten erwarteten, sich als eine vergebliche Hoffnung herausstellte, je schroffer die Obliegenheiten seines Amtes mit seiner stets tiefer in die Schrift wurzelnden Ueberzeugung in Widerspruch traten. „Heißt das nicht — so dürfen wir uns seine Gedanken herauslesen, aus dem was er seinem in ähnlicher Lage beunruhigten Freunde Hardenberg*) später vorhielt — heißt das nicht lästern, wenn man die Mißbräuche durchschaut, durch welche Christi Name und Verdienst entweiht wird, und sie dennoch mitmacht? Was frommts, in der Predigt das Unrechte zu strafen mit allgemeinem Tadel, der über die Köpfe dahinfährt und nicht den Einzelnen trifft? Hier gilts, mit dem Hammer, der Felsen zerschmeißt, auf jeden Stein zu schlagen; das ist des Hirten- und Lehramts Beruf, jeden an seine Pflicht zu mahnen, will man das nicht vertragen, will man uns das Mitmachen und Durchdiesingersehn zur Pflicht machen: ist da Nachgiebigkeit nicht Untreue gegen Gott? Soll man da noch erst einen besondern Zug des Geistes abwarten? Redet das Wort des Geistes nicht deutlich genug: gehet aus von ihnen, rühret nichts unreines an, so will ich euch annehmen (2. Cor. 6)? Oder kann man im Geiste sich von dannen heben und doch mit dem Leibe bleiben mitten in dem Unwesen? Wahrlich, wer im Geiste nur einmal mit Ernst hinausgegangen ist, der kann nicht länger unter denen weilen, die der Gerechtigkeit und dem Verdienst Christi täglich die gebührende Ehre rauben." In der Stille reifte a Lasco's Entschluß; kein Zeugniß ist irgendwie zu finden, daß er etwa bei einem der Schweizer Freunde sich Raths erholte, daß er sich irgend mit Fleisch und Blut berieth. Im Jahre 1536**) schlug seine Stunde;

*) Hardenberg und sein Verhältniß zu a Lasco betr. vgl. Schwecken-dieck Dr. Albert Hardenberg Emden. 1859. 8°.

**) Utenhove's unter a Lasco's Augen geschriebene Angabe in der unten zu nennenden simplex et fid. nar. p. 234, daß a Lasco den 3. Dec. 1556 nach Polen heimgekehrt sei, nachdem er viginti amplius annos von Hause fern gewesen, ist entscheidend.

der König hatte ihn zum Bischof von Cujavien ernannt: er war an den Scheideweg gestellt, und „von dannen!“ lautete sein Entschluß. Er begab sich zum König, eröffnete ihm freimüthig seine Ueberzeugung, die ihm verbot, die Stelle anzunehmen, und ihn drängte auswärts eine Stätte zu suchen, wo er seines Glaubens leben könne. „Ich war,“ so schrieb er später, „ein rechter Pharisäer mit Titeln und Pfründen von meinen Knabenjahren her reichlich ausstaffiert; durch Gottes Gnade habe ich das alles verlassen, verlassen mein Vaterland und meine Freunde, unter denen ich nicht leben konnte als Christi Knecht, nun will ich in der Fremde meines armen für mich gekreuzigten Herrn Christi armer Knecht sein.“ „Gott sei Dank, der mich mir selber wiedergegeben,“ „er wird das Scherflein nicht verschmähen, das ich nach dem Vorbild der Wittwe im Evangelio zum Aufbau seiner Gemeinde beizutragen begehre.“ Mit Empfehlungsbriefen seines Königs versehen, verließ er die Heimat ohne Erbitterung. Seinem polnischen Vaterlande blieb a Lasco stets mit ganzer Seele zugethan; um der Wahrheit willen wußte er sich davon loszureißen, aber immer blieb er sich bewußt, zu allererst dem Volke seine Dienste schuldig zu sein, dessen Glied er von Gottes wegen war, wenn er nur in Gottes Namen ihm dienen könne. Darum trat er nie ein Amt an, nie auch nur über ein Amt in Unterhandlung, ohne die ausdrückliche Bedingung: er wolle jederzeit sofort frei sein, wenn ihn sein Vaterland aufriefe zum Dienst des Evangeliums. Aber gerufen wollte er werden. Es war ihm nicht genug, für seine Person seines Glaubens leben zu dürfen durch der Menschen Gunst, und noch minder wollte er sich dazu hergeben, unter einer Bischofsmütze die evangelische Wahrheit in Polen einzuschwärzen; er wußte, daß Christus ein König der Wahrheit ist, wollte sein Volk der Wahrheit nicht als einer königlichen huldigen, so war es ihrer nicht werth; die Wahrheit bietet sich an und läßt sich finden von dem, der sie redlich sucht, aber einbetteln und einschleichen kann sie sich nie. Auch des Erasmus Andenken blieb ihm theuer. „Ich zweifle nicht,“ schreibt er, „daß Erasmus, wenn er jetzt noch lebte, viel billiger urtheilen würde; jeder hat seiner Gaben Maß und keiner kann alles: uns bleibt immer noch viel zu lernen übrig. Es geziemt uns, uns dessen zu freuen, was uns Gott nach seinem Wohlgefallen spendet je nach dem Maße unsres Glaubens. So haben wir uns auch der Gaben des Erasmus zu freuen, deren Größe und Menge niemand bestreiten kann, und Gottes Güte darin zu erkennen, und, haben wir je mehr erlangt, so laßt es uns hinnehmen als von Gott gegeben.“

a Lasco nahm seinen Weg zunächst nach den Niederlanden. Hatte er etwa geglaubt, es sei dort besser geworden seit der Zeit, wo die Versunkenheit der Löwenschen Theologen ihm und Erasmus wie allen Besseren viel zu klagen gab, so hatte er sich getäuscht. Zwar war der Same des Evangeliums über das ganze niederländische Volk gestreut und wurzelte tiefer und tiefer, aber zu Löwen hatte man noch immer keine bessere Ant-

wort darauf als Kerker und Scheiterhaufen. Am brabantischen Hof hätte er ohne Mühe eine Stätte finden können; die Empfehlung seines Königs, die einflußreiche Stellung seines Bruders Hieronymus am Hofe des Königs Ferdinand hätte ihm zu Brüssel alle Thüren aufgethan. In der That suchten ihn zu Antwerpen die angesehensten Männer auf, der Kanzler des Königs Ferdinand und der Markgraf von Brandenburg machten ihm die glänzendsten Anerbietungen, wenn er in des Kaisers oder in des Königs Dienste treten wolle — sie bewogen ihn dadurch nur, noch entschiedener allem Glanz den Rücken zu kehren. Seine Trennung von der römischen Kirche vollendete er auch äußerlich dadurch, daß er sich zu Löwen mit einem bürgerlichen Mädchen ohne Vermögen verheirathete. Nach einem kurzen Zusammensein mit Albert Hardenberg, den er schon länger kannte und schätzte, mit dem ihn fortan die innigste Freundschaft verband, zog er sich zurück fast in die verschollenste, aber eben dadurch auch von dem allgemeinen Kriegslärm entfernteste Ecke Deutschlands — nach Emden.

Weich hatte er sich da nicht gebettet; denn wenn auch die Evangelischen in Ostfriesland mehr als irgendwo sonst Freiheit des Gewissens genossen, so konnte das kirchliche Leben in keiner Weise als ein blühendes bezeichnet werden, und im Uebrigen war seine Lage eine recht gedrückte. Abgesehen von dem großen Abstand zwischen dem Leben am polnischen Hofe oder in hohen Würden der Kirche und einer kleinen dumpfen Stadt — Emden war damals noch sehr unbedeutend — bedrohte ihn Mangel auf die Dauer: man sieht aus seinen Briefen, daß er auch kleine Ausgaben scheute und einen Theil seiner Bibliothek zu verkaufen suchte. Auch konnte er das Klima nicht vertragen; die an der Nordseeküste einheimischen Wechselfieber griffen seine Gesundheit so sehr an, daß er schon bald wieder an Weiterreisen dachte, dazu litt er, wie auch später noch oft, an einem alten Hämorrhoidalleiden litt. Dennoch äußerte er keinen Unmuth und trug die Lage ein paar Jahre in Geduld, ja mit Dank gegen Gott, „der sich ihm als Herrn über Gesundheit und Krankheit, über Tod und Leben recht nachdrücklich fühlbar mache und ihn alles in die rechte Hand stellen lehre, ihm auch nur so viel auferlege wie ihm zu tragen heilsam sei"; aus allem Druck heraus ruft er seinem schwankenden Hardenberg noch zu: „reiß dich nur los aus der Knechtschaft des Pharisäerthums, wage es nur mit dem Herrn, dir wird nichts mangeln und ich habe noch genug mit dir zu theilen." Hätte ihn ja in dieser Prüfung der Sorgengeist versuchen wollen, wieder wankend zu werden und den Rückweg nach Polen — der stand ja noch immer offen — anzutreten, so war die Geschichte seines eigenen Hauses zu dieser Zeit ganz geeignet, ihm seine Lage im wahren Licht zu zeigen und sein Herz fest zu machen.

a Lasco hatte, wie bereits gesagt, einen Bruder Namens Hieronymus, welcher auf dem ..... spielte. Als das ungarische Königshaus

durch den Fall König Ludwigs II. in der unglücklichen Schlacht bei Mohacz gegen die Türken (1526) erloſch, traten zwei Bewerber auf um die erledigte Krone. Die nächſten Anſprüche hatte Ferdinand von Oeſterreich, der nachmalige römiſche König, aber eine andre Partei, die den Woiwoden Johann Zapolya von Siebenbürgen erwählte, drang vorläufig durch. Doch bald erhielt Ferdinand das Uebergewicht, und Zapolya mußte alles verlaſſend nach Polen flüchten. Er fand Aufnahme am polniſchen Hofe und ſchloß ſich an Hieronymus a Lasco an, der ihm den Rath ertheilte, ein Bündniß mit den Türken zu ſchließen und durch türkiſche Waffen die Oeſterreicher aus Ungarn zu vertreiben; er ſelbſt wolle verſuchen, das Bündniß zu Stande zu bringen. Zapolya ging hierauf ein und verſprach ihm Siebenbürgen, wenn das Werk gelänge. Und es gelang. Ohne andre Hülfsmittel als ſeine Gewandtheit brachte er in kurzer Zeit ein Bündniß zu Stande: eine furchtbare türkiſche Heeresmacht brach auf und rückte unaufhaltſam bis vor das faſt wehrloſe Wien. Die abendländiſche Chriſtenheit zitterte, zum erſtenmal hallte der Schlachtruf der Moslim über deutſches Land. Zwar mißglückte der Angriff auf Wien, und Soliman zog ab, aber aus ſeinen Händen empfing Zapolya die ungariſche Krone. Und Hieronymus? Erhielt der Welt Lohn. Zapolya ſah den Mann ungern, dem er alles verdankte; Siebenbürgen gab er ihm nicht, ſchuldigte ihn vielmehr hochverrätheriſcher Pläne an und ſetzte ihn gefangen. Bald mußte freilich der völlig unſchuldige a Lasco ehrenvoll freigelaſſen werden, aber tiefgekränkt verließ er Zapolya und beſchloß, das Werk zu zerſtören, das er hatte bauen helfen: er ging zu Ferdinand von Oeſterreich und wurde mit offenen Armen aufgenommen. In deſſen Dienſt wohnte er mehreren Schlachten gegen Zapolya bei und ging dann nach Conſtantinopel, um dort gegen denſelben zu arbeiten. Hier wurde er in lange Haft geworfen und mit genauer Noth entlaſſen. Grade zur Zeit als unſer Johannes a Lasco zu Emden in trüber Lage ermeſſen konnte, wie viel er verlaſſen hatte, ward er nach Hauſe gerufen: ſein Bruder Hieronymus ſei zum Tode krank. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte er zu Conſtantinopel Gift erhalten; Johannes ſah ihn ſterben. Das alſo war die Herrlichkeit Aegypti, die er verlaſſen hatte, um die Schmach Chriſti zu erwählen? Kein Wunder, daß er geſtärkt nach Emden heimkehrte, wo nun ſeiner eine Berufung wartete, „um ſein Scherflein zum Aufbau der Gemeinde Chriſti beizutragen, die er weiland in Unwiſſenheit gehaßt hatte!“

2. Die Arbeit in der heimatlichen Fremde.

1. Oſtfriesland 1543—49.

Die erſten drei Jahre lebte a Lasco in Emden als Privatmann. Es konnte nicht ausbleiben, daß ſeine hohe Herkunft, der Ruf ſeiner Ge-

lehrſamkeit und ſein gottſeliger Wandel aller Augen auf ſich zogen und bei vielen den Wunſch rege machten, einen ſolchen Mann für die oſtfrieſiſche Kirche zu gewinnen. Dieſe befand ſich damals in einem ziemlich traurigen Zuſtande. Nach einem raſchen Aufſchwung zu Gunſten der Reformation war in den dreißiger Jahren theils durch den Sakramentſtreit theils durch den ſiegreichen feindlichen Einfall des katholiſchen Herzogs von Geldern ein Stillſtand eingetreten, der nur zu bald in Rückſchritt überging. Die Anhänger des Papſtthums faßten wieder feſten Fuß, ein ganzer Schwarm von allerhand Sectierern niſtete ſich ein und die Nichtsnutzigkeit einer großen Anzahl von Paſtoren machten den Gegnern der Evangeliſchen ihre Zerſtörungsarbeit leicht. Graf Enno war nicht der Mann, der Noth der Kirche aufzuhelfen. Angeſehene und ernſte Männer aus dem Adel, wie aus dem Emder Magiſtrat wieſen den Grafen auf a Lasco hin, den er zum Paſtoren in Emden und zum Superintendenten des Landes zu gewinnen ſuchen möge. a Lasco mußte damals den Antrag ablehnen, weil er der Landesſprache noch nicht mächtig genug, und durch unabläſſige Kränklichkeit arbeitsunfähig war; dazu hatte ſein Bruder Hieronymus in der Hoffnung baldiger Heimberufung Johann's nach Polen ihm das Verſprechen abgenommen, ſo lange er lebe, nirgends im Auslande in feſte Dienſte treten zu wollen. So empfahl a Lasco ſeinen Freund Hardenberg; da aber Hardenberg Bedenken trug, auch Leute, die wir bald näher kennen werden, das Ihrige bei der Sache einzuwenden hatten, ſo mochte Graf Enno ſich keine Mühe weiter geben: die Sache ſchlief ein. Aber gleich nach Enno's Tode, als die Gräfin Anna die vormundſchaftliche Regierung in die Hand nahm, wurde Ernſt gemacht, und a Lasco, mittlerweile mehr an Klima und Sprache gewöhnt und durch den Tod ſeines Bruders von ſeinem Verſprechen entbunden, ging auf die Unterhandlungen ein. Hardenberg wollte noch immer nicht zuſagen und ſo nahm a Lasco die ihm angetragene Stellung an unter der zwiefachen Bedingung, ſofort zurücktreten zu können, wenn er zum Dienſt des Evangeliums nach Polen gerufen werde, und — wenn je Miene gemacht werden ſollte, ihn in ſeinem Amt an irgend etwas andres zu binden als an Gottes Wort und Willen. Alle die in und für Oſtfriesland das Beſte wollten und erkannten, wünſchten ſich Glück zu der Wahl der Gräfin; aber im Auslande machte die Sache einen andern Eindruck. a Lasco berichtete ſofort nach Polen, wie er jederzeit zum Dienſt am Evangelio dem König zur Verfügung bleiben wolle. Man bot ihm freie Rückkehr an und trotz ſeiner Verheirathung wurde ihm Ausſicht auf ein Bisthum gemacht; aber a Lasco antwortete: „ein Hund freſſe wieder was er geſpeiet habe, mit keiner Apoſtelſchaft in Biſchofsmütze oder Kapuze wolle er zu ſchaffen haben; wünſche man ſeine Rückkehr, ſo möge man ihn zu einem rechtſchaffenen Dienſt am Evangelio berufen.“ Die Folge dieſer Antwort war vollſtändige Aufkündigung aller Freundſchaft, worüber er ſich mit dem Gedanken tröſtete: „ſo

bleibt mir doch zum Vater Gott, der mich erwählet hat, und der wird mir bleiben, wenn auch alle die Meinigen mich verlaſſen, er hat mir ja ſo viel gelaſſen, daß ich über Mangel nicht zu klagen habe". Es zeigte ſich auch bald, da Locken und Drohen ſich fruchtlos erwieſen, daß der Riß zwiſchen a Lasco und ſeinen Verwandten ſich allmählich wieder zuzog, und ſchon nach wenigen Jahren war er wieder mit ſeinen Brüdern in brüderlichem Briefwechſel. Einen gefährlicheren Feind weckte ihm ſeine Anſtellung in der Nähe: den brabantiſchen Hof; ſo freundlich man ihm allerhand Anerbietungen gemacht hatte, wenn er in kaiſerliche oder in Ferdinands Dienſte treten wolle, ſo ergrimmt ſah man nun den Mann an, da er an die Spitze der evangeliſchen Kirche in Oſtfriesland trat. Man ſah es deutlich kommen, was nur zu bald geſchah, daß der neue Aufſchwung des Proteſtantismus in Oſtfriesland den Evangeliſchgeſinnten in den Niederlanden Muth, Stütze und Zuflucht bieten werde. Dazu kam, daß der Bruder des verſtorbenen Grafen Enno, Johann, ſpäter genannt von Falkenberg, nachdem er erſt ein eifriger Förderer der Reformation geweſen, zu Brüſſel ſich mit der natürlichen Tochter Maximilians I., Dorothea von Oeſterreich, vermählt und der römiſchen Kirche wieder zugewandt hatte, nun von Brüſſel aus Gelegenheit ſuchte, ſeinem Unmuth gegen die Proteſtanten und gegen die ganze Ordnung der Dinge in Oſtfriesland Luft zu machen; er hätte gar zu gern das Ruder des kleinen Staats in ſeine Hand genommen. a Lasco ließ er ſeinen Einfluß oft genug fühlen, doch dieſer legte unerſchüchtert die Hand ans Werk.

Zunächſt wendete er ſich gegen die Ueberreſte der römiſchen Zeit: die Mönche im Franziskanerkloſter zu Emden und die Bilder in den Kirchen. Die Oberhand hatten freilich zur Zeit der Anſtellung a Lasco's die Proteſtanten weit genug, aber es fehlte viel daran, daß das römiſche Weſen ſchon ganz aus dem Lande entfernt geweſen wäre; noch viele von ſolchen waren übrig, die frei ausſprachen und feſt meinten, mit den Bildern und der römiſchen Gottesdienſtordnung werde alles ſtehn oder fallen, und weit mehr noch ſchwankten zwiſchen dem Alten und Neuen unſicher hin und her. An dieſe machten ſich die Mönche, die zwar keine Meſſe mehr halten durften, aber doch noch immer predigten, Taufe und letzte Oelung ertheilten, Kranken- und Hausbeſuch ausübten, Teſtamente ſchrieben und keine der ſo ſich darbietenden Gelegenheiten unbenutzt ließen, an ſich zu ziehen, was ſich irgend ziehen ließ. Den Mönchen wurde von der Gräfin auf a Lasco's Antrag befohlen, fortan die Abfaſſung von Teſtamenten und die Austheilung von Sacramenten zu unterlaſſen, auch keinen aus ihrer Mitte zum Predigen zuzulaſſen, er ſei denn zuvor vom Superintendenten geprüft und tauglich befunden. Die Mönche ſchützten ältere Rechte vor, ſie hätten mit keinem Superintendenten zu ſchaffen, und am allerwenigſten ginge ſie dieſer Ausländer an mit ſeinem langen Barte. Von einem Religionsgeſpräch mit a Lasco wollten ſie natürlich noch viel weniger etwas wiſſen; ſie wußten

nichts besseres zu thun als Unzufriedenheit gegen ihn auszustreuen, alle, die ihnen das Ohr liehen, gegen diese Neuerungen einzunehmen, Gefahren vorzuspiegeln und namentlich auf Graf Johann's und des Kaisers Zorn hinzuweisen. Dieser letzte Punkt war allerdings die Stärke dieser Mönche, und da die Gräfin und ihre Räthe fühlten, daß a Lasco's Verfahren ihnen Unannehmlichkeiten bereiten könne von Seiten Graf Johann's, so betrieben sie die Sache lässig und äußerten sogar Unwillen gegen den lästigen Reformator. Dieser aber wußte wohl, daß es gelte, sofort das erste mal Ernst zu machen, wenn überhaupt jemals Ernst werden solle, und richtete in diesem Sinne ein sehr dringendes Schreiben an die Gräfin: „sie möge doch um keinen Preis durch bloße menschlich kluge Berechnung sich leiten lassen in solcher Sache, es handle sich hier einfach darum, ob Gottes Wille gelten solle oder der Menschen Eigenweisheit; das Treiben der Mönche und die Verehrung der Bilder streiten gegen das klare Schriftwort, darum gebe es hier nichts zu accordieren und durch die Finger zu sehen, die Gräfin möge um Menschen unbekümmert ihres Amtes warten, das Gott in ihre Hand gegeben, und abstellen, was Gott mißfällig sei, als ihren obersten Grundsatz, der überall durchschlage und anwendbar sei, möge sie das Wort der Schrift gelten lassen: „werdet klug ihr Könige und lasset euch züchtigen ihr Richter auf Erden, dienet dem Herrn mit Furcht und freuet euch mit Zittern, auf daß er nicht zürne." Damit werde sie sicher gehen, denn nicht Menschenklugheit sondern das Wort der Wahrheit in Christo werde uns richten am jüngsten Tage. Er für seinen Theil wisse auch recht gut, wie angenehm es sei, den Menschen zu gefallen und wie viel Leid es ihm bringen könne, wenn er andre gegen sich einnehme; er sei ein Fremdling und habe eine unversorgte Familie, allein ihm sei nur eine Wahl gelassen: entweder müsse er Menschengefallen obenan stellen oder Christi Knechtschaft, gleichviel ob es die Leute haben wollen oder nicht, er habe gewählt: lieber wolle er den Bettelstab in die Hand nehmen als den Unwillen des Herrn auf sich laden, er wolle es auf den ankommen lassen, der auch den jungen Raben Speise giebt. Der Gräfin hohen Sinn kenne er zu gut, um nicht offen zu ihr zu reden, anders zu sprechen würde er sich für Niederträchtigkeit anrechnen müssen; wolle die Gräfin Gott mehr dienen als den Menschen, so diene er ihr gern; wo nicht, so möge sie ihn ziehen lassen." — Gräfin Anna verstand den wahrhaft freien Mann, antwortete ihm sehr wohlwollend und ertheilte Befehl, die Bilder, aber allmählich, zu beseitigen; nur ohne Aufsehen müsse es geschehen durch Leute, denen das zukomme, durch die Kirchenvorsteher nämlich, denen sie gleichzeitig Anweisung zugehen ließ; auf alle Weise habe man den „dullen Pöpel" aus dem Spiel zu halten. Die Mönche spannen die Sache hin, bis im November des Jahres 1543 Graf Johann nach Ostfriesland kam. Dieser, mit seinen Prätensionen auf dem politischen Gebiet zum Schweigen gebracht, wollte auf dem kirchlichen wenig-

stens sich geltend machen, und trat mit allerhand Anschuldigungen gegen a Lasco hervor, ja wollte ihn weggejagt sehen. Dieser aber vertheidigte sich so, daß er scheinbar ganz umgestimmt wurde und sich bei der entschlossenen Antwort der Gräfin beruhigte: sie könne a Lasco nicht entbehren und wolle ihn behalten. Den Mönchen wurde der öffentliche Gottesdienst nicht fürder gestattet und aller Einfluß auf die Gemeinde entzogen; übrigens blieben sie ungestört im Kloster, bis endlich — aber erst 1561 — die letzten sieben sich abfanden mit der Gräfin und von dieser beschenkt freiwillig abzogen. Ebenso kamen langsam aber sicher die Bilder fort, und als nun erst das rechte Prinzip anerkannt war, geduldete sich a Lasco auch; er wußte, daß der Diener am Wort seine Stärke haben muß nicht allein in der Entschiedenheit, sondern ebenso sehr und noch mehr in der Geduld.

Mittlerweile mußte a Lasco auch bereits an ein zweites nicht minder saures Stück Arbeit die Hand legen: er hatte einen Kampf mit den Sectierern zu beginnen. Die Wiedertäufer in allen Arten, Unterarten und Spielarten, in Sachsen und in den Niederlanden blutig verfolgt, fanden in Ostfriesland nachsichtige Aufnahme; gute Meinung, schlaffes Regiment, kirchliche Nothstände gewährten ihnen ergiebigen Boden und gutes Klima. Oft genug schon hatten Kirche und Obrigkeit Ostfriesland gegen solche Freunde in Schutz nehmen müssen, aber jenem englischen Prinzen gleich, der Frankreich so liebte, daß er kein einziges Dorf darin unerobert lassen wollte, kamen sie immer wieder, um das Füllhorn ihrer Geistesgaben über Ostfriesland auszuschütten. Der brabantische Hof, aus dessen Landen eben die meisten in Ostfriesland sich bergenden Flüchtlinge um des Glaubens willen entronnen waren, drang nun darauf, diese Flüchtlinge müßten des Landes verwiesen werden, und Graf Johann wird nicht verfehlt haben, die Sache zur Sprache zu bringen. Die Räthe der Gräfin verstanden sich leicht dazu, die Fremdlinge dem Groll der Brabanter zu opfern, und a Lasco mußte sofort wieder entgegentreten. Es sei eine leichte Sache, sagte er, erst ein Uebel gemächlich hinschleppen zu lassen, und dann endlich, um Menschen gefällig zu sein, die Ausländer sämmtlich als Ketzer zu verjagen; das könne mit der Wahrheit nicht bestehen, man müsse erst prüfen, was diese Leute wollten und meinten und danach sie dulden oder vertreiben, ähnlich wie man es in Sachsen auch mache; nicht der Irrthum mache strafbar, sondern die verschmähte Zurechtweisung und die verbrecherische Absicht. Die Gräfin gab ihm Recht, und nun mußte sich a Lasco einer Arbeit unterziehen, die große Besonnenheit und außerordentliche Selbstverleugnung erheischte. Die der Irrlehre bezüchtigten Fremden mußten weichen, wenn sie nicht von ihm sich prüfen ließen und ein Zeugniß erlangten, daß sie ungefährlich seien. Da versteckten sich nun manche hinter guten Worten, andere heuchelten Zustimmung, noch andere ermangelten nicht, a Lasco ihre Erhabenheit fühlen zu lassen,

ihm ihre Schätze anzupreisen und dann hinter seinem Rücken sich großer Siege zu rühmen, ihn allenfalls auch als einen Nicodemus darzustellen, der bald vielleicht der ihrige sein werde, wenige nur gewann er durch seine Weisheit und Sanftmuth. Auf diese Weise kam denn a Lasco in Berührung mit zwei hervorragenden Sectenhäuptern, Menno Simons und David Joris.

In Menno Simons erkannte a Lasco bald den ernsten Willen auf ein gottgefälliges Ziel loszusteuern, und so fiel es ihm nicht ein, auf Menno's Ausweisung zu dringen; er entschloß sich zu dem Versuch, den Mann durch ruhige Unterredung zurechtzubringen. Nach eingeholter Erlaubniß der Gräfin wurde Menno zu einem Religionsgespräch mit a Lasco und dessen Collegen aufgefordert; das Gespräch drehte sich um die Frage, wer berechtigt sei den Dienst am Wort in der Gemeinde aufzunehmen, um die Lehre von der Taufe und die Menschwerdung Christi. Besonders ausführlich wurde dieser letzte Punkt besprochen, aber ohne befriedigendes Resultat, da Menno für Gegengründe schwer zugänglich war, und auch a Lasco's Lehre*) wohl nicht alle hier einschlagenden schwierigen Fragen befriedigend lös'te; haben wir ja doch bis auf diesen Tag hier noch mehr zu fragen als zu antworten. Aber Menno's Benehmen bei der ganzen Sache war noch weniger befriedigend; als nämlich a Lasco ihm gegenüber fleißig auf den Grundtext zurückging, ihm auch eine bessere wissenschaftliche Legitimation abforderte, wenn er über die schwierigsten Fragen der Theologie eine entscheidende Stimme führen wolle; als er vollends sich erdreistete, dem Menno bemerklich zu machen, die Armuth und Einfalt des Geistes sei doch wohl zu unterscheiden von Unwissenheit und Dummdreistigkeit: da hatte Menno Wasser für seine Mühle, sonderlich wenn a Lasco nicht dabei war. Natürlich hatte er glänzend gesiegt, a Lasco und seine Collegen waren nur Philosophen, er in aller Einfalt Meister der Schrift. Die Emder Kirche wurde nun noch mehr verachtet, und Menno's Anhänger wußten sich und andern zu erzählen, man fühle sich in Ostfriesland durch Menno's Beweisführungen so gerichtet, daß man ihm volle Lehrfreiheit habe zugestehen müssen. So lange Menno's Plaudereien bloß ihn selbst verunglimpften, ließ a Lasco ihn plaudern, als aber der Ruf der Kirche, des Landes und seiner Collegen angetastet wurde, als Menno, statt die von ihm geforderte schriftliche Erklärung seiner Lehre a Lasco einzureichen, denselben in öffentlicher Streitschrift angriff, da begann er die im Gespräch verhandelten Punkte schriftlich zu erörtern, und gab zunächst eine eingehende Schrift über die Menschwerdung Christi gegen Menno**) heraus (1545). Die andern Fragen über die Taufe und

*) Dorner, Gesch. d. Lehre v. d. Person Christi 2 : 642 (2. Aufl.)

**) Defensio verae semperque in ecclesia receptae doctrinae de Christi Domini incarnatione Adversus Mennonem Simonis Anabaptistarum Doctorem per

den Predigtdienſt ſollten folgen, aber im Drange der Arbeit fand a Lasci zu ihrer Ausarbeitung keine Zeit, und da Menno nur zu bald ſeine alten Waffen in Bewegung ſetzte, ja zu alten Irrthümern ſich der neue hinzu geſellte: wir könnten und müßten ſelber das Geſetz Gottes vollkommen erfüllen — wo dann kein Prieſter im Himmel mehr nöthig blieb — ſo ſah a Lasco deutlich, der Mann wolle ſich nicht überzeugen laſſen, und ließ ihn laufen, ohne jedoch auf ſeine Ausweiſung zu dringen. Calvin würde ſchwerlich ſo milde Behandlung empfohlen haben, wie Menno und ſeine Freunde auf a Lasco's Rath in Oſtfriesland erhielten; dem riß bei Menno's Erörterungen über die Menſchwerdung Chriſti die Geduld, er ſchließt einen Brief an a Lasco's Freund Micronius über Menno's Lehre mit den Worten: „es iſt ein dreiſter Eſel und ein übermüthiger Hund, der ſeines Gleichen ſucht".*) Dem ernſten Sinn Menno's zollte a Lasco alle Anerkennung, hielt ihn nur in ſeinen Gränzen und auf gebührendem Abſtande; ein Abbild Jacobi des Gerechten würde er ſchwerlich mit einem neueren allzumilden Beurtheiler**) in Menno erkannt haben; dazu hätte derſelbe Jacobi 3 beſſer ſtudieren müſſen.

Eine ungleich andere Geſtalt trat dem a Lasco entgegen in David Joris***): keine Spur von der ernſten Frömmigkeit eines Menno und dem wohlmeinenden Streben, nach Gotteswort zu lehren und zu wandeln, ſtatt deſſen die widerlichſte Aufgeblaſenheit, die mit ihrem Taumelgeiſt über Gottes Wort und Gebot ſich erhob und läſternd mit Worten voll Klang und Schimmer des heiligen Geiſtes ſich ſelber vergötterte. Nicht was Gott von Alters her durch ſeine Propheten geoffenbaret — ſo lehrte David Joris — nicht was er durch Chriſtum ſeinen Sohn geredet und gethan, ſei ſchon das Vollkommene; das ſei nur Stückwerk, das ſeien die Knaben und Jünglingszeiten geweſen; auch nicht der Geiſt von Pfingſten werde alles zur Vollendung bringen: ein anderer Geiſt der Wahrheit werde noch kommen und das vergängliche Stückwerk in die volle Mannes-zeit, in das geiſterfüllte offenbare Gottesreich verklären; das Vollkommene werde offenbar erſt durch einen Jünger und Gebornen Gottes vom Himmel, durch einen Chriſtus David, der das ewige Leben gefunden, das Morgenlicht des ewigen Tages geſehen. Und dieſer Chriſtus David war? — David Joris, man hörte das aus ſeinen Worten heraus. Aber eigentlich wollte er's nicht geſagt haben, ſondern mit göttlicher Ehre gefeiert ſein, ohne durch die ausdrückliche Forderung, ſich bloßzu-

---

Joannem a Lasco Poloniae Baronem Ministrum Ecclesiarum Phrisiae Orientalis. Hebr. 2. 14. Bonnae ex off. Laurentii Mylii. 1545. 12°.

*) Calvini epistolae et responsa. Genev. 1575. pag. 298 ff.

**) v. Doſterzee b. Herzog Art. Menno.

***) Dorner l. c. p. 647; Trechſel b. Herzog Art. Antitrinitarier. Cramer levensbeschryving van David Joris in Kist en Royaards Ned. Arch. V.; derſelbe ibid. VI., 292 ff.

geben. Man mußte in seine Schule eintreten, um in verschiedenen Stufen der Wiedergeburt zur Vollendung zu kommen, man mußte vor allen Dingen als ersten Glaubensartikel David Joris unantastbar hohe und einzige Mission — nicht erkennen, blos demüthig sonder Zweifel anstaunen; so durch zweifellosen Gehorsam und strenge Zucht hindurch, verhieß David, werde man zu Wachsthum an Verstand und Glaubenskraft reifen und endlich zur vollkommenen Freiheit gelangen; da solle der Geist allein herrschen und der Sohn der Ewigkeit, der Herr Christus David ein Hirte und König sein ewiglich, da werde man frei sein von Geboten und Satzungen, bürgerlichen wie kirchlichen, menschlichen wie göttlichen, frei von Begierde und Sünde, nämlich erhoben über die fleischliche Scham und den Zwang des Ehestandes! „Der Flug in schwindelnde Geisteshöhen endigte mit einem jähen Sturz in die Tiefen des Fleisches und der Lust." In der unantastbaren Zuversicht zu der einzigen Hoheit seiner Person, welche David von seinen Anhängern forderte, ging er selber mit einem unübertrefflichen Beispiel voran, das muß man ihm lassen; Fürsten und Reichstage machte er durch Sendboten und Zuschriften aufmerksam, daß sie doch ja sich sollten bestrahlen lassen von dem Licht, das nun der Welt in David Joris aufgegangen sei. Es half nur so viel, daß man auf ihn als auf ein gefährliches Individuum fahnden ließ. Er floh nach Ostfriesland, und auch hier ließen sich einige in seine Netze locken, was begreiflich wird, wenn man bedenkt, daß es immer Menschen gegeben hat, die hinter orakelhaften geistlich klingenden Worten hohe Wahrheit verborgen glauben, wenn man sie ihnen nur mit standhafter Unverschämtheit und süßen Mienen vorsagt, und ferner, daß David sehr behutsam seine Weisheit tropfenweise austheilte und niemand hinter den Vorhang blicken ließ, bevor er sich darauf todtschlagen ließ, die Brille David's gebe allein das rechte Licht. Manche scheint er auch nicht in alles eingeführt zu haben, er ließ sie bei der evang. Wahrheit, wenn sie ihn nur als deren himmlichen Gipfelpunkt anstaunten; übrigens bezeugen alle, die dem Menschen nahe kamen, daß er wie mit Zaubermacht alle beherrschte, welche sich nur ein wenig mit ihm einließen. a Lasco ließ einige Jünger dieses David vor sich kommen, sie stimmten ihm in allen Stücken bei, und erkannten die Lehre der Emder Kirche an — ob ehrlich, ob scheinbar, ob instructionsmäßig, man weiß es nicht — nur David's Sendung und einzige Hoheit hielten sie fest. Es scheint, daß a Lasco sie für wohlmeinende Betrogene erkannt hat, er duldete sie und wendete sich brieflich an David Joris selbst, welcher sich in der Gegend von Norden aufhielt. Mit einer bis an die äußerste Gränze des Erlaubten gehenden Milde und Bescheidenheit verlangte er von ihm Auskunft über seine Lehre und Sendung. David antwortete ihm im Ton eines hoch überlegenen Lehrers, bei dem ein Irrthum die unmöglichste Unmöglichkeit sei, und deutete ihm gnädig an, wie a Lasco hoffen dürfe, noch einmal einer der

Seinigen zu sein; von seiner Lehre sprach er hinreichend versteckt, um nachhe Ausflüchte machen zu können, deutete aber genug an, um a Lasco mi Grauen zu erfüllen; auf bestimmte Fragen ging er natürlich nicht ein Es war Zeit für a Lasco, diesem Irrgeist gegenüber die Weisung de Schrift zur Geltung kommen zu lassen: thue dich von solchen (1. Tim. 6 3—5). David verließ Emden und ging nach Basel, wo er unter fremdem Namen ein raffiniertes Wohlleben führte von dem Gelde, welches ihm seine in Holland blutenden Anhänger opferten. Zugehörigkeit zur reformierten Kirche heuchelnd stellte er sich mit dem Schein großer Mildthätigkeit und Ehrbarkeit allgemein achtbar, wälzte sich aber hinter dieser Decke in den Gräueln, denen seine Lehre Thür und Thor öffnete. Emmius hat durch gerichtliche Akten bewiesen, daß mehrere im Ehebruch erzeugte Kinder dieses David existierten; die Mutter derselben, welche er nachher an einen andern weggab, hat die Thatsache durch ein reumüthiges Geständniß constatiert. Die grauenvolle Sophistik, mit welcher David die unerhörtesten Liederlichkeiten erfand und zurechtlegte, ist auch dem brandmarkenden Wort der Geschichte zu niederträchtig. Als nach seinem Tode herauskam, wer und was er gewesen, wurden seine Gebeine ausgegraben und mit allgemeinem Abscheu verbrannt.

Es ist wohl nicht zufällig, daß a Lasco in Briefen aus dieser Zeit mit großem Nachdruck die Gnade Gottes preis't, die in dem Worte der Schrift das allein untrügliche Licht gegeben, daß er mit Angst aller Menschenweisheit und Geistlichthuerei den Rücken kehrt, um mit freudiger Entschiedenheit nichts zu sehen und zu wissen als Gottes Wort und Willen. „In geistlichen Dingen," sagt er einmal, „will ich gegen alles andre vollständig blind sein außer gegen das bestimmte Zeugniß des Wortes Gottes; auf menschliche Klugheit und Scharfsinn gebe ich nicht so viel, daß ich mich ohne das Wort darauf verlassen möchte. Ich weiß, daß ich dermaleinst soll gerichtet werden nicht von Menschen, auch von den klügsten und geistvollsten nicht, sondern von dem reinen ewigen Gotteswort, das uns von Christo unserem Herrn durch seine Apostel überliefert ist. Dem allein will ich mich ganz hingeben, so gut ich es vermag, und den Herrn bitte ich, daß er mit diesem seinem wahrhaftigen Königsscepter mich leiten wolle zu seines Namens Ehre und zum Aufbau seiner Gemeinde." Da haben wir sogleich den Maßstab für a Lasco's Wirksamkeit in der Gemeinde im Kleinen und im Großen. a Lasco's Thätigkeit in der Gemeinde Emden beschränkte sich keineswegs auf ihre mündliche und schriftliche Vertheidigung gegen Irrlehrer und auf die Entwicklung der leitenden Grundsätze für Kirchenzucht und Kirchenverfassung; er wirkte ebenfalls als Prediger. Man hat gemeint, am Predigen habe ihn die Unbekanntheit mit der Landessprache gehindert; das war im Anfange auch allerdings der Grund, weshalb er die Anfrage Graf Enno's ablehnte und lieber Hardenberg angestellt wissen wollte; in hochdeutscher Sprache

konnte er auch später noch nicht predigen. Aber in Emden wurde damals, wie im ganzen Lande, plattdeutsch gepredigt, und das hätte allerdings wunderlich zugehen müssen, wenn a Lasco in seinem häufigen Verkehr mit Holländern und nach mehrjährigem Aufenthalt in Ostfriesland des Plattdeutschen nicht vollständig mächtig geworden wäre, zumal seine Frau gewiß weder latein noch polnisch sprach. Es steht ganz fest, daß er Pastor war und auch als Pastor wirkte; seine Predigtweise läßt sich freilich nicht näher beschreiben, da keine Predigten von ihm erhalten sind, doch dürfen wir aus manchen Andeutungen mit Sicherheit schließen, daß er in seinen Predigten, den Schweizern ähnlich, ganze biblische Bücher der Reihe nach durchnahm, und daß seine Predigten überwiegend auslegender Natur waren. In seinen Studien berücksichtigte er mit besonderer Aufmerksamkeit die Commentare seiner schweizerischen Freunde, der Kirchenväter und der hervorragenden Theologen des spätern Mittelalters. In der Gottesdienstordnung hatten sich seine Grundsätze damals noch nicht vollständig ausgebildet, fest stand ihm nur, was wir bereits oben sahen, daß mit dem Bilderverbot Ernst zu machen sei; ohne Aufsehen wurden sie allmählich entfernt. In demselben Maße, wie die Predigt einer besseren Erkenntniß Raum schaffte, gedachte a Lasco auch den Cultus nach biblischen Grundsätzen zu gestalten. Nichts war ihm mehr zuwider, als wenn man diese äußeren Anordnungen zu etwas Wesentlichem und Hauptsächlichem machen wollte; damit ja keine neue Päpstelei daraus entstehe, hielt er für's erste die größtmögliche Ungebundenheit, ja von Zeit zu Zeit Aenderung für wünschenswerth, auf daß die Hauptsache, die Predigt des Worts, nur erst als Hauptsache erkannt, und niemand durch gehäuftes Cärimonienwesen von der Hauptsache abgezogen werde. a Lasco wußte wohl, wie tief die alte Unart im Blute sitzt, Augenweide zu suchen, um sich dem rechten Hören mit Anstand zu entziehen. (Vgl. Matth. 11: 7, 8, 9 dag. V. 15.) Besonders richtete er sein Augenmerk von Anfang an auf die Kirchenzucht. Er wies darauf hin, daß man niemals mit Erfolg und gutem Gewissen den Secten entgegen treten könne, wenn man deren Makel strenge rüge und ahnde, aber im eigenen Hause alles laufen lasse, wie es wolle, als wäre mit der nominellen Zugehörigkeit zur Gemeinde alles abgemacht. So gut wie man die Irrlehre rüge, die Leitsamen zurechtbringe, die Halsstarrigen entferne, so gut müsse man die Irrwege der eigenen Hausgenossen bekämpfen und alle die, die heilsame Zucht verschmähen, ausweisen aus der kirchlichen Gemeinschaft. Die Sache fand von Anfang an Widerstand; wir werden sehen, daß diese Kirchenzucht für a Lasco eine Quelle unablässiger Anfeindungen wurde. Dennoch drang er durch und erreichte anfänglich so viel, daß vier Aelteste ernannt wurden, welche im Namen der ganzen Gemeinde auf den Wandel ihrer Mitbürger ein wachsames Auge haben und einen jeden an seine Pflicht erinnern mußten, auch das Recht hatten, die Verächter aller Ermahnun-

gen in Gemeinschaft mit den Pastoren von der Gemeinde auszuschließen. a Lasco arbeitete schon an einer Kirchenordnung nach dem Muster der des Erzbischofs von Cöln, an dessen Reformbestrebungen er und sein Freund Hardenberg lebhaften Antheil nahmen. Aber diese Arbeit kam nicht zum Abschluß. Die spätere Emder Kirchenordnung ist von andern gearbeitet, und es ist vergebliche Mühe, aus ihr a Lasco's kirchenpolitische Grundsätze herauslesen zu wollen. Daß er nicht alles fertig bringen konnte, was er gerne wollte, darf uns nicht Wunder nehmen; es kam eben alles auf ihn an, nicht bloß die inneren Angelegenheiten der Gemeinde, die nicht ohne viel Mühe und Kampf geordnet werden konnten, auch ihre Vermögensverhältnisse hatte er aus ziemlicher Verwirrung herauszuarbeiten und dabei seinen Blick beständig über das Ganze gehen zu lassen.

Da war natürlich das Erste, daß er sich mit dem Stand der Dinge in Ostfriesland genauer bekannt machte, und das versuchte er durch Visitationen, die er in Gemeinschaft mit seinen Collegen unternahm. Wahre Ungeheuerlichkeiten, wie er selber sagt, fand er sofort vor; er erkannte, daß nichts nothwendiger sei, als alle Kräfte auf innere Hebung der Geistlichen zu richten, und dazu diente die Errichtung des Cötus. Tüchtige wissenschaftliche Weiterbildung der Pastoren, Einheit in der Lehre, Harmonie des Wandels mit der Lehre, das waren die Hauptsachen, auf welche dies Institut zunächst hinwirken sollte; durch brüderliche Besprechungen über die Hauptpunkte der Lehre, ernste gegenseitige Censur, Erwägung aller Nothstände, über welche auch die Gemeinden beim Cötus Vorstellungen machten, sorgfältige Prüfung der Candidaten über ihre äußere und innere Befähigung zum Dienste am Wort — das waren die Hauptmittel, mit denen man dem Ziele zusteuerte. Eine ganz unbegreifliche und unverzeihliche Fahrlässigkeit — wenn nicht gar böswillige Absicht — ist schuld daran, daß die Acten des Cötus aus der alten Zeit vollständig verloren gegangen sind, und wir uns in der Unmöglichkeit befinden, einen genaueren Blick in den inneren Entwicklungsgang und den Zustand der Gemeinden in damaliger Zeit zu thun, und zu erkennen, wie die anfänglichen Rechtsverhältnisse genauer sich gestalteten.*) Das Ansehen in welchem der Cötus in und außer Landes stand, das Zeugniß mancher Mitglieder, sie hätten im Cötus mehr gelernt als auf der Universität, liefert den Beweis, daß a Lasco keinen unfruchtbaren Baum gepflanzt hatte, und daß unsere Alten wohl wußten, was sie thaten, wenn sie mit allem Eifer für den Cötus in die Schranken traten.

*) Vgl. übr. Gutachten eines Juristen über die Stellung des Cötus in der reformierten Kirche Ostfrieslands. Emden 1857. Mejer in der kirchl. Zeitschrift von Kliefoth und Mejer. Jahrg. 1857 beſ. p. 654 ff. (gegen Göbel's Auffassung von a Lasco's theol. Richtung vielfach im Recht, übrigens sehr mit Vorsicht zu benutzen.)

Mit der Ausarbeitung einer Kirchenordnung kam a Lasco, wie schon gesagt, nicht zu Stande; er schrieb aber nach dem Muster des Genfer Katechismus — dessen Abfassung vom Cötus zu Emden veranlaßt, der deshalb diesem von Calvin gewidmet war — und dem des Zürcher Katechismus von Leo Judä*) einen ziemlich ausführlichen Katechismus, nach welchem die christliche Lehre im Zusammenhang alljährlich in den Nachmittagsgottesdiensten vorgetragen werden sollte. Gedruckt wurde der Katechismus erst später in London, in Ostfriesland fürerst nur handschriftlich gebraucht. Besonders verdient aber die Gerichts- und Polizeiordnung hervorgehoben zu werden, welche Gräfin Anna auf Antrieb und unter Mitwirkung a Lasco's im Februar 1545 ausgehen ließ.**) Die Mißstände im Volksleben, gegen welche darin gekämpft wird, die Klage der Gräfin, daß das Evangelium hier vieler Orten auf einen harten Fels gefallen sei, beweisen, wie sehr a Lasco im Rechte war, wenn er überall auf durchgreifende Maßregeln drang. Sehr strenge trat die Gräfin aller Wüstheit und Unordnung im Volk entgegen: Völlerei und alle Anlässe dazu bei Verkäufen, Verlöbnissen, Kindtaufen, Beerdigungen wurden verboten und mit Geldbußen belegt zum Besten der Armen, d. h. solcher, die sich des Bettelns schämten; Geistliche, Kirchgeschworne und Amtsälterleute wurden angewiesen, auf Sabbathsschänder, Flucher und Lästerer ein wachsames Auge zu haben, zu strafen, mit Geldbußen zum Besten der Armen zu belegen und, wenn alles nichts fruchte, der Obrigkeit Anzeige zu machen, die dann mit Gefängniß bestrafte; die Eltern sollten an ihrer Kinder Statt bestraft werden, „darumb dat se de Roede an öhren Kindern gespart hebben." In ähnlicher Weise wurde dem Wucher, der Prellerei, der Warenverfälschung, dem Bettel entgegengetreten und nicht minder der Prunksucht; auf das häusliche Leben und das Schulwesen richtete die Gräfin vorzugsweise ihr Augenmerk; darum wurden Ehebrecher und solche, die in wilder Ehe lebten, Verächter ihrer Eltern, Haustyrannen mit schweren Strafen bedroht bis zur Todesstrafe; Kinder sollen schlechterdings nicht betteln, vom fünften oder sechsten Jahre an sollen reich und arm, Knaben und Mädchen auf dem Lande so gut wie in den Städten zur Schule gehalten werden und die Glaubensartikel, die 10 Gebote und das

*) Calvin's Dedicationsepistel bei Niemeyer Coll. conf. p. 125; den Zürcher Katech. betreffend schreibt Gerhard thom Kamp den 7. April 1546: vester Catechismus ita multis placuit ut in nostrum idioma transtulerint quidam ac suae ecclesiae proponant. In nostro Catechismo maximo usui nobis est vester. (Hdschr. Mitth. von C. Pestalozzi, dem Biographen Bullinger's, aus dem Autogr. zu Zürich.)

**) Die Gerichts- und Polizeiordnung ist 1710 zu Aurich in 4°. gedruckt und mit dem Abdruck der Walther'schen Kirchenordnung für (das luth.) Ostfriesland von 1716 herausgegeben; desgl. bei Brenneisen Ostfr. Historie und Landesverf. Aurich 1720 Fol. 2: 181 ff.

Gebet des Herrn lernen; fänden ſich unter armen Kindern einzelne oder mehrere von beſondrer Begabung, ſo ſolle man mit Hülfe der Gemeinde ſie ſo lange an der Schule halten, bis ſie für auswärtige höhere Anſtalten reif ſeien, wo denn die Obrigkeit weiter für ſie ſorgen werde. Hinſichtlich der Fremdlinge und Secten ſchärfte die Gräfin nochmals ein, daß ſie ſich müßten beim Superintendenten prüfen laſſen, aufrühreriſche Schwärmer, halsſtarrige Davidianer und Anabaptiſten wolle ſie nicht dulden, lediglich um des Glaubens willen Verfolgte ſollen aber nicht ausgewieſen werden, ſelbſt dann nicht, wenn ſie in unweſentlichen, ungefährlichen Dingen ſich mit dem Superintendenten nicht vereinbaren können.

Mit günſtigem Winde ſegelte a Lasco bei allen dieſen Dingen nicht; Widerſtand trat ihm überall entgegen, namentlich im Emder Magiſtrat und am Hofe; ſo ernſt die Gräfin und ihr Bruder Chriſtoph dachten, ſo entſchieden arbeiteten einige von den Räthen entgegen. Ein Brief, zu welchem a Lasco ein Rückblick auf ſeine Arbeit nach drittehalbjähriger Thätigkeit veranlaßte, kann uns am deutlichſten alles vor die Augen ſtellen. „Ich fürchte“ ſo ſchrieb er den 6. September 1545 an Hermann Lenthius, den Secretär der Gräfin, ſeinen Freund, „ich fürchte, daß Widerwille gegen mich die Urſache iſt, weshalb ich hier auf kirchlichem Gebiet nichts weiter kommen kann. Was in aller Welt habe ich denn nun in der ganzen Zeit meiner Amtsführung hier zu Lande ausgerichtet, außer daß etwas mehr Einheit in die Lehre gekommen iſt, und nun höre ich, daß doch ſchon wieder einige darauf aus ſind, Verwirrung anzurichten. Wenn die Gräfin, der Magiſtrat oder ſonſt wer meint, ich ſei nicht recht tauglich oder nicht recht treu in meinem Amte, warum ſagt man mir kein Wort davon? Liegt der Gräfin nichts daran, oder meint ſie, es ſei nicht ihres Amts, den wahren Gottesdienſt zu fördern, wozu bedarf ſie meiner Dienſte? der Magiſtrat hier iſt aller Gottesfurcht baar, dem will ich nicht dienen; ich hatte meine Hoffnung auf die Gräfin geſetzt, die mich auch bisher feſtgehalten hat, aber die ſcheint nun auch laß zu werden; giebt ſie keine beſſeren Beweiſe ihres Eifers um den Glauben, ſo muß ich denken, was ich nicht gern möchte. Mein werther Herr, Diener am Wort zum Spott ſein will ich nicht. Wollen andre in ihrem Amte ſichs gefallen laſſen, daß die Würde des Wortes Gottes verachtet wird, ſo muß ich das tragen, aber daß aus Haß gegen mich das Wort Gottes in meinem Amt verachtet werden ſoll, das dulde ich durchaus nicht. Iſt es nicht eine Schande, daß ichs nicht dahin bringen kann, daß ordentlich für die Armen geſorgt werde? daß die Bilder weggethan werden, deren Anbetung wir mit eignen Augen ſehen müſſen wie zum Spott auf all unſer Predigen? Da ſagen die Herren, wir hätten zu predigen, ich ſage aber nein, ich predige nicht für Säue und Hunde, welche mit der unverdauten Speiſe Gott weiß was anfangen. Es iſt hier nun ſo viel Jahre gepredigt: was für Früchte unſres Predigens kann man nun aufzeigen? Da ſehn wir die abgöttiſchen Gräuel der Mönche

offen vor Augen und ſollen ja mit keinem Finger draurühren; da ſehn wir alle kirchliche Zucht abgeſchafft und unterdrückt; da ſehn wir faſt alles, was zur Erhaltung der Diener am Wort und zur Pflege der Studien dienen ſollte, geplündert und verſchleudert; da ſehn wir, daß die Stadt ein Sectenneſt wird, die Mücken haben wir verfolgen müſſen, daß ſich Gott erbarm, Weſpen und Horniſſen ſollen wir füttern und die Raben nach Herzensluſt drauf loshacken laſſen; dabei ſehn wir ſolche Zügelloſigkeit, daß, wer ein mäßiges Leben führen will, alsbald Gefahr läuft, für einen Sectierer angeſehn zu werden. Das ſind die Erfolge unſres langjährigen Predigens, und nun heißt es, wir ſollen nur immer predigen! da ſagt man uns, wir ſollen lehren, die Bilder ſeien keine Götzen; ſo? das ſoll man wohl denen beibringen, die da ſagen, das Heil des Vaterlandes hänge daran, ob man die Bilder behalte oder nicht? Kann man ſich größre Bilderverehrung denken? Kann man unter ſolchen Umſtänden die Bilder ſtehen laſſen? Iſt das nicht offenbares Läſterweſen? Und da heißt es noch, hier gebe es keinen Bilderdienſt! Was ſoll denn Bilderdienſt ſein, wenn das keiner iſt? Doch ich will aufhören, vor Kummer kann ich nicht mehr, und ich bin leidend. Ich bitte Euch, Herr Bürgermeiſter, Ihr wollt die Gräfin unter vier Augen in meinem Namen recht ernſtlich erinnern; wenn ich bei der Gräfin keine andern Beweiſe der Gottesfurcht ſehe, ſo iſt's aus; dann hat man mich die längſte Zeit hier gehabt." Das war auch keineswegs eine leere Drohung; wie wenig auch a Lasco ohne Amt leben konnte, doch war er feſt entſchloſſen, um des Brotes und der Menſchen Freundſchaft willen ſeine Ueberzeugung nicht zu opfern. Er legte in der That die Superintendentur nieder und behielt nur ſein Pfarramt in Emden, erſt geraume Zeit nachher trat er wieder ein, als ihm die Gräfin gewährte, was er verlangte: entſchiedenere Durchführung der Kirchenzucht, Sicherſtellung gegen die Eingriffe des Magiſtrats in die inneren Angelegenheiten der Kirche und gegen diejenigen Paſtoren, welche die Einheit in der Lehre ſtörten. Und es ſcheint mehrmals nahe an die Niederlegung, nie zur kräftigen ungehemmten Durchführung der Superintendentur gekommen zu ſein.

Alsbald nachdem a Lasco ſeine Superintendentur wieder angenommen hatte, gerieth er von neuem in Streit mit dem Paſtor Lemſius in Norden über die Abendmahlsfrage, deren Erörterung ihm wie ſeinem Freunde Melanchthon das Leben vielfach verbitterte. a Lasco hatte es nämlich kein Hehl, daß er glaube, wie Luther mit ſeiner Lehre von der Allgegenwart des Leibes Chriſti und der verborgenen Gegenwart des verklärten Leibes Chriſti in und unter dem Abendmahlsbrot und -Wein entſchieden im Irrthum ſich befinde, und der verketzerte Zwingli in der That ſchriftgemäßer lehre als Luther. Viele, die Mehrzahl, ſtanden hier auf a Lasco's Seite, einige hielten es dahingegen mit Luther, nicht wenige ſchwankten unſchlüſſig zwiſchen beiden. a Lasco's entſchiedener und erfolg-

reicher Widerſpruch gegen Luther's Doctrin iſt die Urſach geweſen, daß er von der einen Seite als Erretter der reformierten Lehre geprieſen, von der andern als Neuerer, als Verfolger der eigentlich in Oſtfriesland allein berechtigten lutheriſchen Lehre gehaßt und verklagt worden iſt. Wir müſſen in der Kürze darauf näher eingehen. Ob die Evangeliſchen in Oſtfriesland vor oder zu a Lasco's Zeit ausdrücklich lutheriſch genannt worden — es ſei denn von Erasmus — bezweifle ich; es bewieſe auch gar nichts.*) Lutheraner und lutheriſch waren dazumal von den Päpſtlichen, ſonderlich Erasmus, aufgebrachte tadelnde Benennungen, mit welchen übrigens auch Zwingli, Oecolampad und Ochino belegt wurden. Die Evangeliſchen nannten ſich ſelbſt evangeliſch, proteſtantiſch, am häufigſten aber reformiert, während ſie die Benennungen lutheriſch, zwingliſch, calviniſch, von der Hand wieſen. Die Lutheraner nannten ſich ſogar noch nach dem Abſchluß der Concordienformel reformiert; beide Benennungen in dem uns geläufigen Sinn ſtehen erſt ſeit 1648 feſt. Es iſt mithin genauer zuzuſehen, wie etwa aus der Zeit vor a Lasco noch vorhandene Documente der Lehre ſich ſtellen zu den zwiſchen Lutheranern und Reformierten ſtreitigen Punkten. Solche Documente ſind nun allerdings vorhanden und beweiſen, wie, ſobald der Zwieſpalt innerhalb des Proteſtantismus zu Tage trat, die namhafteſten Geiſtlichen in Oſtfriesland, Aportanus voran, in der Lehre von den Sacramenten und der Wirkſamkeit der Gnade Anſichten vertraten, wie ſie ſpäter in der reformierten Kirche im Unterſchied von der lutheriſchen herrſchend wurden. Allein dieſe Documente gehören mit ihren Urhebern und Vertretern nur der weſtlichen Hälfte des Ländchens an; daß nun die öſtliche Hälfte über die betreffenden Punkte „lutheriſch" gedacht habe, iſt urkundlich, ſo viel ich ſehe, nicht zu beweiſen; der Zwieſpalt der Meinungen iſt in Oſtfriesland vielmehr von außen hineingeworfen, aber während die Ausländer mit ihren „antiſacramentiereriſchen" Dingen in Emden und Umgegend überall durchfielen, fanden ſie, ſcheint es, in den öſtlichen Landſtrichen hin und wieder Eingang. Vieles ſpricht für die Annahme,**) daß die weſtliche, damals zum Bisthum Münſter gehörige und eng mit Holland verbundene Hälfte Oſtfrieslands für die „reformierte" Lehre prädisponiert geweſen und durch dieſelbe reformiert worden, während die öſtliche, damals zu Bremen gehörige Hälfte, in demſelben Verhältniß zur „lutheriſchen" Lehre ſtand. Gewiß iſt, daß Unterſchiede, — den Eigenthümlichkeiten von zwei Zweigen einer und derſelben Familie vergleichbar — ſchon vor der Reformation die rechtlichen und die kirchlichen Verhältniſſe durchziehen. Wie geſagt, ſtießen die Hauptartikel

*) Heppe, Urſprung und Geſchichte der Bezeichnungen lutheriſche und reformirte Kirche. Gotha 1859.

**) Suur Geſch. der Häuptlinge Oſtfrieslands, Emden und Aurich 1846 und Geſchichte der Klöſter Oſtfrieslands, Emden 1838, giebt ohne Abſehen auf die kirchliche Streitfrage beachtenswerthe Winke.

der „Lutherischen," Gnadenmittellehre und cärimoniöser Cultus, sonderlich in Emden, damals dem Stern des Landes, und in der ganzen Umgegend auf unüberwindliche Antipathie, und zwar noch weit mehr seitens des Volks als der Pastoren; wichtig ist, daß die reformierte Partei am Adel jederzeit eine starke Stütze hatte; aber wie stand es mit dem Hofe? Edzard der Große war der Reform entschieden und in der Wahrheit zugethan; daß er Luther's Schriften las, beweist nicht, daß er im Sacramentstreit auch mit Luther ging, seine zuwartende Stellung, als der Lärm auch nach Ostfriesland kam, sein inniges Verhältniß zu Aportanus spricht entschieden dagegen. Anders war es mit seinem Sohne Graf Enno. Ob er wirklich eine selbstständige Meinung hatte, ist sehr die Frage, er suchte überall zunächst seinen eigenen Vortheil und da war seine Lage schwierig, weil seine Grafenkrone noch nicht eben fest saß. Sollte er's wagen, sich der reformierten Richtung anzuschließen, da er auf die Weise Kaiser und Reich gegen sich einnehmen mußte? Handelte er dagegen den Sachsen zu Willen, so hatte er's mit Emden und dem Adel zu thun, und wußte, was das bedeute. Der geldrische Vertrag band ihm vollends die Hände; kein Wunder, wenn der Graf jeden Einigungsversuch begierig ergriff, an Hessen sich anzuschließen versuchte, und die Marburger Artikel von ihm freundlicher als vielleicht irgendwo aufgenommen wurden! Gräfin Anna's und ihres Bruders Christoph's Stellung ist abgesehen von ihrem Verhalten gegen a Lasco hinreichend bezeichnet durch den Schutz, den sie dem verfolgten Hardenberg angedeihen ließen zu einer Zeit, als es Gefahr brachte. So war a Lasco mit seiner Hinneigung zur schweizerischen Sacramentlehre in Ostfriesland nichts weniger als ein Eindringling. Auch war grade damals in dieser Frage ein Ruhepunkt und vorläufiger Abschluß erreicht. Der Versuch der Lüneburger Pastoren (1535), ihre Lehre und ihren Cultus in Ostfriesland durch Einführung der vielbesprochenen Lüneburgischen Kirchenordnung durchzusetzen, war aufgegeben,*) der geldrische Vergleich in Vergessenheit gerathen, dazu der Sacramentstreit in Deutschland vorläufig beigelegt durch die Wittenberger Concordia von 1536, nicht zu gedenken der Augsb. Confession in der neuen Ausgabe von 1540, welche bekanntlich damals und noch lange nachher die officiell gültige war. Luther begann in dem Jahre 1543, bald nachdem a Lasco in Ostfriesland sein Amt angetreten, den Sacramentstreit von neuem mit furchtbarer Heftigkeit; wir werden uns nicht irren, wenn wir in diesem neuen Aufbrausen Luther's den Ausgangspunkt für den Streit erkennen, den Lemsius gegen a Lasco begann.

a Lasco war nicht geneigt, den Sacramentstreit von neuem aufkommen zu lassen; er wünschte, man möge in der zu Wittenberg eingeschlagenen Richtung fortfahren, Streit und Bissigkeit fahren lassen und in Frieden weiter forschen: so müsse man am Ende jedenfalls so weit zusam-

*) Emder Reformationsbericht p. 137 ff.

mentreffen, daß etwa noch bleibende Unterſchiede dem Frieden in der Gemeinſchaft nichts in den Weg legen könnten. Luther's zorniges Weſen und abſprechender Ton, gerade bei Verhandlungen über das Abendmahl, wo es gilt, des Herrn Tod zu verkündigen, ſchmerzten a Lasco tief und vermochten ihn doch nicht zu erbittern. Nicht ein einziges mal ließ er es ſeinen Zürcher Freunden ungerügt hingehen, wenn ſie ſich verleiten ließen, hart gegen hart zu ſchreiben. „Es iſt wunderbar", ſo ſchrieb er bald nach Luther's Tode, „daß dieſer ehrwürdige in der Kirche Chriſti ewig preiswürdige Mann in dieſer Sacramentfrage ſo ſeltſamen Phantaſien anhing. Nun, es ſoll uns das ein deutliches Beiſpiel ſein, daß wir alle Menſchen ſind, d. h. ſo viel an uns iſt, Lügner, damit wir uns ja nicht auf das Anſehen eines Menſchen auf Erden ſtützen. Inzwiſchen ſollen wir wiſſen, daß Holz, Heu und Stoppeln unſres menſchlichen Irrthums allerdings durch das Feuer des göttlichen Wortes müſſen verzehrt werden, wir ſelber aber ſollen ohne Zweifel bewahrt bleiben, ſo lange wir uns auf das rechte Fundament ſtützen; und daß Luther mit ganzem Herzen ſich darauf ſtützte, das kann niemand leugnen. Um von allem Gold, Edelgeſtein und Silber in ſeiner Lehre nicht weiter zu reden, ſo hat er die Lehre von unſrer Rechtfertigung durch Chriſtum zu allermeiſt in unſrem Jahrhundert mit wunderbarem Erfolg ins Licht geſtellt und die Geheimniſſe der Ungerechtigkeit des Antichriſts ſo enthüllt, daß auch Kinder es wiſſen, während man ſie früher beinahe in der ganzen Welt faſt wie Gott ſelber anbetete; er hat nach der ihm zuertheilten Gabe unzählige Kirchen wiederhergeſtellt und den Gegnern des Evangeliums Chriſti mit ſolchem Geiſt und ſolcher Feſtigkeit widerſtanden, daß dieſer Ruhm ihm vor allen andern zuertheilt werden muß. Und in dieſem allen war er dennoch ein Menſch, was auch wir, durch ſein Beiſpiel erinnert, für uns ſelber zu Herzen zu nehmen haben." So entſchieden ſich übrigens daher a Lasco den Einigungsbeſtrebungen Melanchthon's, Bucer's, Bullinger's anſchloß, ſo war es ihm nicht gleichgültig, um welchen Preis die Einigung erkauft werde; nicht ſelten nahm man ſeine Zuflucht zu allgemeinen dunklen Ausdrücken, die beide ſtreitende Parteien ſich aneignen konnten, um ſie dann auf ihre Weiſe auszulegen: a Lasco erkannte darin nur eine Quelle ewig neuen Haders; es charakteriſiert ihn, daß er überall darauf drang, man möge ſich doch ſtets des beſtimmteſten und unzweideutigſten Ausdrucks befleißigen, weshalb er bei allem (durchaus ſelbſtändigen) Zuſammentreffen mit Melanchthon wie mit den Schweizern im Ausdruck wie in der Begründung ſeiner Lehre mancherlei Eigenthümliches hatte. Er wollte die Axt tiefer an die Wurzel des Haderbaumes gelegt wiſſen: er erkannte wohl das Vorhandenſein und die Unvermeidlichkeit von Gegenſätzen in der Lehre und deren Erörterung, ſprach ihnen aber die Bedeutung ab, daß man ſich ihretwegen die kirchliche Gemeinſchaft aufkündigen dürfe. „Ich achte", ſchreibt er unter anderm, „den Streit über die ſichtbaren Dinge bei den

Sacramenten, nachdem man über das Mysterium einig ist, nicht so bedeutend, daß ich um der sichtbaren Elemente willen die christliche Liebe und Gemeinschaft aufgelöst sehen möchte. Für das höchste Geheimniß im Abendmahl halte ich die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, und hier sehe ich so zu sagen keinen Unterschied. Denn wir bekennen doch alle rund und offen, daß wir im Abendmahl wirklich in Gemeinschaft treten mit dem wirklichen Leib und Blute Christi, so viele wir seinem Worte glauben. Ueber die Art und Weise, wie das geschieht, mögen Andre neugierige und ängstliche Untersuchungen anstellen, um damit unnöthige Unruhen in der von ihren Feinden schon genug beunruhigten, darniederliegenden Kirche anzurichten; ich will dabei keine gemeinsame Sache mit ihnen machen. Mir ist das Essen des Leibes und Blutes Christi genug, welches der Herr selber für genugsam zu unserm Seelenheil erklärt hat, indem er die Verheißung des ewigen Lebens daranknüpft, ohne noch von einem anderweitigen Essen seines Leibes und Blutes zu reden. Ich bin gewiß, daß Christus mir da nicht gelogen hat. Das ist mir genug; die mehr haben wollen, mögen es meinethalben thun, ich aber habe Frieden mit allen, die nur das eben bezeichnete Essen anerkennen, mögen sie für sich noch etwas hinzuthun oder nicht, sie müssen mich bleiben lassen bei dem, was Christo genug ist. So viel also die Würde des Nachtmahls anbelangt, habe ich, so viel an mir ist, Frieden mit allen, da wir alle dasselbe Geheimniß anerkennen, nämlich die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi; die damit noch nicht zufrieden sind, mögen urtheilen was sie wollen, ich halte sie für Brüder, wenn sie's nur leiden wollen; wenigstens gebe ich mir alle Mühe, ihnen auf keine Weise zu nahe zu treten." Lemsius war mit den Anschauungen und Anordnungen a Lasco's nicht zufrieden, von Anfang an wollte er sich dem Cötus nicht anschließen und, wie Luther den Streit aufs neue begann, schärfte auch er seine Waffen gegen a Lasco und begann, eine Gegenpartei zu bilden. Als aber a Lasco unter keiner andern Bedingung sein Amt behalten wollte, als wenn alle Pastoren sich zum Cötus hielten, gemeinsam und friedsam die Einheit in der Lehre anstrebten, wurde Lemsius genöthigt nachzugeben; in der Stille suchte er nun freilich auswärtige Theologen gegen a Lasco in Harnisch zu bringen, doch scheint es ihm nicht gelungen zu sein; einstweilen wurde die Ruhe wiederhergestellt.

a Lasco's häusliches Leben in dieser Zeit gleicht ganz seinem amtlichen Wirken: Mühe und Trübsal fehlten nicht, aber auch der Friede nicht, der alles überwindet. Die Gottesfürchtigen haben kein Vaterland auf Erden, sagte er, sie suchen den Himmel. Seine polnische Heimat hatte er verlassen; daß er Ostfriesland bald wieder werde verlassen müssen, war ein Gedanke, mit dem er sich von Anfang an vertraut machte. Der brabantische Hof ruhte nicht, auf seinen Sturz hinzuarbeiten; ein Anhänger des David Joris hatte auf der Folter Anhänger jenes Irrlehrers nam-

haft gemacht, die ſich ſämmtlich in Oſtfriesland aufhielten, um die in Holland befindlichen zu ſchonen, und das gab nun Anlaß, unabläſſig a Lasco bei der Gräfin als einen Beſchützer gefährlicher Secten anzuklagen, der vertrieben werden müſſe. Dazu die Ungunſt, in welcher a Lasco bei vielen am Hofe ſtand wegen ſeines ernſten Weſens und ſeines Dringens auf Zucht und gute Ordnung, Graf Johanns Eifer, alle ſolche Umſtände ſich zu Nutze zu machen: das alles legte den Gedanken nahe, man werde ihn bald aus Emden fortjagen. Ein anderer würde da jede ſich darbietende Gelegenheit ergriffen haben, anderswo ein Unterkommen zu finden, aber a Lasco wollte ſo lange auf ſeinem Poſten bleiben, bis er vertrieben würde. Lediglich die Treue in ſeinem Dienſt bewog ihn zu dieſem Entſchluß, denn weder glänzende Erfolge ſeines Wirkens, noch äußeres Wohlergehen verſchönerten ſeine Tage. Er kränkelte beſtändig; gerade zu der Zeit als er den oben mitgetheilten Klagebrief an Hermann Lenthius richtete und ſein Amt niederlegen wollte, plagte ihn ſein altes Uebel mit ungewohnter Heftigkeit, und eine Augenkrankheit drohte ihm vollſtändig das Geſicht zu nehmen; der Tod ſeines Söhnchens Paulus, gerade damals, ſchmerzte ihn um ſo tiefer: „das alles winkt mir, ſchreibt er, daß dieſe Hütte bald wird abgebrochen werden, und daß wir bald — ich hoffe es — bei Chriſto daheim ſein werden; unſer Kindlein wird unſer Vorläufer ſein, und wir werden ihm folgen, wann der Herr will.“ Das hinderte ihn aber nicht, trieb ihn vielmehr, ſorgfältig hauszuhalten und nach Kräften für die Seinigen zu ſorgen; er kaufte ein Landgut, Abbingwehr bei Loppersum, und nahm alle ſeine finanzielle Geſchicklichkeit — von der er übrigens keine große Meinung hatte — zuſammen, um ſein Eigenthum von Schulden zu befreien. Fahrläſſigkeit im Haushalte kann man a Lasco nicht ſchuld geben. Ueber den theologiſchen Problemen und dem Gemeindehaushalt vergaß er nicht, was 1 Tim. 3:4 ff. geſchrieben ſteht; ſeine Frau mußte tüchtig wirthſchaften, Butter und Käſe machen, und ebenſo ſorgfältig wie er die Irrlehrer und Epicuräer ausklopfte aus der Gemeinde, ſorgte er, daß die Motten aus den ihm anvertrauten Kleidern Hardenberg's ausgeklopft würden; grade ſeine Sorgfalt im Kleinen gab ihm Freudigkeit, was er hatte, nicht in Worten ſondern in der That mit Hardenberg zu theilen, und es leicht zu verſchmerzen, als er um eine ihm zur Unterſtützung von Polen zugeſandte anſehnliche Summe durch Schelmerei betrogen wurde. Alle Trübſal und alle Machinationen des brabantiſchen Hofes und der inländiſchen Gegner lieferten ihm nur den deutlichen Beweis, daß er Chriſti Diener ſei: „ich danke Gott durch Chriſtum Jeſum, meinen Befreier, daß er mich auf dieſe Weiſe in der Uebung hält.“ Als das weſentlichſte Erforderniß, um in ſeinem perſönlichen und amtlichen Leben weiter zu kommen, erkannte a Lasco ein fleißiges Studium der Schrift, daher findet man in ſeinen Briefen die Beweiſe, wie er ſorgfältig ſich alles zu nutze zu machen ſuchte, was andre reformatoriſche

Männer zur Förderung des Schriftverständnisses an den Tag brachten, und wie er mit den bedeutendsten unter ihnen in directe Beziehung trat. Besonders zogen ihn Melanchthon und noch mehr H. Bullinger an, deren Rath er über die wichtigsten Fragen einholte, denen er auch mit musterhaftester Bescheidenheit und Offenheit zur Prüfung vorlegte, was er etwa anders auffaßte, als allgemein geschah; nichts scheute er mehr als eigene Einfälle für geprüfte Wahrheit zu verkaufen oder ungeprüft etwas auf andrer Menschen Ansehn anzunehmen. Calvin's Schriften hielt er sehr hoch, in lebhaftem brieflichem Verkehr aber scheint er von Emden aus nicht mit ihm gestanden zu haben.

Dies führt uns aber dazu, a Lasco's Beziehungen zum Auslande in's Auge zu fassen, welche ihn zuletzt aus Ostfriesland wegzogen. Der brabantische Hof hatte sich nicht verrechnet, wenn er aus a Lasco's Anstellung in Ostfriesland für seine Absichten mit Holland Gefahr witterte. Die aufblühende ostfriesische Kirche wurde ein Zufluchtsort für bedrängte Evangelische aus den Niederlanden, und je besser sie in Ostfriesland fanden, was sie daheim entbehrten, desto mehr wuchs die Zahl ihrer Auswanderer. Besonders erzählt a Lasco, daß von den besseren Geistlichen viele herüberkamen, in Ostfriesland in Dienst traten und von da in ihre alte Heimat zurückwirkten. Es wird erzählt*), daß er auch in Westfriesland thätig gewesen sei, namentlich zu Franeker das Kirchenwesen geordnet habe. Ich lasse das dahinstehn, Beweise dafür finde ich nicht. Sicher ist, daß er, ehe er in Emden ein Amt antrat, öfter die nördlichen Niederlande, namentlich Kloster Aduard besuchte; folgenreich war aber sein dortiger Aufenthalt nicht. Ebenso ist zu urtheilen über die Nachricht**), daß er in Oldenburg — vermuthlich durch Graf Christoph, Anna's Bruder, veranlaßt — in kirchlichen Angelegenheiten thätig gewesen sei. Lebhaften Antheil nahm a Lasco in Gemeinschaft mit seinem Freunde Hardenberg an dem Reformationsversuch des Erzbischofs von Köln; das Maß seiner Betheiligung läßt sich aber nicht näher bestimmen. Schon bald nachdem a Lasco in Emden sein Amt angetreten, erhielt er einen Ruf nach Preußen; vermuthlich sollte er an die neu errichtete Universität Königsberg kommen. Die Aussicht, von hier aus auf sein polnisches Vaterland wirken zu können, sprach für die Sache. Die Unterhandlungen währten lange, und es scheint nahe daran gewesen zu sein, daß er dem Rufe folgte, doch scheiterte die Sache an zwei Umständen: einmal wollte a Lasco Ostfriesland nicht verlassen, es sei denn, daß man ihn hinausdrängte, und sodann wollte er bestimmt wissen, daß ihm wegen der Abendmahlslehre keine Händel bereitet würden. Melanchthon, in die Unterhandlungen hineingezogen, fand

*) u. A. von Walch Religionsstreitigk. außer der luth. Kirche 3:51.

**) Mensinga over de liturgische schriften der nederlandsche hervormde kerk. s' Gravenhage 1851. p. 17.

a Lasco's Ton etwas zu fest, „er scheine ihm ein entschlossener aber auch etwas eigensinniger Mann zu sein;“ aber wir wissen, warum a Lasco wissen wollte, woran er war. Desto wichtiger wurden a Lasco's Beziehungen zu England.

Zur Zeit König Heinrichs VIII. von England hatte der berühmte Arzt William Turner um des Glaubens willen England verlassen und bei der Gräfin Anna Aufnahme gefunden. Als nun nach Heinrichs VIII. Tode unter Eduard VI. ernste Anstalten gemacht wurden, die Reformation durchzuführen, und man die bedeutendsten Theologen des Festlandes nach England zu ziehen versuchte, machten der von Straßburg hinberufene Petrus Martyr und William Turner, mittlerweil Leibarzt des Königs von England geworden, den Herzog von Somerset und den Erzbischof Cranmer auf a Lasco, den sie beide persönlich kennen und schätzen gelernt hatten, aufmerksam, und diese sparten keine Mühe bei a Lasco und der Gräfin, um ersteren für England zu gewinnen. Die Gräfin schwankte lange, willigte aber endlich ein: a Lasco möge hingehn, sobald aber die Sache erledigt, für welche man in England seine Beihülfe in Anspruch nehme — es wird sich um die Feststellung der Reformprincipien gehandelt haben — sollte er schleunigst nach Emden zurückkehren. Verkleidet eilte a Lasco durch die Niederlande und schiffte sich Anfangs September 1548 zu Calais ein. Sechs Monate weilte er zu St. Lambeth im Hause des Erzbischofs Cranmer; was die Erfolge seines damaligen Aufenthaltes in England waren, ist nicht bekannt, gewiß ist, daß er bei allen maßgebenden Persönlichkeiten einen äußerst günstigen Eindruck hinterließ, als er um die Mitte März 1549 nach Emden zurückeilte.

Hier that seine Gegenwart dringend noth. Die Bemühungen, a Lasco für England zu gewinnen, fielen in dieselbe Zeit mit Kaiser Karls V. Experimenten, durch sein berüchtigtes Interim die Zügel der kirchlichen Bewegung in die Hände zu bekommen. Drei Tage nachdem der kaiserliche Bote mit dem Interim nach Emden gekommen war, brach a Lasco nach England auf. Es wurde ihm doppelt schwer, den Engländern Wort zu halten; er wußte, welch einen schweren Stand die Gräfin und die evangelische Kirche dem Kaiser, dem brabantischen Hofe und den vielen Accordierungslustigen gegenüber haben werde, und sah deutlich, wie dies Interim alles zu nichte machen müsse, was mit so viel Blut und Schweiß bisher errungen worden. Da er persönlich nicht sofort eingreifen konnte, so unterließ er nicht, noch auf der Reise von Antwerpen und sofort nach seiner Ankunft in England von Windsor aus brieflich seine Collegen und Hermann Lenthius zur Treue zu ermahnen, damit sie sich lieber Gottes als Menschen Händen anvertrauten. Der Kanzler ter Westen war anderer Meinung;*) ihm wird es zuzuschreiben sein, daß

*) Schreiben ter Westen's an die Gräfin bei Brenneisen 1: 233 ff.

das kaiserliche Interim mit älteren behufs Vermittelung der „Reformirten“ mit den lüneburgischen Theologen erlassenen Edicten in ein „ostfriesisches Interim“ zusammengearbeitet wurde, welches von der Strenge der evangelischen Wahrheit und der des Kaisers so anständig wie möglich etwas abzudingen suchte. Lemsius und sein Anhang fielen dem zu. Da erschien a Lasco, mit Gewalt aus England sich losreißend, wieder auf dem Kampfplatz und sammelte sofort alle zum Widerstand gegen das Interim entschlossenen um sich: es war weitaus die Mehrzahl der Geistlichen und Gemeinden. „Hütet euch vorm Interim, denn der Schalk sitzt hinter ihm“ sang anderwärts der deutsche Volkswitz; die Ostfriesen dachten ebenso und allen Vermittelungsversuchen wurde der Grundsatz entgegengehalten: was an sich auch nicht geradezu sündlich sei, werde sündlich, sobald ein Gewissenszwang und Glaubenssatz daraus gemacht werde. Die Gräfin gab der Noth und dem Drängen des Kanzlers ter Westen nach und setzte die Einführung ihres Interims durch; die Geistlichen und Gemeinden gaben aber nicht nach. So wurden in den wichtigsten Gemeinden die Kirchen geschlossen um des Kaisers willen, in den kleineren Landgemeinden sah man durch die Finger, auch ließ die Gräfin es geschehen, daß der Gottesdienst statt in der Kirche auf den Friedhöfen gehalten wurde, und die Pastoren, wenn sie sich dabei nur ruhig verhielten, wurden nicht aus ihrem Amte entfernt. Natürlich richtete sich aller Groll gegen a Lasco; ihm allein wurde aller Widerstand gegen das Interim von Brüssel aus zur Last gelegt, ja er sollte sogar ein Bündniß zwischen Polen und England gegen den Kaiser betrieben haben. Es wurde a Lasco nicht schwer, diese Anklage zu widerlegen — es glaubte sie ohnehin niemand — und obendrein schriftliche Zeugnisse seiner Unschuld von den Königen von England und Polen beizubringen; nichtsdestoweniger rieth ter Westen, man solle a Lasco dem Grimm des Kaisers opfern, und a Lasco erklärte der Gräfin: er wolle zum Besten des Landes weichen, nur müsse ihn seine Gemeinde entlassen. Die Gemeinde wollte aber davon nichts wissen: er möge einstweilen „dem Wüthen Antiochi“ aus dem Wege gehen, aber sie wolle das Recht behalten, ihn zurückzuberufen, sobald sie seiner bedürfe. Mit den besten Empfehlungsbriefen von der Gräfin versehen verabschiedete er sich den 7. October 1549 von der Gemeinde, die ihm zu Ehren ein Abschiedsmahl veranstaltete. Zuerst ging er nach Bremen zu seinem Freunde Hardenberg und blieb den Winter über bei ihm, ohne Zweifel schon in der bestimmten Absicht, nach England zu gehen, wo er sicher wußte, daß er willkommen war. Die bestimmte Einladung nach England traf ihn im Frühjahr zu Hamburg, wo er bei seinem Freunde Aepinus sich aufhielt, dem eifrigen Vorkämpfer der niederdeutschen Städte gegen das Interim.*) Etwa im Mai 1550 erreichte er England.

*) Meier findet l. c. pag. 673 Anm. in der Anfrage der Emder bei Aepinus wegen des Interims in a Lasco's Abwesenheit einen Beweis von Mangel

Doch waren damit weder die Interimsleiden noch auch die gegenseitigen Beziehungen zwischen a Lasco und Ostfriesland zu Ende; a Lasco fuhr nicht bloß fort, alle ihm befreundeten in Ostfriesland zur Treue zu ermahnen, er wollte es auch nicht zugeben, daß seine Stelle als eine erledigte behandelt werde. Ein gewisser Nicolaus Buscoducensis, — vermuthlich auf Betreiben der Gegenpartei am Hofe — machte Miene, sich an a Lasco's Stelle setzen zu lassen, aber a Lasco's energischer, von seinen Freunden in Emden, Bremen, Hamburg und England unterstützter Protest vermochte Nicolaus, von diesem Beginnen abzustehn. Die Gräfin stimmte a Lasco stillschweigend bei, hielt ihm vor der Hand seine Stelle offen und blieb fortwährend mit ihm in Verkehr; er sandte ihr die oben erwähnten Rechtfertigungsschreiben vom König von Pölen zu, und sie bediente sich seiner Vermittelung, wenn sie am englischen Hofe Geschäfte zu verrichten hatte. Noch kein Jahr hatte a Lasco Ostfriesland verlassen, so begann der Interimssturm von neuem. Graf Johann ersah die Gelegenheit, noch einmal sich in die Angelegenheiten Ostfrieslands zu mischen, unerwartet wurden die Stände nach Leer zusammenberufen, und Johann erschien mit einem kaiserlichen Schreiben, welches schonungslose Durchführung des kaiserlichen Interims verlangte. Die Vertreter des Landes eilten nach Hause, die Stimmung ihrer Gemeinden zu erkunden, und mit überraschender Uebereinstimmung erklärte sich das Volk dahin: „wenn es denn gar nicht anders gehe, so wolle man es lieber mit dem Kaiser als mit Gott verderben, man werde es darauf ankommen lassen, was Menschen denen zufügen könnten, die sich dem Hüter Israels anvertrauten, der nicht schläft noch schlummert; es solle bei der Lehre bleiben, der sie nun 30 Jahre angehangen hätten." Die Antwort überbrachten die Stände dem Grafen Johann nach Leer, sie blieben bei allem Drohen ruhig und fest: Johann zog unverrichteter Sache ab. a Lasco's Gemeinden hatten ihre Probe bestanden, Graf Johann hatte wider Willen zu a Lasco's Genugthuung den Beweis geliefert, daß dessen Arbeit in Ostfriesland nicht vergebens gewesen war.

2. England 1550—53.

Der Umschwung zu Gunsten des Protestantismus, welcher in England mit der Thronbesteigung Eduards VI. unter dem Protectorat des Herzogs von Somerset eintrat, zog alsbald eine Menge von Frem-

an confessioneller Klarheit. Er vergißt Aepinus' hervorragende Stellung im Kampf gegen das Interim. Grade a Lasco war das Bindeglied zwischen Emden und Aepinus. Mangel an confessioneller Klarheit verrathen eher die gnesio-lutherisch sein wollenden Norder, die sich (Bertr. p. 236, 249) in Sachen des Interims an Melanchthon wendeten. Uebrigens — gilt Aepinus zu Rostock wirklich für ein Muster „confessioneller Klarheit"?

den nach London, welche daheim ihres Glaubens nicht leben durften: Franzosen, Italiener und Niederländer; die letzteren bildeten die größte Zahl, und die Interimswirren brachten alsbald viele Flüchtlinge aus ganz Niederdeutschland hinzu. Der König beschloß, sich dieser Fremden mit wahrhaft königlicher Gastfreiheit anzunehmen und ihnen freien Gottesdienst in ihrer Muttersprache zu verschaffen. Durch ein königliches Decret vom 24. Juli 1550 wurde den Fremdlingen die Augustinerkirche zu London eingeräumt*) und den 12. December übergeben an die Niederländer; der Verschiedenheit der Sprache halber erhielten die Franzosen ihr besonderes Gotteshaus, desgleichen im folgenden Jahr die Italiener, doch bildeten diese Gemeinden ein Ganzes durch regelmäßige Zusammenkünfte der Aeltesten und Pastoren der verschiedenen Gemeinden zu gemeinsamer Berathung und Handhabung der Zucht. a Lasco war als Superintendent an ihre Spitze gestellt, und das genannte Decret gestattete ihnen ausdrücklich und vollständig ihre eigenthümliche Gottesdienstordnung und Kirchenzucht, trotzdem sie darin von der englischen Kirche sich unterschieden, nur reservierte sich der König als Oberhaupt der Kirche nächst Christo, daß die von der Gemeinde frei gewählten Diener am Wort ihm zu präsentieren und von ihm zu bestätigen seien.

Diese Selbstständigkeit namentlich im Cultus zu erwerben, hatte a Lasco beträchtliche Mühe aufwenden müssen. Denn der Erzbischof Cranmer, der die Reformbewegung hauptsächlich leitete, verfolgte darin eine andere Richtung. Wie überhaupt Cranmer zum Compromißmachen wie geschaffen war und in der Lehre wie in der Verfassung alle streitigen Ansichten durch Accordieren zu versöhnen trachtete, so konnte er sich namentlich nicht zu dem entschiedenen Bruch mit dem alten Cultus verstehen, dem a Lasco das Wort redete. Cranmer machte Einwendungen gegen a Lasco's Verfahren; während Cranmer prächtige Priestergewänder beibehalten wissen wollte, wünschte a Lasco lieber gar keine besondere Tracht für die Geistlichen, insonderheit legte er Gewicht darauf, daß das Abendmahl an einem Tische sitzend gehalten werde. a Lasco ging überall von dem Grundsatz aus: „wir dürfen nichts thun, am wenigsten in Sachen des Gottesdienstes, wobei wir nicht mit festem und ruhigem Gewissen versichert sein dürfen, daß wir es dem Worte Gottes gemäß thun können", das Wort Gottes sage uns, wie Gott von uns wolle geehret sein, da solle man sich ja hüten, in eigner Klugheit und guter Meinung etwas davon oder dazuzuthun; Gehorsam sei besser denn Opfer, und wer die Gesichte seines eignen Herzens predige (Jer. 23: 16, 28 ff.), sie mögen so gottesdienstlich scheinen wie sie wollen, der stehle andern das

*) Simplex et fidelis narratio de instituta ac demum dissipata Belgarum, aliorumque peregrinorum in Anglia, Ecclesia et potissimum de susceptis postea illius nomine itineribus, quaeque eis in illis evenerunt. Per Joannem Utenhovium Gandavum. 1560. 8°. Bas. Opor.

Wort des Herrn (V. 36) und gebe ihnen Spreu statt Waizen in die Hand. Es stehe nicht vergebens geschrieben, was der Herr an Nadab und Abihu that, da sie fremdes Feuer vor den Herrn brachten, das er ihnen nicht geboten hatte (Lev. 10:1 ff.), und was den Aberwitzigen widerfuhr, die bessere Speise begehrten als das Manna, das ihnen der Herr gegeben (Num. 11). Darum könne er sich nicht gestatten alles einzuführen, was nur nicht ausdrücklich verboten sei vom Herrn, müsse sich vielmehr alles für unerlaubt anrechnen, was nicht vom Herrn zum gottesdienstlichen Gebrauch angeordnet sei." Von hier aus lehnte er denn einerseits die Einführung der englischen Priestergewänder in seine Fremdengemeinde ab, während er andrerseits der sitzenden Abendmahlsfeier dringend das Wort redete. a Lasco faßte nämlich auf Grund des Worts „dieses thut zu meinem Gedächtniß" das Abendmahl als eine Handlung auf, in der der Herr uns nahe trete, der Art, daß das Mittel seiner Selbstmittheilung keineswegs bloß das Brot und der Wein seien, sondern eben die ganze Handlung und das sie belebende Wort; habe aber Christus geboten zu seinem Gedächtniß so zu thun, wie er that, so verstehe sich gewiß von selber, daß der Herr, dessen Thun nie bedeutungslos war, bei Einsetzung dieser hochheiligen Gedächtnißhandlung alle seine Anordnungen wohl erwogen und gewählt habe; und sei denn nicht dies Ansitzen ein bedeutungsvolles Pfand und Gelöbniß der Sabbathsruhe unsrer Seelen in dem Herrn? — Wer nun aber meinen wollte, a Lasco habe aus diesen Dingen, die ihm selber Gewissenssachen waren, auch ein Joch für andrer Leute Gewissen gemacht, der verstände ihn nicht; so gut er wußte, daß seine Anschauungen Hand und Fuß hatten, so wenig vermaß er sich zu glauben, er habe sie nach allen Seiten hin abgeschlossen. Größeres Gewicht auf den Cultus zu legen mußte ihn natürlich der Interimshandel gelehrt haben, aber es kam ihm nicht in den Sinn, Cranmer es übel zu deuten, als derselbe auf seinem Sinn bestand; wir finden vielmehr, daß zwischen beiden Männern nach wie vor ein herzliches Verhältniß bestehen blieb, und als einer der Pastoren der Fremdengemeinde sich einmal beigehen ließ, jede andre als die sitzende Abendmahlsfeier für götzendienerische Verstümmelung der Einsetzung des Herrn zu erklären, zog er sich von a Lasco und dem gesammten Aeltestencollegio eine strenge Rüge zu. Auch nahm a Lasco keinen Anstand, das Abendmahl in einer fremden Gemeinde nach andrem Ritus mitzufeiern, das that er z. B. in Wittenberg bei Melanchthon.*)

Die eben mitgetheilten Erörterungen zwischen a Lasco und Cranmer trugen denn die Frucht, daß, wie gesagt, durch ein königliches Patent ihm vollkommen freie Hand gegeben wurde, seine Fremdengemeinde lediglich nach Gottes Wort zu constituieren und zu leiten; rührig wurde sofort

*) Zanchii epist. Hanov. 1609, 1:233.

die Hand an's Werk gelegt. Noch in demſelben Jahre, 1550, erſchien in holländiſcher Sprache ein Glaubensbekenntniß, in welchem das Weſen und die Kennzeichen einer rechten Gemeinde Chriſti auseinandergeſetzt wurden, zunächſt zur Zurechtweiſung für die, welche ſich zur Gemeinde der Fremden in London geſellen wollten. Das war die älteſte niederländiſche Confeſſion*), ſie iſt ſpäter auch in Holland zwar nicht in kirchenrechtlicher Geltung aber doch weit verbreitet geweſen; wie ſie wirkte, ſehen wir daraus, daß Alba und die Inquiſitoren ſie auf den Index brachten und mit ſolchem Eifer verfolgten, daß ſie vollſtändig verloren und faſt vergeſſen war, bis vor etwa 18 Jahren ein Exemplar einer ſpäteren Auflage zu Utrecht entdeckt wurde. Schon 1551 folgte eine kurze Darſtellung des reformierten Lehrbegriffs, wie er in dieſen Gemeinden vorgetragen wurde in Geſtalt eines Katechismus**); es iſt derſelbe, den a Lasco ſchon in Emden ausgearbeitet aber noch nicht dem Druck übergeben hatte. Desgleichen wurden auch liturgiſche Formulare ausgearbeitet und poetiſche Bearbeitungen der Pſalmen Davids und anderer bibliſcher Hymnen verſucht, vor allem eine Kirchenordnung entworfen. Bei dieſen Arbeiten ſtanden a Lasco zwei junge Niederländer zur Seite, deren Name hier mit Auszeichnung genannt werden muß: Martinus Micronius, einer der Paſtoren, den a Lasco ſeinen Theſeus nennt, und Johann Utenhove, einer der Presbyter der niederländiſchen Gemeinde. Alle beide waren aus Gent gebürtig und von ſehr anſehnlicher Herkunft. Micronius ſoll eigentlich anfänglich Arzt geweſen ſein, ja ſelbſt mediciniſche Schriften geſchrieben haben; beide hatten eine ganz ähnliche Entwickelung durchlaufen, wie a Lasco, waren durch die ſchweizeriſchen Reformatoren angeregt und eng mit ihnen befreundet — die Utenhove's ſtanden auch mit Erasmus in Verbindung — und hatten ſich um die Zeit der Thronbeſteigung Eduards VI. von den Niederlanden nach England begeben: alles traf zuſammen, um ſie ſo innig wie möglich mit a Lasco zu verbinden. Utenhove überſetzte die Confeſſion und den Katechismus in's Holländiſche und begann die Bearbeitung der Pſalmen David's für den Kirchengeſang; allmählich erſchienen kleinere Abtheilungen, eine vollſtändige Sammlung erſt 1566.***) Micronius war in ähnlicher Weiſe thätig †) um die Liturgie

*) Zuerſt abgedruckt bei Heringa (Vinke) Kerkelyke raadvrager en raadgever IV, 2. Utrecht 1843, pag. 223 ff. ſoeben aufs neue herausgegeben von Hofstede de Groot, de eerste geloofsbelijdenis der nederlandsche herv. Kerk. Groningen, 1860. Zu den von Vinke angeführten und von de Groot acceptierten äußeren Gründen für die Authentie und a Lasco's Autorſchaft kommen entſcheidende innere hinzu.

**) De Catechismus, oft Kinderleere die men te Londen, in de Duytsche ghemeynte, is ghebruyckende. Ps. 119 : 9. Ghedruct tot Londen, by Steuen Myerdman. An. 1551. (öfter aufgelegt).

***) Heringa l. c. 2 : 245 ff.

†) Mensinga l. c. passim.

und die Kirchenordnung, welche a Lasco lateinisch entworfen zu haben scheint, in holländischer Sprache zu bearbeiten; wie er später in der Katechismusangelegenheit gewirkt, werden wir unten hören. Vor allen Dingen, man wird das von vornherein erwarten, richtete a Lasco sein Augenmerk auf die Kirchenordnung und die Kirchenzucht. Der wallonische Theil der Fremdengemeinde hatte die Genfer Kirchenordnung angenommen, für die niederländische Abtheilung arbeitete a Lasco eine selbstständige Ordnung aus*), wahrscheinlich unter Zugrundlegung der in Emden begonnenen aber nicht zu Ende gebrachten Kirchenordnung. Schlechterdings nur nach Gottes Wort soll die Gemeinde geordnet und geleitet werden, verlangt a Lasco; so sollen auch keine andern Diener angestellt werden, als die das Wort Gottes vorschreibt. Das sind aber dreierlei Diener, nämlich Aelteste, Diaconen und Doctoren. Die Aeltesten aber zerfallen in zwei unter sich ganz gleiche Klassen, die einen verwalten den Dienst am Wort und die Sacramente, das thun die andern nicht, sind aber mit jenen zugleich Hüter und Bewahrer der ganzen Gemeinde durch Handhabung der Zucht. Unter Aufsicht dieser Aeltesten haben denn die Diaconen die Almosen zu sammeln und zu spenden, nur in schwierigen Fällen treten die Collegien der Aeltesten und der Diaconen zu gemeinsamer Berathung zusammen. Die Doctoren haben die christliche Erkenntniß und Wissenschaft zu fördern und zu vertreten; sie unmittelbar der Gemeinde ersprießlich zu machen, diente die sogenannte Prophezey**) oder Collatie, d. i. gemeinsame Schriftuntersuchung und Besprechung der Predigten durch sämmtliche Aelteste und Lehrer. Von diesen Aemtern waren das Aeltesten- und Doctorenamt lebenslänglich, das Diaconenamt einjährig. Sollte eine Wahl zu irgend einem Amt vorgenommen werden, so bereitete sich die ganze Gemeinde dazu vor durch einen allgemeinen Buß- und Bettag, dann wurde das Wesen des Dienstes, der besetzt werden sollte, der Gemeinde auseinandergesetzt und dieselbe zu gewissenhafter Wahl ermahnt. Die Wahl geschah alsdann durch schriftliche Abstimmung, worauf die Aeltesten die Stimmen prüften und den nach ihrer Ueberzeugung Tüchtigsten beriefen. Die Aeltesten hatten also die Entscheidung in Händen und die Wahl der Gemeinde war nur ein Vorschlag; nur hatte die Gemeinde das Recht, in einer feststehenden Frist ihre Bedenken vorzubringen und erst nachdem die Frist verstrichen und die etwanigen Einsprachen erledigt worden, wurde der Gewählte in sein Amt eingeführt. Das Hauptgewicht fällt überall in a Lasco's Kirchenordnung auf die Disciplin. Dieselbe wird von ihm nicht blos als Schutzwaffe der Gemeinde gegen falsche Brüder

*) Richter, Geschichte der evang. Kirchenverfassung in Deutschland. Leipzig, 1851. p. 175 ff. Lechler, Geschichte der Presbyterial- und Synodalverfassung etc. Leiden 1854, nebst den dort citierten mir leider unzugänglichen Quellen.

**) Güder bei Herzog. Art. Prophezey.

betrachtet,*) ſie iſt ihm ein weſentliches Erziehungsmittel der Gemeinde; neben reiner Predigt und ſchriftgemäßer Sacramentsverwaltung ſteht ihm die Kirchenzucht als drittes äußeres Kennzeichen der Gemeinde Chriſti. Jedes Mitglied der Gemeinde iſt ihr unterworfen und gegen die Diener der Gemeinde, weil ihr Fall größeres Verderben bringt, als jedes andern Fall, ſoll ſie am gewiſſenhafteſten gehandhabt werden; ebenſo iſt jeder zur Ausübung der kirchlichen Zucht verpflichtet, d. h. zur Ausübung im Stillen; jeder ſoll ſich ſeines Bruders annehmen, daß er keinen Schaden nehme, und erſt wo die ſtille brüderliche Zucht verſchmäht oder die ganze Gemeinde geärgert wurde, trat öffentliche Strafe ein: zunächſt Ermahnung und Beſtrafung vor dem Collegio aller Gemeindediener und dann je nach dem Erfolge öffentliche Buße oder öffentliche Abſchneidung und nach geſchehener Buße und Beſſerung Wiederaufnahme in die Gemeinde. Calviniſch, wie man gemeint hat, war demnach a Lasco's Kirchenverfaſſung nicht. Calvin kennt nicht die Gleichſtellung aller Aelteſten und ſtatuiert keine Mitbetheiligung der Gemeinde bei Wahlen, auch iſt ihm die Gemeinde nicht Inhaberin und Verwalterin aller Kirchengewalt; man war ſich zu London des Unterſchiedes von Genf auch wohl bewußt**).

Niemand wird erwarten, daß es a Lasco auf den erſten Griff gelang, ein in allen Zügen richtiges Bild apoſtoliſcher Gemeindeverfaſſung aus der Schrift zuſammenzuſtellen und auf ſeine Gemeinde anzuwenden; es iſt hier nicht Raum, genauere Prüfungen anzuſtellen; es ſei aber denen, die ſo gern mit bequemen Stichwörtern gegen die reformierten Väter in's Feld rücken und klagen, daß dieſelben in „abſtracter" Weiſe die Kirche nach apoſtoliſcher Schrift geſtalten wollten — denen ſei geantwortet, daß ja ſie bei ſolcher Klage ganz abſtrahieren von den concreten Verhältniſſen, unter welchen a Lasco wirkte. War es wirklich ſo abſtract, eine Gemeinde von Leuten, die ſämmtlich um des Glaubens willen Vaterland, Freundſchaft und Erbe verlaſſen hatten und nun im fremden Lande durch das Band gemeinſamen Glaubens und Bekenntniſſes zu einer mit dem Staat nur loſe zuſammenhängenden Gemeinſchaft vereinigt lebten, regieren zu wollen nach apoſtoliſchem Vorbild? Es würde nicht ſo viel böſes Blut unſere kirchliche Gegenwart aufregen, wenn ſtets ſo den concreten Verhältniſſen gemäß in und mit der Kirche gehandelt wäre, wie a Lasco that. Aber das wäre freilich ein heilloſes Experiment, wollte man Ordnungen, die eine ſolche Gemeinde wie die Londoner tragen und kaum tragen konnte, ohne weiteres und in ihrem vollen Umfange übertragen auf Maſſen, deren Zuſammenhang mit der Gemeinde Chriſti vor der Hand und größtentheils lediglich auf Blutsverwandtſchaft und nicht auf Wahlverwandtſchaft beruht. — Es iſt hier aber der Ort zu erzählen, wie wichtig die Londoner Gemeinde und a Lasco's Wirken in ihr für die geſammte reformierte

*) Wie von Calvin; Schenkel, Reformatoren p. 122 ff.

**) Utenhove l. c. p. 19.

Kirche germanischer Zunge geworden ist. Der Londoner Katechismus ist durch eine Verkettung von unten näher auseinanderzusetzenden Umständen, daß ich so sage, ein Ahnherr des Heidelberger Katechismus geworden. Utenhove's Psalmbearbeitung bezeichnete auch für die geistliche Dichtung und den Kirchengesang der deutschen reformierten Kirche den Weg, den die französische bereits hinsichtlich des Kirchengesangs eingeschlagen hatte. Der Kirchengesang wurde wesentlich Psalmgesang, freilich nicht in der exclusiven Weise, die bald nachher durch Dathen und besonders den Herrn von St. Aldegonde zur Geltung kam, wonach man im Kirchengesang nur in Reim gebrachte Schriftworte gelten ließ. Utenhove hatte auch andere Lieder angehängt; in bleibendem Gebrauch blieben seine Psalmen aber nicht, die Bearbeitung Dathens trat an ihre Stelle, in welche nur Utenhove's Bearbeitung der Glaubensartikel und ein Lied vor der Predigt aufgenommen wurden. Muthmaßlich lag die Ursache darin, daß Dathen durchaus nach den französischen Psalmen sich gerichtet hatte, bei Utenhove stimmten nicht alle Psalmen in Strophenbau und Melodie mit den französischen überein; welchen Einfluß überhaupt die letzteren, deren erste vollständige Ausgabe Ende 1552 erschien, auf Utenhove's Arbeit ausübten, wüßte ich nicht näher zu sagen. Die liturgischen Formulare a Lasco's sind zum Theil noch heute in der reformierten Kirche in Gebrauch, die meisten Stücke der niederländischen und der pfälzischen Agende gehen zurück auf a Lasco. Ebenso waren a Lasco's Anschauungen über Verfassung und Cultus von Einfluß auf die Gestaltungen, welche späterhin die reformierte Kirche in Holland und den benachbarten Gegenden, wie auch in der Pfalz einging. Besonders wichtig wurde die Londoner Fremdengemeinde für die englische Kirche selbst. Es ist schon gesagt, daß dieselbe ihr Gepräge erhielt durch den überall vermittelnden Erzbischof Cranmer. Die Mehrzahl der Bischöfe und der wirklich protestantischen Gemeindeglieder war der Richtung Cranmer's abhold, keineswegs einzelne, sondern sehr viele und grade die gemäßigteren Bischöfe wünschten die Kirche von Zürich*) zum Vorbild genommen zu sehn; wäre es nach ihrem Sinn gegangen, so wäre man nicht stehen geblieben, wo Cranmer stehen blieb. Was sie nun selber zu erreichen wünschten und nicht vermochten, sahen sie in a Lasco's Gemeinde deutlich vor Augen, und schon damals wurden nicht selten Stimmen laut, die den Bruch zwischen Episcopalen und Puritanern ahnen ließen, welcher sich später vollzog. Ein Vorspiel jenes großen Kampfes werden wir unten sich vollziehen sehen grade in einem zersprengten Theil der Londoner Fremdengemeinde — zu Frankfurt.

Nach diesem allen bedarf es nicht mehr ausdrücklicher Betonung, welch eine rege Thätigkeit a Lasco in England entfaltete; die Gemeinde

*) Macaulay hist. of England 1: 49 ff. (copyr. ed.)

und die damals in England thätigen eminenten Persönlichkeiten boten ihm die reichste Anregung. Unter den Engländern stand er Cranmer und Bischof Hooper besonders nahe, von den auswärtigen nach England gezogenen Gelehrten zog ihn vor allen Petrus Martyr an, welchen hinwiederum a Lasco's wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit, wie religiöse Innigkeit mit Achtung und Liebe erfüllte. Schwieriger wurde es a Lasco, sich in Bucer zu finden, dessen rastlose Unterhändlerbetriebsamkeit ihm geeignet schien, die Sachen eher zu verwickeln, als zu lösen. Zu seinem Schmerz starb Bucer, ehe sie sich so vollständig geeinigt hatten, wie sie beide hofften. Am lebhaftesten war der wissenschaftliche Verkehr zwischen England und Zürich. Gar zu gern hätte a Lasco Bullinger selbst nebst Bibliander, Musculus und Castalio nach England kommen sehen; da das nicht ging, waren sie durch Briefe und Schriften in desto lebhafterem Verkehr. a Lasco gab auch Bullinger's Schrift von den Sacramenten mit einer Vorrede in England heraus. Mit besonderer Freude erfüllte ihn der Abschluß des Zürcher Consensus, in welchem die Zürcher und Calvin ihre Einhelligkeit in der Abendmahlslehre documentierten; a Lasco unterschrieb denselben und setzte seine eigene Sacramentlehre in einer ausführlicheren Schrift*) in eigenthümlicher Weise aber ganz in demselben Sinn auseinander. Auch für ein friedsames Verhältniß zu den lutherischen Theologen in Deutschland versprach er sich durch den Zürcher Consens viel. Denn den Entwicklungsgang der Kirche und Theologie in Deutschland verlor er nie aus den Augen und folgte auch selbst den Streitigkeiten, die Osiander über die Lehre von der Rechtfertigung und sein Freund Aepinus über den Artikel von der Höllenfahrt zu bestehen hatten, mit lebhaftem Interesse. Man findet auch**), daß durch a Lasco's Vermittlung die politischen Bewegungen von England aus unterstützt wurden, welche den Bruch zwischen Moritz von Sachsen und dem Kaiser herbeiführten und dem Interimsjammer ein Ende machten.

Häusliche Trübsale brachten in dieses rege Leben eine lange bange Störung. Im Jahr 1551 wurde a Lasco's Frau von einer damals grassierenden Seuche, dem englischen Schweiß, ergriffen, und den folgenden Tag erkrankte er selber auch. Kaum wurden beide gerettet; aber die Frau mußte bei einem Besuch im Hause des Erzbischofs Cranmer einen zweiten

*) Brevis et dilucida de Sacramentis Ecclesiae Christi Tractatio in qua et fons ipse et ratio totius Sacramentariae nostri temporis controversiae paucis exponitur: Naturaque ac vis Sacramentorum compendio et perspicue explicatur per Joannem a Lasco, Baronem Poloniae Superintendentem Ecclesiae peregrinorum Londini. Eph. 4:1—3. Londini per Steph. Myerdmannum An. 1552. Vgl. Bertram p. 38, 44 ff. Ebrard, Dogma vom Abendmahl 2:532 ff.

**) Ranke 5:160.

Anfall der Krankheit erfahren und dauerndes Siechthum trat ein, dem sie im Sommer 1552 erlag. Ungewohnte Sorgen um das verödete Haus, eigne unaufhörliche Kränklichkeit machten ihn auch für die nothwendigsten Berufsarbeiten untüchtig; erst nach Jahresfrist begann er langsam sich zu erholen, und nachdem er die Sorgen um das Hauswesen einer zweiten, wie es scheint eben so glücklich gewählten, Gattin abgetreten, legte er langsam wieder die Hand ans Werk.

Die Arbeit wurde sauer; a Lasco ahnte nicht, wie bald ein erschütternder Schlag sie abbrechen sollte. Nicht alle Glieder der Londoner Fremdengemeinde konnten die guten Tage tragen, die sie zu genießen hatten, die strenge Disciplin mißfiel manchen; selber gerügt, wollten sie durchaus auch andre unter gleiche Strafe bringen. Die Geistlichen selbst gaben Anlaß zu Klagen und Rügen. Einer nahm sich heraus, den Artikel von der Höllenfahrt Christi eine Pflanze zu nennen, die der himmlische Vater nicht gepflanzt habe, und die deshalb auszurotten sei, eiferte gegen die Zulassung von Taufzeugen, die bei der Gemeinde üblich waren — sie hießen Mitsorgen, — schalt jede Kniebeugung beim Abendmahl Teufelsdienst und jede andre als die sitzende Abendmahlsfeier eine Verstümmelung der Einsetzung Christi. Ein andrer der wegen Aergernisses von der Obrigkeit aus seinem Dienst entlassen war, faßte den Plan, Calvin und a Lasco nebst seinen Collegen aufeinanderzuhetzen wegen der Prädestinationslehre, über welche in London anders gelehrt wurde als in Genf. Wir können diesen Streit nicht verstehen, ohne a Lasco's Lehre ein wenig genauer auseinanderzusetzen, und wir thun das um so lieber, da hier die eigenthümlichsten Seiten der Lehre a Lasco's — von deren vollständiger und zusammenhängender Darstellung wir leider absehn müssen — um einen Mittelpunkt geordnet hervortreten. a Lasco läugnet nicht, daß die ganze Welt- und Heilsgeschichte nach einem vollkommenen von Ewigkeit her entworfenen Rath und Plan Gottes verläuft, aber er faßt Gottes Rathschluß als einen bedingten auf: Gott will sich zu uns so stellen, wie wir uns zu seinem Heilswillen stellen. Gottes Heilswille dreht sich aber um die zwei unverrücklichen Angelpunkte: 1) es ist kein Heil außer in Christo, der als zweiter Adam der ganzen Menschheit zum Haupt verordnet ist; 2) verdammt wird, wer dem nicht glaubt, der gewiß, aber auch nur der. Hieraus ergibt sich alles weitere. „Gott erbarmt sich unser aller in unsern Sünden, ebenso gewiß, wie er uns alle unter die Sünde beschlossen hat, d. h. so, daß er von seiner Erbarmung keinen ausschließt, so viel an ihm ist, sondern sie allen anträgt in Christo, der ja durch seine Menschwerdung sich dem ganzen Menschengeschlechte angeschlossen und die Sünde der ganzen Welt durch seinen unschuldigen Tod gesühnt hat." Demgemäß „läßt Gott seine Sonne aufgehn über alle ohne Ausnahme, um allen gleich zu leuchten, läßt regnen über alle ohne Ausnahme und den heilbringenden Samen seines Gotteswortes über jederlei Acker streuen;

seine Schuld ist es nicht, wenn der allenthalbenhin gestreute Same des ewigen Lebens hier erstickt, da zertreten wird und dort verdorrt." „Das Evangelium wird allen Menschen verkündigt und beschließt alle in sich, außer die es muthwillig verachten, verspotten und lästern; es beweiset aber seine Kraft in den Armen am Geiste, die mit Sünden beladen treulich arbeiten, dieselben los zu werden;" es sind freilich alle durch Adams Fall des freien Willens verlustig, in Sünden todt, d. i. unfähig etwas göttlich gutes hervorzubringen, unfähig aus sich selber zum Glauben zu kommen, nichts ist geblieben als die Möglichkeit ein äußerlich ehrbares Leben zu führen. Hieran knüpft dann aber auch sofort die Arbeit des Geistes Gottes an durch das Wort. „Der Glaube kommt schlechterdings allein aus dem Worte Gottes durch die Kraft des heiligen Geistes, und das Wort ist nimmer leer, sondern bringt immer seine Frucht im Menschen, nachdem das Gesetz vorgearbeitet hat, wo wir nur nach unsrem schwachen Vermögen dem Gehorsam gegen das Gesetz und den Werken des Geistes immer nachjagen und nicht wider unser Gewissen sündigen." a Lasco will demgemäß keinem gestatten, über die Seligkeit der Kinder und aller derer, die ohne Kunde von Christo sterben, ein absprechendes Urtheil zu wagen. Wer werde denn die Kinder denen gleichstellen, die Gottes Wort verachten? wer könne denn alle Heiden mit gleichem Maße messen? sei denn mit der ererbten Erstorbenheit für das Reich Gottes sofort die definitive Verdammniß gegeben? Vielmehr „wie der Fluch über Adams Sünde alsbald zu wirken begann, so begann auch alsbald die Zertretung des Schlangenhaupts durch die Verheißung; wie wir geboren werden als Kinder des Todes und Zorns von Natur, sofern wir Kinder Adams des Uebertreters sind, so werden wir um des kommensollenden Christus willen andrerseits, nachdem Adam der Verheißung geglaubt hat, zurechnungsweise für Gläubige angesehen, obgleich wir in Sünden geboren werden, — wo wir nur die Verheißung nicht verachten." Erst mit dem Hören des Worts, aber dann auch gewiß, hört alle Entschuldigung auf, die Wahrheit weicht von denen, die ihrer nicht werth waren, um den Zornesoffenbarungen Gottes Platz zu machen; die sie aber aufnehmen, zu denen geht sie mit Freuden ein. In dem Sinne rief a Lasco seinem polnischen Könige und Volke zu: „mochten die Vorfahren immerhin ihre Unkunde zur Entschuldigung haben: du nicht; so hüte dich, daß du nicht vor dem Richterstuhl Christi überführt werdest, du habest die Finsterniß lieber gehabt als das Licht, denn das hat der göttliche Mund Christi als den einzigen Grund unserer Verdammniß hingestellt;" „schrecklich ist, was der Herr unter Thränen Jerusalem und allen angekündigt hat, die die Zeit ihrer Heimsuchung verwahrlosen: fortan müsse vor ihren Augen verborgen werden, was zu ihrem Frieden dient." Also „der ungläubige Haufe wird von Gott verdammt mit gerechtem Gericht, nicht als wären sie von Gott zu ewiger Qual erschaffen, der will vielmehr niemand von seiner Gnade

ausſchließen und hat das ganze Menſchengeſchlecht in Adam zur Seligkeit gegründet, aber ſelbſtgewollte Verachtung der Gnade Gottes in Chriſto wird verdammt; wer die wiſſentlich und gefliſſentlich verachtet, ſo ſie ihm dargeboten wird, der hat an ihr keinen Theil mehr, der muß nun durch ſeine ewige Qual Gott verherrlichen wider Willen und den Beweis liefern, daß der Gott, der ihm in Chriſto die Seligkeit darbot, und den er für ſeinen gnädigen Vater nicht erkennen wollte, dennoch ſein Herr ſei." Die praktiſchen Conſequenzen ergeben ſich hieraus ebenſo einfach wie ſicher; denn hat ſich Gott in ſeinem Sohn geoffenbart (nicht verhüllt, ohne Hinterhalt) ſo iſt offenbar, daß er uns damit an ſein Wort und deſſen Predigt will gebunden haben; „die wir denn nun ihn erkennen für den wahren Gott, der ſich durch ſein Wort und durch die Sendung ſeines Sohnes geoffenbart hat, ſollen uns halten an die Predigt ſeines Worts, ſollen uns und die Unſrigen einpflanzen laſſen in die Kirche durch den Dienſt, welchen er der Kirche verordnet hat," aber die eignen Gedanken (über die Seligkeit der Heiden u. dgl.) „denen wir ſo gern folgen, um ſeine Syſteme zu bauen!" müſſen wir zügeln, und auf ſich beruhen laſſen, was wir nicht wiſſen ſollen. Andrerſeits iſt hierin auch dem Diener am Wort ſein Verfahren klar und ſcharf vorgezeichnet. Einem Freunde, der mißmuthig ſeinen Predigtdienſt am polniſchen Hof aufgeben wollte, ſchreibt a Lasco: „du mußt Stand halten, ſtrafen nach dem Vorbild des Herrn, der unſre Laſter züchtigt, uns aber liebt und für ſeine Kinder anſieht, ſo lange wir nicht wiſſentlich und gefliſſentlich ſeine Gnade in Chriſto von der Hand weiſen; ſo mußt du ſtrafen und den Weg zur Beſſerung zeigen, bis ſie dich fortjagen. Die Propheten haben auch nicht durch die Finger geſehen und doch auch bei offenbar gottloſen Königen ihren Poſten nicht verlaſſen; darum mußt du auch Stand halten und den Muth nicht fallen laſſen; ſo lange ſie noch nicht allzumal Hunde und Säue geworden ſind, darfſt du ihnen das Heilige nicht entziehen. Du weißt doch, daß der Herr uns durch einen heiligen Eidſchwur zugeſichert hat, ſein Wort werde nie ohne Frucht zu ihm zurückkehren, wo es nur ordnungsmäßig geſäet werde; die Hand des Herrn iſt nicht verkürzt, wenn wir nur auf unſrem Poſten nicht laß werden; iſt der Geiſt aus dem Abgrund mächtig, der Geiſt Gottes iſt noch viel mächtiger." Dieſe allerdings von Calvin's Lehre ſich entſchieden günſtig unterſcheidende Lehre a Lasco's *) war keineswegs ſeine Privatmeinung: die entſcheidendſten der mitgetheilten Stellen gehörten dem Katechismus und der Liturgie der Gemeinde an. — Der rachſüchtige Mann, der oben erwähnt iſt, ſuchte nun dieſe von einem Collegen a Lasco's, vermuthlich Micronius, (wie von dieſem ſelbſt) vorgetragene Lehre ſo zu

*) Ausführlicheres über dieſen Punkt ſ. in den Jahrbüchern für deutſche Theologie, Jahrg. 1860 Heft 2 p. 313 ff.

drehen, als ob Adams Sünde überhaupt nach a Lasco uns nicht ſchuldig ſtelle vor Gott, als ob er die Erkenntniß Chriſti nicht für unumgänglich zur Seligkeit gelten laſſe; endlich klagte er über Verunglimpfung Calvin's. Die beiden erſten Klagpunkte widerlegten ſich leicht, auf den letzten Punkt lautete die Antwort rund und klar: man wiſſe ſehr gut, was man an Calvin habe, ſeine Prädeſtinationslehre aber billige man nicht, ſeine harten Ausdrücke ſeien vielen zum Anſtoß, Adams Sünde und Chriſti Verdienſt ſeien genauer zu würdigen. Damit hatte dieſe „Tragödie" ein Ende, ohne daß die freundſchaftlichen Beziehungen zu Calvin im mindeſten geſtört wurden. Aber a Lasco und andre klagten, daß man nicht dankbarer die guten Tage aus der Hand des Herrn hinnehme; ſo werde die züchtigende Hand Gottes herausgefordert, und werde nicht ausbleiben. Sie ſchwebte ſchon über den Häuptern.

In demſelben Briefe, in welchem a Lasco ſeinem Bullinger über dieſe Dinge ſchrieb, den 7. Juni 1553, meldete er die Kränklichkeit des jungen Königs und die Hoffnung auf Geneſung. Er täuſchte ſich; einen Monat ſpäter, den 6. Juli, wurde derſelbe, „der Joſias des Jahrhunderts," aus dem Leben abgerufen. Eine dumpfe Gewitterſchwüle folgte. Nach wenig Tagen ſtieg die katholiſche Maria auf den Thron, und das Ungewitter entlud ſich in vernichtenden Schlägen. Unverkennbar gab ſich die Abſicht der Königin und ihres Rathes kund, die Proteſtanten unter dem Vorwand des Hochverraths dem Henker zu überliefern; ſo gut wie dieſe Verſuche gegen Cranmer und Petrus Martyr gemacht wurden, mußten die Häupter der Fremdengemeinde ein Gleiches erwarten. Die Geſchichte hat dieſe Befürchtungen gräßlich gerechtfertigt; man weiß, daß während Marias fünfjähriger Regierung 288 proteſtantiſche Märtyrer in England verbrannt, daß ſelbſt die Gebeine Bucer's und der Frau Petrus Martyr's aus dem Grabe geholt und auf den Scheiterhaufen gebracht wurden. Solche Verfolgungen richtig vorher ſehend rief a Lasco die Aelteſten und Diakonen zu einer Berathung zuſammen; man beſchloß, ein Theil der Gemeinde ſolle ausgehen und anderwärts eine Zufluchtsſtätte ſuchen, wohin der Reſt nachfolgen könne. Einmüthig richteten alle die Augen nicht nach dem von Brabant her und durch die Unruhen Albrechts des Kulmbacher's bedrohten Oſtfriesland, ſondern nach Dänemark, deſſen König, dem Ruf ſeiner Frömmigkeit nach, ein Ebenbild des verſtorbenen Eduard ſein mußte. Zwei auf der Themſe ſegelfertig liegende däniſche Schiffe waren bereit, ſie hinzubringen; an der Spitze der Zurückbleibenden hinterließ man den einen Geiſtlichen der Niederländer, Petrus Deloenus, und einen der Wallonen, Franz Riverius, welche nach einigen Monaten voll Sorgen und Lebensgefahr den Uebrigen auf die Flucht folgen mußten. Die Reiſefertigen, meiſt Niederländer, denen ſich auch Wallonen, einige Schotten und Engländer angeſchloſſen hatten, zuſammen etwa 170 Seelen, gingen den 17. September unter Segel zu

Gravesand, wohin eine große Zahl der zurückbleibenden Männer und Frauen ihnen das Geleit gaben. Als die Anker gelichtet wurden, und sie unter Thränen und Segenswünschen sich verabschiedet hatten, klommen diese einen nahen Hügel hinan, von welchem aus sie den Flüchtenden noch lange nachsehn konnten; als die Gestalten der Enteilenden zu verschwimmen begannen, stimmten sie einen Psalm an, der als letzter Gruß den Fliehenden über die Wogen nachklang. Dann entfernten sie sich, Almosen für ihre Armen zusammenlegend auf die hereinbrechenden Tage der Trübsal.

3. Dänemark. 1553.

Zuversichtlich rechneten die Flüchtlinge auf eine gastliche Aufnahme in Dänemark; und nicht allein sie, auch in Straßburg theilte man ihre Erwartungen. Johann Sturm hoffte durch a Lasco eine Professur in Kopenhagen für den gleichfalls vertriebenen Petrus Martyr auszuwirken. Desto bitterer war die Täuschung, die sie erfuhren. Nach einer stürmischen Seereise, in welcher ein Sturm beide Schiffe trennte, fanden sich erst gegen Ende October die Flüchtlinge wieder zusammen in Helsingör, wo sie vernahmen, daß der König in Jütland zu Kolding sei. Dort beschloß a Lasco mit Micronius und Utenhove ihn aufzusuchen, während die Uebrigen nach Kopenhagen gingen. Einige waren schon vorher an der norwegischen Küste ausgestiegen und wollten zu Fuß im Winter durch Norwegen nach Dänemark ziehen: ein einziger von ihnen kam nach einem halben Jahr zu einem Gerippe abgezehrt nach Kopenhagen — alle andern scheinen den Strapazen erlegen zu sein. a Lasco gelangte den 8. November mit seinen Begleitern nach Kolding, wo er sich an den Hofprediger des Königs, Paulus Noviomagus, wendete, welcher ihnen seine Fürsprache beim Könige zusagte. Es währte ein paar Tage, ehe sie bei diesem vorgelassen wurden, doch vorher, so wünschte man, möchten sie eine Predigt des Noviomagus mit anhören; die Sorge, welche sie bereits beschlich, zeigte sich hier nur zu begründet. In seiner Predigt fuhr Noviomagus gegen die reformierte Abendmalslehre heraus: die Anhänger derselben seien greuliche Ketzer, „welcher Ende sei die Verdammniß", „man müsse mit Fingern auf sie zeigen, damit jeder sie meide". Seinen ganzen Text, Phil. 3: 17 ff. richtete er gegen sie! So vorbereitet erschienen die Schutzflehenden vor dem König, welcher ihnen die Hand reichte und von a Lasco sich ihre Bittschrift überreichen ließ, in welcher sie ihre Lage auseinander setzten, um die Gewährung freier Religionsübung in Dänemark baten, und sich erboten, über ihre Lehre und Gottesdienstordnung jede begehrte Auskunft zu geben. Der König sprach ihnen seine Theilnahme aus; es freue ihn, daß sie so voll Zutrauen auf ihn nach Dänemark gekommen seien, er werde die Sache in Erwägung ziehen. Nach mehreren Tagen erhielten sie die Antwort, der König bedaure ihr Schicksal, freue sich,

daß ſie in der Trübſal nicht wieder zum Pabſtthum übergegangen ſeien, könne ihnen aber nur in dem Falle eine gaſtliche Aufnahme in ſeinem Lande bieten, daß ſie in allen Stücken die Lehre und den Cultus der Dänen annähmen. Wollten ſie das nicht, ſo müßten ſie fort, aber an Empfehlungen ſeitens des Königs ſolle es ihnen dann nicht fehlen. Noch einmal wagten ſie, ihre Bitte zu wiederholen, doch mit der Entgegnung, es ſei ihnen Gewiſſensſache, Lehrſtücke und Gottesdienſtordnungen, die ſie mit der Schrift ſtreitig erkennten, nicht anzunehmen; hätten ſie nur die Wahl zwiſchen Gewiſſenszwang und Leiden, ſo würden ſie in Gottes Namen über ſich ergehen laſſen, was der über ſie kommen laſſen wolle. Ehe hierauf Antwort einlief, kam es dann zu Verhandlungen mit dem Hofprediger Noviomagus und deſſen Collegen Henricus Buscoducenſis über die erwähnte Predigt des erſtgenannten, über die Abendmahlslehre, die Gottesdienſtordnung, die Auctorität Luther's. Natürlich half alles nichts. Vergebens waren alle Gegengründe, vergebens wurde darauf hingewieſen, wie man trotz des Unterſchiedes in der Lehre die um des Interims willen verfolgten ſchwäbiſchen Prädicanten in Zürich aufgenommen habe, vergebens geſagt, wenn der König die Mönche im Lande dulde, ſo könne er doch ſie noch viel eher dulden. Die Antwort war: „ihr thut uns leid, aber ihr müßt fort, Ketzer ſeid ihr doch, der König kann eher die Papiſten im Lande haben, als euch" — man hatte ihnen Glück gewünſcht, daß ſie nicht wieder Papiſten geworden! Endlich verſuchte a Lasco noch für ſich und die Seinen wenigſtens während des Winters ruhigen Aufenthalt in Dänemark auszuwirken und die Hofprediger verſprachen, ſich dahin zu verwenden. Wie ſie es thaten, erhellt unter anderm daraus, daß Buscoducenſis den folgenden Tag kam, ſie ſchlagend ihrer Ketzerei zu überführen, indem er a Lasco und ſeinen Gefährten Luther's Traveſtie des erſten Pſalms vorlas: „wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Sakramentierer, noch tritt auf den Weg der Zwinglianer, noch ſitzet, da die Zürcher ſitzen." Den 17. Novbr. kam entſchiedene Antwort vom Könige: entweder ganz zu ſeinen Anſichten müßten ſie übertreten oder das Land räumen; gleicher Befehl ſolle nach Kopenhagen abgehn, und auch Alten, Kranken, Wöchnerinnen kein Aufenthalt vergönnt ſein; nur zwei Söhne a Lasco's mit ihrem Hofmeiſter wurden ausgenommen und ihm ſelber eine Unterſtützung von 100 Thalern geſchenkt, von der er ſofort einen Theil nach Kopenhagen beförderte. Aber ſelber durfte er ſeine Gemeinde nicht wiederſehn und nur mit genauer Noth erhielt er Erlaubniß, an ſie zu ſchreiben. Er ſchlug den geraden Landweg nach Deutſchland ein und wendete ſich jetzt natürlich nach Emden, wo er den 4. Dec. ankam.

Wie ein Blitzſchlag trafen dieſe Nachrichten die in Kopenhagen auf beſſeren Beſcheid rechnenden übrigen Flüchtlinge, deren erſter Empfang in dieſer Stadt das Beſte hoffen ließ. Sobald ſie nun dargethan, daß ſie mit keiner Wiedertäuferei zu ſchaffen hatten und lediglich um des evangeli-

schen Bekenntnisses willen vertrieben waren, hieß sie der Magistrat gutes Muths sein und gestattete ihnen, sich einzumiethen, Wintervorräthe einzukaufen und vorläufig von Lasten und Abgaben frei alle nicht besonders privilegierten Handwerke zu treiben; nur solle Hermes Backerel, Presbyter und Schullehrer der Gemeinde, der einstweilen an ihre Spitze gestellt war, Gottesdienst und Schule anstehn lassen, bis Bescheid vom Könige käme. So hatten sie drei Wochen Ruhe in Kopenhagen. Aber als der Bescheid von Kolding eintraf, wurden am ersten December Backerel und David Simpson, ein englischer Prediger, der mitgeflohen war, vor den Magistrat und die Geistlichkeit beschieden, um dort von Palladius, dem Superintendenten von Kopenhagen, wegen ihres Glaubens befragt zu werden. Natürlich wurde besonders vom Abendmahl geredet und das Ende war, daß Palladius offen erklärte, es stehe trotz der Unterschiede in der Lehre nichts im Wege, diese Flüchtlinge für Brüder zu erkennen und zu behandeln; dieselbe Erklärung gab er am Ende eines Gesprächs mit sieben Andern von den Flüchtlingen ab; mit um so größerem Schmerz theilte er dann den Brief des Königs mit, der ihre sofortige Entfernung befahl, und gab ihnen anheim zu überlegen, ob sie nicht in allem sich dem Könige anschließen könnten, so hätten sie das Beste zu erwarten. Sie antworteten ganz dasselbe, was a Lasco dem Könige in Kolding erklärt hatte, und baten, man möge sie doch nicht mitten im Winter in Sturm, Frost und Schneegestöber hinausjagen, jedenfalls den Alten, Schwachen und Schwangern während des Winters den Aufenthalt vergönnen. Der Magistrat versprach mitleidig sich für sie zu verwenden. Aber der König, oder seine Hofprediger, kannten kein Erbarmen; die Antwort lautete: unverzüglich hinaus, ohne Ausnahme, ohne Frist! Auch das den Söhnen a Lasco's gegebene Versprechen wurde gebrochen.

Die Lage der Flüchtlinge war gräßlich. Es war um die Mitte des Dezembers und Sturm, Frost und Schneegestöber wechselten miteinander ab, so daß sich Niemand ohne Lebensgefahr auf See wagen konnte und Alte, Kranke, Kinder und mehrere der Entbindung nahe Frauen ihren sichern Tod erwarten mußten. Dazu gesellte sich der Mangel. Die Geldvorräthe waren erschöpft und das für den Winter Eingekaufte mußte theilweise noch zurückgelassen werden; überdies war der Hauptwohlthäter der Armen, ein wallonischer Presbyter, Martin Commelinus, kurz zuvor in Helsingör gestorben, sein Vermögen mit Beschlag belegt, — es wurde erst im folgenden Jahr, gehörig beschnitten, den Erben ausgeliefert — die Armenkasse erschöpft. Gerade zur rechten Zeit erschien ein von London ihnen nachgeschickter Diakon mit einer Geldunterstützung. Und wo sollten sie endlich Aufnahme finden? Allein der Umstand, daß in Kopenhagen die Pest wüthete, konnte ihnen alle Häfen schließen. Den 12. Dezember wurden sie auf mehrere endlich aufgetriebene Schiffe gebracht, die sie nach verschie-

denen Oſtſeehäfen führen ſollten; ſie nahmen eben ein gemeinſames Frühſtück ein, als ihnen Befehl zuging, unverzüglich aufzuſtehn und ſich an das Geſtade zu verfügen. Der einzige Segenswunſch, den ſie mitnahmen, waren die Thränen des Mitleids von vielen Zuſchauern, die verheißene Empfehlung des Königs beſtand in der Weiſung: bei Todesſtrafe nicht an der däniſchen Küſte zu landen, es möge ſie treffen was da wolle. Die See ging hoch, als ſie die Kähne beſtiegen, um zum Schiff zu fahren, und alle Umſtehenden fragten ſich bange, ob wohl einer lebendig zum Schiffe gelangen werde. Da huben die Kinder in einem Boot den zweiten Pſalm zu ſingen an:

Hoe rasen so die Heydenen te hoop
End de volcken betrachten ijdel dinghen,

die Alten in den andern Böten ſtimmten ein: mit den letzten Klängen des Liedes waren alle wohlbehalten an Bord. Bis zum 18. Dezember mußten die drei Schiffe auf der Kopenhagener Rhede contrairer Winde halber liegen bleiben, vor ſich das Grab in den Wellen und den Tod durch Froſt und Mangel, hinter ſich die Barmherzigkeit eines chriſtlichen Königs mit dem erhobenen Henkerſchwert, über ſich den, der auch das Schreien der jungen Raben hört. Von der Peſtilenz, die in Kopenhagen während der letzten Zeit mehrere tauſende Opfer gefordert, waren die Flüchtlinge, obgleich viele von ihnen in den angeſteckten Häuſern gewohnt, vollſtändig verſchont geblieben; bei Menſchen hatten ſie vergebens angeklopft, von Fürſten und Geiſtlichen umſonſt Schutz erfleht, ihr Muth wuchs, je mehr ſie allein Gottes Hand ſich preisgegeben ſahen. Wind und Wellen haben Erbarmen, Froſt, Hunger und Peſtilenz kennen Verſchonung, aber wehe wer in Menſchenhände fällt, bei Menſchen iſt keine Gnade! Am 18. ſtellte ſich günſtiger Wind ein, und die Schiffe gingen unter Segel. Alle Gefahren dieſer Fahrt wurden überſtanden, nicht einer ſcheint das Leben eingebüßt zu haben. Vor Weihnacht 1553 betraten die Flüchtlinge an drei verſchiedenen Stellen unſern Roſtock, Wismar und Lübeck das Land.

Hier laſſen wir vorläufig die Flüchtlinge, um uns nach a Lasco umzuſehen, der ſchon vierzehn Tage vorher Emden erreicht hatte. Doch werden wir ſchon hier die Frage beantworten müſſen, wie ſich eine ſo barbariſche Gaſtfreundſchaft in einem angeblich evangeliſchen von einem wegen ſeiner Gottſeligkeit berühmten Könige regierten Lande eigentlich erkläre. Als die den Flüchtlingen gewordene Aufnahme aller Orten einen Schrei des Unwillens erweckte, hat man in Dänemark geſchwiegen, ſpäter iſt eine Schrift herausgegeben, welche den guten Namen des Königs rechtfertigen ſollte.*) Ich kenne dieſe Schrift nicht; vielleicht mochte es ihr nicht ſchwer werden zu beweiſen, daß ſolche Mißhandlung nicht allererſt

*) Schelhorn Ergötzlichkeiten 2:626; auch Bertram.

vom Könige ausgegangen sei, dem die Flüchtlinge dies selbst nicht zutrauten. Auch das Volk und den Magistrat kann man nicht beschuldigen, da es an Beweisen einer besseren Gesinnung von ihrer Seite nicht gefehlt hat. Die Hauptschuld gaben a Lasco und seine Genossen jenen beiden Hofpredigern; die spätern Ereignisse bestätigen das. Wenn es richtig ist, daß der eine, Henricus Buscoducensis, ein Bruder des früher genannten Nicolaus Buscoducensis war*), welcher a Lasco's Stelle in Emden hatte einnehmen wollen, so erklärt sich daraus eine gewisse Animosität gegen den letztern, nicht aber die auffallende Erscheinung, daß außer Palladius alle lutherischen Prediger in Dänemark und, wie wir sehen werden, auch in den angrenzenden deutschen Ländern mit solchem Grimm die Flüchtlinge verfolgten. Es ist vielmehr an den Umschwung auf kirchlichem Gebiet zu erinnern, der während a Lasco's Aufenthalt in England in Deutschland Platz gegriffen hatte. Luther hatte in seinen letzten Lebensjahren die Wittenberger Concordia durchbrochen und den Sacramentsstreit erneuert gegen die Zürcher; kurz vor seinem Tode äußerte er gegen Melanchthon,**) es sei in dieser Sache zu viel geschehen, und die ihn überlebenden möchten das Ihrige thun, damit Friede werde. Man weiß, daß Melanchthon es an Bemühungen in dieser Richtung nicht hat fehlen lassen, daß seine, nicht Luther's, Auffassung in den im Reich geltenden Lehrdocumenten unbestritten ausgesprochen stand. Aber die schwache, nachgiebige Stellung, die Melanchthon dem Interim gegenüber einnahm, hatte ihm viele entfremdet, ja allmählich zu Feinden gemacht, die immer entschiedener zu der Absicht kamen, Melanchthon's Ansehn zu untergraben und im Gegensatz zu ihm Luther's Sacramentlehre in aller Schroffheit zur Geltung zu bringen. Dazu erhielten sie einen Sporn, oder, wie Melanchthon meinte, einen Vorwand durch den Zürcher Consensus. Joachim Westphal, Pastor in Hamburg, schrieb mit zügelloser Erbitterung dagegen (1552) und behauptete, Calvin und die Zürcher hätten nur den alten Zwinglianismus, unter welchem er sich eine Zusammensetzung aller möglichen und unmöglichen Ketzereien vorgaukelte, wieder ans Licht gebracht. Es erwachte ein erbitterter Hadergeist, dem nichts heilig war als die eigne Meinung und die Vertilgung jedes Widersprechers; es begann der Zwiespalt, der lange Jahre die deutsche Kirche zerfleischte und endlich zwei innerhalb des deutschen Protestantismus vorhandene verschiedene Richtungen in zwei verschanzte Heerlager auseinanderriß. Das war die Quelle der eben erzählten und weiter zu erzählenden Erlebnisse a Lasco's und der übrigen Flüchtlinge.

*) Bertram p. 273. Anm.

**) Kohlmann in der ref. Kirchenzeitung 1853 p. 157 bringt dafür erledigendes Zeugniß bei.

4. Abermals Ostfriesland. 1553—55.

Von der Gräfin Anna und ihrem Bruder Christoph wie von den Bürgern in Emden und noch mehr von dem ostfriesischen Adel wurden a Lasco und seine Leidensgefährten, so viele ihrer allmählich nach Ostfriesland kamen, aufgenommen, nicht anders, „als wenn sie zu ihren nächsten Blutsverwandten gekommen wären", wie a Lasco schreibt. Seine eigene frühere Stelle war noch unbesetzt, und obwohl er anfangs nicht erwartet zu haben scheint, daß er wieder in dieselbe eintreten werde, so steht doch fest, daß er mit Wissen und Willen der Gräfin, die ihn ja auch nur aus Noth und zum Schein entlassen hatte, wieder ganz in der frühern Weise thätig war, wenngleich seine Gönnerin aus Klugheit eine aufsehenerregende feierliche Wiedereinsetzung unterlassen haben mag. Denn die politische Lage hatte sich mittlerweile sehr geändert und der Gräfin freie Hand verschafft. Es ist bekannt, daß Moritz von Sachsen sich mit glücklichem Erfolge erhob, um die „viehische Knechtschaft," die der Kaiser und seine Spaniolen den Deutschen bereiteten, zu brechen; als a Lasco Emden wieder betrat, hatte der Passauer Vertrag vom Juli 1552 die Sache des Protestantismus bereits gesichert und das Interim über den Haufen gestoßen. Mochte Kaiser Karl V., dem überhaupt nie eine Ader deutsch geschlagen hatte, an seinem politischen und religiösen Despotismus festhalten, die deutschen Reichsfürsten, katholische so gut wie protestantische, wollten keinen Religionskrieg weiter. Die spanische Redlichkeit des Kaisers und die Nähe des unverbesserlichen brabantischen Hofes predigten freilich Vorsicht, aber banden der Gräfin die Hände nicht, denn ein Einfall der Franzosen in die Niederlande hatte den Brabantern ihre böswilligen Hände gebunden. Auch die Kriegsgefahr, die von den beuteluſtigen Scharen Albrechts des Kulmbacher's Ostfriesland drohte,*) war vor einem halben Jahr durch die Schlacht bei Sievershausen (9. Juli 1553) so gut wie beseitigt worden, schon ließ sich voraussehen, daß Albrecht's neue Anschläge auf Niederdeutschland fehlschlagen würden.

Nicht so gut war die Lage, in der a Lasco die kirchlichen Verhältnisse antraf. In den durch das Interim veranlaßten Wirren hatte die Sectiererei wiederum das Haupt erhoben und um so größere Verheerungen angerichtet, je mehr der neuerwachte theologische Hader sich auch nach Ostfriesland hinzog. Wir haben bereits des Pastors zu Norden, Wilhelm Lemsius, gedacht als eines Gegners von a Lasco in der Abendmahlslehre und der Gottesdienstordnung. Derselbe gerieth in a Lasco's Abwesenheit, unterstützt von seinem gleichgesinnten Collegen Forstius, über besagte Punkte in Streit mit dem dritten Pastoren Fusipedius, welcher der Lehre a Lasco's zugethan war. Während sich die Gräfin vergebens bemühte, den Streit zu beschwichtigen, brachten die Emder Pa-

*) v. Wicht annales fris. Ms. ad ann 1553.

storen, besonders Gellius Faber, auf einem Religionsgespräch zu Wirdum im Mai 1552 eine Eintrachtsformel zu Stande, welche die Abendmahlslehre in der Ausdrucksweise Bucer's und der Wittenberger Concordia von 1536 auf eine beiden Parteien annehmbare, aber den Streipunkt verhüllende, nicht lösende, Weise darstellte. Natürlich brach der Streit wieder aus und nahm eine so ärgerliche Gestalt an, daß die Gräfin kurz vor oder bald nach a Lasco's Rückkehr (ich finde kein genaues Datum) alle drei Pastoren entließ. Aber die zu Wirdum eingeschlagene Richtung kehrte ihre Schärfe direct gegen a Lasco noch vor seiner Rückkehr. Es fehlte nicht an solchen, namentlich am Hofe, die wohl einsahen, wie mancherlei Unannehmlichkeiten erspart würden, wenn Ostfriesland im Abendmahlsstreit ganz mit der Lehre der benachbarten deutschen Territorien übereinstimmte; das Verfahren des zu Concessionen geneigten und überhaupt Bucer's Manier nachfolgenden Gellius Faber versprach eher zum Ziel zu führen, als das des a Lasco. So begann man über a Lasco zu klagen, er sei ein Querkopf, er habe in England seine Lehre verändert; man suchte durch Wortklaubereien zu beweisen, wie sein Standpunkt ein ganz absonderlicher, seine Lehre ganz verschieden sei von der Melanchthon's, Martyr's und des Zürcher Consenses. Ohne a Lasco, den der Cötus noch immer als Genossen und Mitarbeiter betrachtete, zu fragen, streute man dergleichen Klagen aus, und namentlich Gellius Faber ließ sich dazu gebrauchen. Nicht, daß Gellius einen weit verschiedenen Standpunkt eingenommen hätte; auch er war sehr eingenommen für presbyteriale Gemeindeordnung, und in der Abendmahlslehre spricht er die Spendung des Leibes und Blutes nur für die „Bußfertigen" aus, ja die von a Lasco gebrauchte und so oft ihm übel ausgelegte Ausdrucksweise von der Erhebung zum Herrn beim Abendmahl findet sich bei Gellius wieder*) — es ist ganz dasselbe Verhältniß, wie zwischen a Lasco und Bucer. Auch bot er dem Lemnius entschieden die Spitze**). Aber unter dem Vorwand, der bisher gebrauchte von a Lasco zu Emden entworfene und mittlerweile zu London gedruckte Katechismus bedürfe einer verkürzenden Revision, stellte Gellius unvermerkt a Lasco's Sacramentlehre auf seine eigene Weise zurecht. Jetzt fand er Widerspruch; man verlangte, der revidierte Katechismus solle a Lasco vorgelegt und nicht eher gedruckt werden, bis er von demselben approbiert sei, man wolle keine Lehrneuerung. Die Weitläuftigkeit solcher Verhandlungen, besonders a Lasco's Flucht aus England, brachten zu Wege, daß er nichts von dieser Revision zu sehen bekam, und der Druck des Gellius'schen Katechismus zu Bremen unter Hardenberg's Vermittlung begann, ehe a Lasco nach Emden zurückkam.

*) Bertram p. 412, welcher das (im Ernst?) für gut lutherisch hält!

**) Gründlicker warhafftiger Bericht van der Evangelischen Reformation der christlicken Kercken tho Emden ꝛc. Bremen 1594. 12. p. 357.

Unterwegs schon, wahrscheinlich in Bremen, vernahm a Lasco, man habe ihn in Ostfriesland mit seiner Sacramentlehre in ein schiefes Licht zu stellen gesucht, und die offenherzigen besorgten Fragen seiner Freunde gleich nach seiner Rückkehr, ob er in England seine Ansichten geändert habe, zeigten ihm, daß Agitationen gegen ihn im Werk sein müßten. Er wendete sich sofort an seinen Collegen Gellius und ließ sich den revidierten schon unter der Presse befindlichen Katechismus zeigen; es kam zu einer Erörterung zwischen beiden im Cötus, welche damit endete, daß sie sich über den Zürcher Consensus verständigten und dessen Fassung der Abendmahlslehre acceptierten. Eine kleine Schrift, die a Lasco herausgab, um den über ihn ausgesprengten ungünstigen Meinungen zu begegnen — sie scheint verloren zu sein —, führte zu neuen Erörterungen zwischen ihm und Gellius, die damit endigten, daß der Cötus ihm vollständig beipflichtete, und auch Gellius sich zufrieden gab.

Inzwischen hatte sich das Bedürfniß einer Verkürzung des Katechismus einmal herausgestellt in London so gut wie in Emden, und a Lasco unterzog sich nun in Gemeinschaft mit den Emder Collegen der Arbeit, den Lehrbegriff des bisherigen Katechismus in eine kürzere Form zu bringen. Anfänglich sollte der alte Katechismus sammt der Revision des Gellius und der des a Lasco herausgegeben werden, damit jeder nach seinem Wunsch für seinen Gebrauch wählen könne; nachdem man sich jedoch von der Unzweckmäßigkeit einer solchen Einrichtung überzeugt, erschien a Lasco's kleiner Katechismus, bekannt unter dem Namen des Emder Katechismus*), allein, im Dezember 1554. Gleichzeitig schrieb auch Micronius, der mittlerweile in Norden Pastor geworden war, in noch kürzerer Fassung einen Katechismus zur Vorbereitung derer, die zum Abendmahl zugelassen werden wollten**) — erschien den 8. Dez. 1554 —; wichtiger ist ein Auszug aus dem Londoner Katechismus, den er zum Gebrauch der zerstreuten Reste der Fremdengemeinde, weiterhin der niederländischen Kirchen, vornahm, — erschien 1555 im Druck — und den man zur Unterscheidung von dem ältern, größern: den kleinen Londoner Katechismus ***) zu nennen

*) Katechismus oder Kinderlehre zu Nutz und Frommen der Jugend in Ostfriesland. Von den Dienern des göttlichen Worts in Emden auf's Kürzeste verfasset. Die ältesten plattdeutschen Exemplare, ja Auflagen scheinen verloren zu sein.

**) Ein kort Underricht voor den Eentfoldigen Christen de deß Heren hillig Avendmahl werdiglyken willen geneten. Abgedruckt hinter G. Outhof's Waarschouwinge. Emd. 1723.

***) De cleyne Catechismus oft Kinderleere der Duytscher Ghemeynte van Londen etc., welcke nu hier ende daer verstroyt is. Ghemaect doer Martin Micron. Ghedruct by Gellium Ctematium (also in Emden) Anno 1555 (oft aufgelegt). So nach Köcher Katech. Geschichte der reformierten Kirchen, Jena 1756 pag. 165, dessen Darstellung sich eben so wie die neueren bekannten Erörterungen von Seisen, Vinke und Sudhoff (Olevian

pflegt. Er ist noch ziemlich ausführlich, und augenscheinlich hat Micronius in ihm mit besonderem Eifer es auf Widerlegung des Menno Simons abgesehen, den der Emder Katechismus so gut wie gar nicht berücksichtigt; in Holland und in der unter Königin Elisabeth wieder aufgerichteten Londoner Fremdengemeinde ist dieser Katechismus lange Gebrauch gewesen, allmählich aber dem Heidelberger gewichen, während ein (zweite) kurze Summa der Katechismuslehre für die, welche Zulaß zu Abendmahl begehrten, auch nach Einführung des Heidelberger Katechismus in Holland noch gebraucht wurde. Desgleichen arbeitete Micronius die liturgischen Formulare, welche zu London gebraucht waren, kürzerer Fassung holländisch aus. Sie erschienen schon 1554 zu Emde

Ueber diese Katechismusliteratur haben wir uns genauer auslass müssen, weil die Angaben darüber in älteren und neueren Büchern sel mangelhaft und verwirrt sind, und doch eine richtige Einsicht wegen d Zusammenhangs zwischen a Lasco und dem Heidelberger Katechismu Interesse hat. Nachdem nämlich schon Meiners die Vermuthung au gesprochen aber nicht weiter verfolgt hatte, daß der Heidelberger Katechi mus mit Hinblick auf den Emder geschrieben sein möge, ist in neuerer Ze diese Verwandtschaft erkannt und etwas deutlicher an's Licht gestellt; abe den Katechismus des Micronius hat man entweder übersehen ode mit dem Emder verwechselt. Es sind beide Katechismen bei Abfassun des Heidelberger mit Umsicht benutzt. Genauer liegt die Sache so: au den Katechismus Micronii bezieht sich unverkennbar der Heidelber ger in Fr. 20, 21, 26, 29, 33, 34, 36, 45, 49, 55, 56, 81, 82, 101 und 102, die hier dem Heidelberger und Micronius gemeinsamen Punkt sind entweder im Emder gar nicht vorhanden oder in abweichender Fas sung; dahingegen liegen eben so unverkennbare Beziehungen auf den Emder Katechismus vor in Fr. 1 (Schluß), 53, 54, 66, 69, 70, 74, 108, 124, wo Micronius die zwischen dem Emder und Heidelberger gemeinsamen Punkte entweder gar nicht hat oder in anderer Fassung. Die Art und Weise der Benutzung dieser a Lasco'schen Katechismen böte manchen Blick in den Entwicklungsgang des reformierten Lehrbegriffs, auf den näher einzugehen wir uns jedoch versagen müssen. Fragt man aber noch, wie die Berührung des Wirkungskreises a Lasco's mit Heidelberg zu Stande gekommen, und seine Schriften dort bekannt geworden, so ist, abgesehen von allem andern, daran zu erinnern, daß a Lasco und Micronius in der Pfalz wohl bekannt waren, und auch Ursin mit Londoner Flüchtlingen persönlich in Berührung kam*), wahrscheinlich mit a Lasco selbst in Melanchthons Hause; sonderlich ist hinzuweisen auf die Gemeinde der Flüchtlinge in Frankenthal und die in der Pfalz

und Ursinus pag. 88 ff.) nach unsrem im Text gegebenen Bericht leicht zurechtstellen lassen wird.

*) Ursini opera ed. Quir. Reuter Heid. 1612 fol. I. pag. 8.

grade bei der Katechismus-Angelegenheit thätigen Holländer Petrus Dathenus und Lambert Pithopöus.

Ehe aber diese Sache zum Abschluß kam, hatte a Lasco alle Hände voll zu thun bekommen durch die weiteren Geschicke der Londoner Flüchtlinge und die Bewegung, welche dadurch hervorgerufen wurde. Wir sahen die Flüchtlinge gegen Weihnacht 1553 unsern Rostock, Wismar und Lübeck das Land erreichen. Sie durften nicht erwarten, mit den Empfehlungsbriefen, die sie aus Dänemark mitbrachten, brüderliche Aufnahme zu erwirken; in allen drei Städten wiederholte sich dasselbe Spiel: Magistrat und Bürgerschaft hatten mit den Flüchtlingen Erbarmen, bis die unermüdliche Geistlichkeit den Arm der bürgerlichen Gerechtigkeit in ihre Gewalt bekam, um diese Ketzer in den harten Winter hinauszustoßen. Es seien Ketzer und Sacramentierer, hieß es, es sei wiedertäuferisches Gesindel, „ihre Ketzerei sei schuld, daß nun in England so viel evangelisches Blut vergossen werde", „jetzt habe der Teufel diese Taugenichtse in die ruhigen deutschen Städte gebracht, um auch dort Unheil anzurichten"; im glücklichsten Fall versuchte man Samariterdienste zu thun, indem man sich mit Bekehrungsversuchen an einzelne niederländische Frauen machte. Wie sehr die geistlichen Herren Bescheid wußten, erhellt unter anderm daraus, daß sie den Fremdlingen ein Buch entgegenhielten als gegen sie gerichtet, welches der langjährige Mitarbeiter a Lasco's, Gellius Faber, gegen ihren gemeinsamen Gegner Menno Simons geschrieben hatte! Man kann Menno, — der sich damals in Wismar aufhielt, um unter den Seinigen herrschende Streitigkeiten über die Bußzucht zu schlichten — nicht beschuldigen, daß er dazu etwa durch hervorstechend herzliche Behandlung der Flüchtlinge Veranlassung gegeben habe. Er selber erzählt, wie brüderlich er sich der Flüchtlinge angenommen; aber, gereizt über das zurückhaltende Benehmen, das Hermes Backerel und Micronius ihm als Anabaptisten gegenüber beobachteten,*) kam er alsbald mit ihnen in's Disputieren über die Menschwerdung Christi, und die Art und Weise, wie er Aug in Auge und noch mehr durch hinter ihrem Rücken hingeworfene Winke den Fremdlingen entgegentrat, wurde für Micronius eine Weisung, fortan dem Mennonitismus nur in den Waffen zu begegnen. An Micronius, der zur Leitung der Flüchtlinge von Emden entsendet war, hatten sie einen muthigen Führer, der zugleich gegen die Gegner eine scharfe Klinge führte, und die Seinigen unablässig vor Erbitterung warnte — es mag freilich schwer gehalten haben. Alles umsonst; das Urtheil über die Flüchtlinge stand fest, und die Geistlichkeit verstand es, den Arm der weltlichen Obrigkeiten den Beweis führen zu lassen: aus Wismar, Rostock und Lübeck wurden die Flüchtlinge vertrieben. Menno scheint in diesen Gegenden noch lange geblieben zu sein.

*) Mennonis opera. Amst. 1681 p. 551 ff.

Zu Anfang des Monats März 1554 kamen die Flüchtlinge nach Hamburg, wo ihrer ihr Hauptgegner harrte: Joachim Westphal. Fünf oder sechs Jahre früher, als a Lasco auf seinen Reisen nach England Hamburg öfter berührte, war er mit Westphal im Hause des Aepinus öfter zusammengetroffen*) und Westphal hatte im mindesten keinen Argwohn noch weniger feindseligen Sinn gegen ihn merken lassen, aber in seinen Streitschriften gegen Calvin und den Zürcher Consens war er auch über a Lasco's Schrift von den Sacramenten in der erbittertsten Weise hergefallen. Nichts destoweniger waren Flüchtlinge aus England, die sich direct nach Hamburg begeben hatten, vorläufig in Ruhe gelassen, ja von den Bürgern mit Wohlwollen behandelt worden; auch als die Nachricht von der Vertreibung der Flüchtlinge aus Dänemark und den Ostseestädten nach Hamburg kam, und die Hamburger Kanzeln bereis wiederhallten von Schimpfreden wider die Schwärmer, die mit den Holländischen und Münsterschen Wiedertäufern ein Gesindel seien, hatte noch Westphal gegen einen der Flüchtlinge geäußert: wenn Micronius nach Hamburg käme, möge er doch ja bei ihm vorsprechen. Als das aber geschah, zeigte es sich bald, wie Westphal dachte; da legte er es als eine Unverschämtheit aus, wenn man wage, nein zu sagen zu einer Abendmahlslehre, zu der doch die Mehrzahl der deutschen Länder ja sagten; Micronius Gegengründe schmetterte er zu Boden mit dem Bedeuten, Micronius sei jünger als er und müsse vor ihm schweigen — Micronius war erst 31 Jahre alt —; David Simpson fragte er um seine Meinung von den Sacramenten, und als derselbe Micronius beipflichtete, hieß es: „was willst du Schneider von der Lehre urtheilen, hättest sollen bei der Scheere bleiben, statt in England Pastor zu werden!" David war nämlich römischer Priester gewesen und hatte nach seinem Uebertritt ein Handwerk gelernt, um sein Brot in Ehren verdienen zu können! Westphal selbst merkte die Flegelhaftigkeit seines Benehmens, rechtfertigte sich aber damit, er könne eben so gut friedfertig auftreten, wenn er nur — wolle! Als Micronius ihn daran erinnerte, wie unchristlich er in seinen Schriften verlange, man solle die Sacramentierer mit dem Schwerte statt mit Gründen bekämpfen, läugnete er, das geschrieben zu haben, bis ihm Micronius die Stelle zeigte, worauf Westphal ihn mit den Worten entließ: „Pack di, du Martlerken!" Was nun zu erwarten stand, liegt nahe. Placate gegen die Wiedertäufer wurden angeschlagen, und so lange von den Kanzeln gelärmt, bis die Flüchtlinge vertrieben waren. Andere, die noch nachkamen aus England, wurden nicht einmal in die Stadt gelassen und durch Polizeimannschaften auch aus den nahen Dörfern vertrieben, so daß sie nur mit Noth Obdach für eine Nacht in einer Scheune erhielten, (sie ins Haus aufzunehmen,

*) Vertr. p. 242 Anm.

wurde bei Geldstrafe verboten) bis sie endlich die Erlaubniß erwirkten, wenigstens die nächste Schiffsgelegenheit nach Emden abzuwarten. Es giebt wohl wenig traurigere Belege für die Bosheit der streitlustigen Zunge (Jac. 3)! Die bessergesinnten Bürger und Obrigkeiten wurden übertäubt von den Geistlichen und so groß war die Gewalt der Schreier, daß auch mildere, einflußreiche Theologen wie Hemming in Kopenhagen und Chyträus in Rostock nicht wagten, den Mund aufzuthun. Aepinus in Hamburg war kurz zuvor gestorben. Desto minder darf man die Beispiele besserer Gesinnung verschweigen; der Herzog Johann Albert von Mecklenburg äußerte brieflich an a Lasco seine Geneigtheit, den Bedrängten zu helfen, wenn er nur könne, und der König Gustav von Schweden bedauerte, daß sich die Flüchtlinge nicht sofort nach Schweden gewendet, und erbot sich, trotz des Unterschiedes in der Lehre, noch für diejenigen sorgen zu wollen, die zu ihm kämen. In Ostfriesland vollends stand die Sache ganz anders.

Als die Flüchtlinge etwa um Ostern 1554 in Emden anlangten, wetteiferte alles, ihnen ihr Leid zu vergüten. Wo man erwarten durfte, ankommende Flüchtlinge zu treffen, an den Thoren und den Landungsplätzen, ließen sich die Bürger sehen um sie zu empfangen und zu unterstützen oder je nach den Umständen zu sich ins Haus zu nehmen; eine eigene Diakonie für die Fremdlinge wurde eingerichtet, die nach dreihundertjährigem nicht ungesegnetem Wirken bis auf diesen Tag — freilich den Umständen gemäß mit veränderter Tendenz — noch besteht, Gottesdienste in englischer und französischer Sprache wurden angeordnet, auch für die Pastoren wurde gesorgt. Micronius kam nach Norden, wo sich überhaupt viele Fremdlinge niederließen, Petrus Deloenus wurde durch Tido von Knyphusen angestellt, Hermes Backerel wurde Pastor zu Jemgum, wo er 1568 am Tage der Schlacht zwischen Ludwig von Nassau und Herzog Alba von spanischen Soldaten in den Armen seiner Tochter erstochen wurde. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß von lutherisch gesinnten Pastoren in Ostfriesland, — man weiß freilich nicht, ob dieselben dazumal zahlreich und von scharfem Gepräge waren — kein scheltendes Wort gegen die Fremdlinge aus damaliger Zeit berichtet wird.

Für a Lasco erwuchs aus dem allen zunächst neue Arbeit. Das erste nach seiner Rückkehr war gewesen, den König von Dänemark wegen seines Verfahrens in einem ernsten Brief zur Rede zu stellen und brieflich sich nach Schweden und Mecklenburg zu wenden für seine flüchtende Gemeinde. Jetzt schien es nothwendig, in öffentlichen Schriften gegen Westphal und seine Mitschreier aufzutreten, und während er selbst schon an einer Widerlegungsschrift arbeitete, wurde auch eine Geschichte dieser Flucht und der Verfolgung der Londoner Gemeinde vorbereitet. Doch blieb es vor der Hand bei einer Apologie, welche Micronius herausgab. Utenhove's Darstellung erschien erst mehrere Jahre später. a Lasco sah vom Schreiben ab, theils wegen seiner durch die letzten Erlebnisse gesteigerten

Kränklichkeit, theils weil er meinte, der Ton seiner Gegner belehre jeden der nur nicht blind sein wolle, genugsam über deren Wesen und Character solchen gegenüber sei jede Antwort Oel ins Feuer. Der Ton eines Westphal ist allerdings über alle Maßen empörend: a Lasco sei ein bissiger Polacke, von eigener Weisheit und verfluchten Gotteslästerungen so aufgeblasen, daß er sie ausspeien müsse, sonst würde er bersten. Viele stimmten mit in diesen Ton ein, selbst Bugenhagen sagte, dieser Landstreicher suche überall eine Stelle, um eine Kirche zurecht zu zimmern, die nie eine christliche gewesen sei. Offen sprach man es Westphal nach, die Obrigkeit müsse diesen Ketzern Gewalt entgegensetzen.*) a Lasco hätte mehr als ein Engel vom Himmel sein müssen, um solche Kinder des Hadergeistes zu überzeugen oder auch nur zu beschwichtigen. Aber er verrechnete sich, wenn er dachte, sein Stillschweigen werde ihm die Besseren gewinnen. Es gehört viel dazu, einem Schreihals gar keine Concession zu machen; sogar Hardenberg und Melanchthon ließen sich berücken und sahen einen Augenblick sauer, daß a Lasco den Gegnern nicht anders antwortete, als mit Verachtung, und daß er jetzt grade am unbeugsamsten auf seinem Stücke bestand. Das Schlimmste war freilich, daß man in Ostfriesland entscheidenden Orts die Sache nicht sah, wie sie war. Die Gräfin und ihr Bruder fürchteten den Lärmen der Theologen und den Unwillen aller derer, welchen sie durch die christliche Aufnahme der Flüchtlinge stillschweigend einen Stachel ins Gewissen gedrückt hatten. Die Höflinge benutzten den Augenblick: jetzt werde, so hieß es, die Gräfin es bald mit allen Ständen des Reichs verdorben haben um dieses unverträglichen Menschen willen, Ostfriesland werde allenthalben für ein Ketzernest verschrieen, in Brabant spitze man schon die Ohren auf die Kunde von a Lasco's erneuertem Wirken, dem man nicht müssig zusehen wolle, und in Ostfriesland selber habe er sofort bei seiner Ankunft die kaum gedämpfte Zwietracht durch seine Starrköpfigkeit wieder wach gerufen und seinen Katechismus durchgesetzt gegen die Absichten des Hofes: der Störenfried müsse fort, sonst werde er noch großes Unheil anrichten. Hardenberg's und Melanchthon's kurzsichtige Schwachheit machte das Maß voll; Hardenberg stimmte dem der Gräfin gemachten Vorschlag bei, sie möge Melanchthon berufen an a Lasco's Stelle und die Augsburgische Confession als Lehrnorm einführen, ja selbst Gellius Faber und Petrus Medmann, damals Bürgermeister zu Emden, sollen darum gewußt haben. Die Sache wurde ganz in der Stille betrieben, und a Lasco erfuhr nicht eher davon, als bis ein dahinzielender Antrag vor die Landstände gebracht werden sollte. Damit war aber das ganze Project auch schon total gescheitert: die Ritterschaft voran, erhoben sich die Stände gegen den Antrag.

*) Gerdes. l. c. 3: 93 ff.

a Lasco hatte so etwas nicht erwartet; nach scharfen Erörterungen mit seinen Freunden kam es jedoch zu einer baldigen Versöhnung. Er gedachte nun in Frieden seine Tage in Emden zu beschließen und machte in Gegenwart seiner Collegen, auch des Gellius, im April 1555 sein Testament. Das Ende der Arbeit und des Leides war noch so nahe nicht. Jetzt am Ende seines Lebens geschah, was er seit 20 Jahren vergebens gehofft hatte: in Polen, wo die evangelische Lehre festen Fuß faßte, sah man sich nach ihm um, und eine Aufforderung nach der andern kam: „komm herüber und hilf uns." Schon ließ es sich deutlich voraussehn, daß auch eine Aufforderung oder Erlaubniß vom Könige nicht lange mehr ausbleiben werde. Aber ein schmerzlicher Stoß bewirkte seinen Abschied aus Ostfriesland, noch ehe es dahin gekommen war. Der brabantische Hof drang wieder auf a Lasco's Entlassung, und diesmal mit Erfolg auch bei der endlich ermüdenden Gräfin; sie ließ ihm sagen: „er sei den Burgundern so verhaßt, daß sein Bleiben dem Lande Gefahr bringe." Traurend schied er von der traurenden Gemeinde, die auch jetzt bei der Trennung nicht ablassen wollte, ihn für den ihrigen anzusehn: „ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich die Dienstleistungen erzählen, durch die sie mir ihre Liebe bewies und noch beweist, schrieb er an Bullinger; in der Lehre habe ich eine solche Einigkeit zurückgelassen, wie sie dort nie zuvor gesehen worden. Gott sei Dank. Nur der Hof kennt keine Furcht des Herrn, auch die Gräfin scheint völlig erkaltet zu sein." Sie hatte, wie a Lasco und viele mit ihm vermutheten, ihm durch Medmann eine ansehnliche Geldunterstützung, ohne sich nennen zu wollen, zugehen lassen, um ihr eigenes Gewissen wegen ihres Verfahrens gegen ihren treuen Diener zu beschwichtigen. Da hatte sie's aber vollends mit ihm verdorben; er war durchaus nicht zu bewegen, das Geld zu behalten, wie gut er es auch gebrauchen konnte: „so lange die Gräfin in ihrer Heuchelei verharrt, habe ich nichts mit ihr zu schaffen; ihre Entschuldigungen wollen wir erörtern, wenn wir vor unsrem Richter stehen." Er verließ Emden zu Ausgang des April 1555.

5. Die Heimfahrt nach Polen. 1555 u. 56.

Theils die Nothwendigkeit, erst noch nähere Nachrichten aus Polen abzuwarten, theils der Blick auf einige Häuflein von englischen und niederländischen Flüchtlingen veranlaßten a Lasco, seinen Weg nach Frankfurt am Main*) zu nehmen. Valerandus Polanus, Pastor der wallonischen Abtheilung der Londoner Fremdengemeinde war mit den Seinigen aus London ebenfalls entflohen und hatte sich nach Frankfurt gewendet, welches er etwa um Ostern 1554 erreichte, also um dieselbe Zeit, wo Micronius mit den Seinigen in Emden anlangte. Ein anderes Häuflein

*) Vergl. Steitz, Hartmann Beyer ꝛc. Frankfurt a. M. 1852 pag. 99 ff. Derſ. bei Herzog. Art. Frankfurt.

hatte sich nach Wesel gewendet. An beiden Punkten ging es ihnen besser als in den Ostseestädten, indem man sie wenigstens aufnahm, und ihnen in Frankfurt sogar die Weißfrauenkirche zum Gebrauch anwies. Im Sommer 1554 folgte ihnen ein Haufe englischer Flüchtlinge mit dem Prediger William Wittingham an der Spitze, und diesen wurde sofort der Mitgebrauch der Weißfrauenkirche gestattet. Doch traten zwischen den Engländern und Wallonen alsbald Zwistigkeiten ein wegen der Gottesdienstordnung, indem die Wallonen an ihrer einfachen Liturgie, die Engländer ebenso entschieden an ihrer complicierteren englischen festhielten. John Knox, der berühmte Reformator Schottlands, der vom November 1554 bis März 1555 auch in dieser Gemeinde wirkte, brachte unter Mitwirkung Calvin's eine Revision und Vereinfachung der englischen Liturgie zu Stande, aber neuer Zuzug aus England fachte den Streit wieder an, und als der Magistrat von Frankfurt Knox bat, sich zu entfernen, um nicht den Haß des Kaisers, den er sich durch Ausfälle gegen die Vermählung der blutigen Maria mit Philipp von Spanien zugezogen hatte, auf Frankfurt zu richten — da bekam die englische Partei die Oberhand. Ein paar Monate nachher traf nun a Lasco ein und legte zu Gunsten der Wallonen sein Ansehn in die Wagschale, zumal er vom Rath sich die Erlaubniß auswirkte, neben der wallonischen und englischen auch eine niederländische Gemeinde zu organisieren. In ein förmliches Amt wird er bei derselben nur provisorisch getreten sein, obwohl er thatsächlich durch sein Ansehn an ihrer Spitze stand, vielmehr wurde Micronius von Norden zur Aushülfe berufen, bis Petrus Dathenus als Pastor der Niederländer in Frankfurt eintrat. Der Hader über die Liturgie ging fort, und a Lasco, Calvin und Martyr bemühten sich vergebens, ihn zu schlichten; aber bald brach auch der Streit mit den Lutheranern los, der a Lasco's Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch nahm.

Frankfurt war keineswegs eine entschieden lutherische Stadt, — sie war öfter der Sympathieen mit den „Zwinglianern" angeklagt worden — erst seit etwa 10 Jahren hatten die eigenthümlich lutherischen Anschauungen an Hartmann Beyer einen kräftigen Vertreter und Förderer gefunden. Das hatte aber die Aufnahme der Fremden, die sich der Gunst angesehener Frankfurter Familien erfreuten, nicht hindern können, und Calvin, der ebenfalls in freundschaftlichen Beziehungen zu Frankfurt stand, widmete noch im August 1555 dem Frankfurter Magistrat seine Auslegung der drei ersten Evangelien zum Dank für die den Fremden bewiesene Gastfreundschaft. Doch sammelte sich bereits vor a Lasco's Ankunft eine Wolke auf der Stirne der Frankfurter Geistlichen, und der unermüdliche Westphal säumte nicht, Frankfurt vor dem Gift dieser fremden Ketzer zu warnen. Er schickte den Fremdlingen einen Brandbrief nach, worin er dem Magistrat von Frankfurt sagte: „so jemand der Obrigkeit anzeigte, es wären Brenner in der Stadt oder Vergifter, so Wasser und Weide verunreinigten, außer

der Stadt aber Räuber und Mörder, der thäte ein löblich Werk und verdiente wohl wegen seiner Treue ein löbliches Trinkgeld. Als verhoffe ich demnach, es sei lobenswerth, daß die von mir angezeigt worden, die ein viel ärgeres Feuer und schädlicheren Brand anstecken, mit Gift die Brunnen und heilsame Weide der gesunden Lehre verderben, rauben und stehlen uns das Wort Gottes, die ewigen Güter und verderben die Seelen. Darum werden sie von dem Herrn Christo gestraft, daß sie Diebe sind und Mörder. Aus Antrieb des heiligen Geistes (Luc. 9:55 ff.?) hat diesen Rath der Mann Gottes Lutherus gegeben, daß man die Sacramentierer meiden und aus der bürgerlichen Gemeinschaft sie verjagen sollte." Dazu kam die Uneinigkeit der Fremden unter einander, der Neid einiger Frankfurter Zünfte auf die größere Kunstfertigkeit der Fremden, und endlich das Verlangen derselben, da die Weißfrauenkirche ihnen zu klein, auch eine der lutherischen Kirchen mitbenutzen zu dürfen. Im September 1555 erhoben die Frankfurter Geistlichen Klage beim Rath, die Fremden seien in der Lehre mit der Augsburgischen Confession in Streit. a Lasco antwortete: nicht mit der Lehre der Augsburgischen Confession sei er in Streit, sondern mit neuaufgebrachten unschriftmäßigen Ausdrucksweisen und Lehren, mit der Augsburgischen Confession wenn man sie nur aus ihr selbst erkläre, sei er einverstanden; „wir glauben und bekennen", sagt er, „daß mit Brod und Wein Leib und Blut des Herrn den Essenden im Abendmahl wahrhaftig dargereicht werden" wie die Augsb. Confession Art. 10 sagt, „das heißt", wie dieselbe Art. 13. erklärt, „denen, die im Glauben die von den sacramentlichen Zeichen dargestellte unsichtbare Gnade und den heiligen Geist annehmen." Die Gegner wollten sich mit a Lasco's Erklärung, die er später — Oct. 1556 — in einer besondern Rechtfertigungsschrift weiter auseinandersetzte, nicht zufrieden geben, und besonders Westphal fiel mit Wuth darüber her. a Lasco aber war um seiner Gemeinde wie um seiner Person willen viel daran gelegen, nicht in den Ruf eines Feindes der Augsburg. Confession zu kommen, denn eben damals war durch den Augsburg. Religionsfrieden (25. Sept. 55) den Bekennern der Augsburg. Confession Duldung zugesagt mit Ausschluß aller andern; in Westphal's Eifern kündigte sich schon die berüchtigte spätere Taktik der Streitgeister an, ihren Widerpart als Gegner der Augsburg. Confession den Katholiken zu denuncieren und für außer dem Religionsfrieden stehend zu erklären. Es kam hinzu, daß König Sigismund von Polen zu erkennen gegeben hatte, er werde nur für den Fall in a Lasco's Heimberufung willigen, daß derselbe die Augsburg. Confession ausdrücklich acceptiere. Um sich und seine Gemeinde nun gegen das Geschrei der Gegner so viel wie möglich zu decken, wandte a Lasco sich an alle friedliebenden deutschen Fürsten, um ihren Eifer zu spornen für die Beilegung des kirchlichen Haders und ihre Fürsprache für seine Gemeinde in Frankfurt zu gewinnen. Bei dem Landgrafen von Hessen und dem

Churfürsten Ottheinrich von der Pfalz war sein Bemühen auch nicht vergebens; seine Hoffnung, bei dem Herzog Christoph von Württemberg, der trotz der Lehrdifferenz sich äußerst mildthätig gegen die Vertriebenen aus England bewiesen hatte, ebenfalls durchzudringen, wurde leider durch Brenz vereitelt.

Den 22. Mai 1556 kam es in Stuttgart zu einem Gespräch*) zwischen Brenz und a Lasco, in welchem Ersterer zu beweisen suchte, daß, weil Christus sitze zur allgegenwärtigen Rechten Gottes, Gottheit und Menschheit aber untrennbar in ihm vereinigt seien, auch der Leib Christi allgegenwärtig (folglich im Abendmahlsbrot und -Wein) sein müsse. a Lasco entgegnete, daß es nicht die Abendmahlslehre sei, über die sie sich auseinander zu setzen hätten, man möge ihm, dem Fremdling, auch nicht zumuthen, daß er sich in eine Kritik der verschiedenen Ansichten vom Abendmahl einlasse, es handle sich nur darum, ob er und die Seinigen mit der Lehre der Augsburg. Confession in Widerspruch ständen. Wir lehren, fuhr er fort: daß Christus unser Herr, wahrhaftig Gott und Mensch, wirklich und wesentlich in seinem Abendmahl uns gegenwärtig sei und uns sich selber, auch seinen eignen Leib, der für uns in den Tod gegeben, und sein Blut, das für uns vergossen, als eine Speise zum ewigen Leben darreiche, wirklich und wirksam, damit wir es im Glauben ergreifen zugleich mit dem Abendmahlsbrod und -Wein, d. h. während des Genusses derselben nach seiner Einsetzung; soll nun nachgewiesen werden, daß dies der Lehre der Augsburg. Confession zuwider sei, dann muß man mir widersprechende Stellen derselben nachweisen. Brenz antwortete, er habe die Augsburg. Confession mitgestellt und müsse daher wohl wissen, was dieselbe lehre: diese Lehre sei ihr fremd. Damit ließ sich aber a Lasco nicht abfertigen, sondern stellte Artikel 10 der Augsburg. Confession als seiner Auffassung nicht widersprechend hin und vertheidigte das mit Art. 13, weiterhin an die Apologie der Augsburg. Confession und die Acten des Regensburger Gesprächs appellierend. Brenz zog sich auf seine Ubiquitätslehre zurück, a Lasco darauf, daß die nicht hierher gehöre, übrigens unvereinbar mit der heiligen Schrift sei, auch die altkatholische Kirche wisse nichts von den wunderlichen Dingen, die Brenz vortrage. Es kam zu keiner Verständigung. Die beiden Herren sind einer über des andern Erörterungen höchst verwundert gewesen, und, so wunderlich es klingen mag, beide hatten sie nicht so ganz Unrecht. Brenz mußte allerdings wissen, daß zur Zeit der Aufstellung der Augsb. Conf. (1530) Melanchthon so ziemlich vollständig von Luther beherrscht und gegen die Schweizer eingenommen gewesen war, mag er nun in der ersten Fassung von Artikel 10 seine Antipathie gegen die Schweizer haben ausdrücken wollen oder nicht. Andererseits, abgesehen davon, daß Bren-

*) a Lasco's Bericht darüber bei Meiners l. c. 1: 618. ff.

zen's Ubiquitätslehre durch sich selbst a Lasco's Verwunderung rechtfertigt, ist es doch Thatsache daß für Melanchthon nach 1530 Luther's Auffassung eine immer fremdere geworden war, daß er mit Bucer, Bullinger, Calvin sich verständigt hatte und seine Auffassung im Reich die officiell gültige war, gegen die erst eben die Gegenparthei unter Flacius ihre Waffen schliff. Aber auf diesen innern Entwicklungsgang des Protestantismus wurde nicht eingegangen, auch von einem Unterschied geschweige von einem Gegensatz der Ausgaben der Augsb. Conf., namentlich von 1530 und 1540, hat Brenz keine Sylbe erwähnt. Vergebens suchte a Lasco brieflich sich mit ihm zu verständigen, er antwortete einigermaßen barsch, er habe keine Zeit weiter zu verhandeln und müsse abreisen. Auch beim Herzog selbst erreichte a Lasco seinen Zweck nicht, obgleich derselbe ihn seiner Liebe zum Frieden versicherte und ihn gnädig entließ. Natürlich konnte dieser Ausgang des Gesprächs mit Brenz nur nachtheilig auf die Lage der Fremden in Frankfurt einwirken, und trotz aller Bemühungen a Lasco's und Calvin's, trotz der Fürsprache des Landgrafen von Hessen kam es dahin, daß der Magistrat am 21. October 1556 den Beschluß faßte, die Fremden müßten Frankfurt verlassen.

Grade an demselben Tage brach a Lasco von Frankfurt auf; nicht in Folge dieses Beschlusses, sondern weil er dringend nach Polen, wo die Sache des Evangeliums gedeihlichen Fortgang nahm, gerufen worden war, und je eher desto lieber dort zu sein wünschte. Es kam auch in Frankfurt nicht zur Vertreibung. Melanchthon's Verwendung und das Bekenntniß, welches die Fremden den 1557 in Frankfurt versammelten Fürsten vorlegten, sicherte sie einstweilen. Aber der innere Hader über die englische Liturgie ging fort, eine offene Spaltung trat ein — gerade wie später in England zwischen Episcopalen und Puritanern — und dies fortwährende Hadern wie der Widerwille des geistlichen Ministeriums fachten immer den Streit wieder an. Es kam zur Schließung des Gottesdienstes: ein Theil der Fremden zog nach Hanau, wo ihre Gemeinde noch besteht, ein Theil nach Frankenthal in der Pfalz mit Dathenus, ein Theil blieb, hielt aber seinen Gottesdienst auf hessischem Boden zu Bockenheim, und erst am Ende des vorigen Jahrhunderts, 1792 und 93, wurde in Frankfurt der Bau einer wallonischen wie einer niederländischen Kirche frei gegeben. Den Brüdern zu Wesel ging es noch schlimmer. Auch gegen sie ward Sturm geläutet und trotzdem von Melanchthon und Calvin, so wie von Ostfriesland aus Fürsprache eingelegt wurde, kam es doch so weit, daß die Fremden und ihre Prediger auf offener Straße mißhandelt und mit dem blanken Schwert verfolgt wurden.*) Je mehr aber die eifrigen Lutheraner alles Maß überschritten, desto enger schlossen sich die Anhän-

*) Calvini ep. et resp. p. 192.

ger Melanchthon's mit den Fremden zusammen, bis ein Streit üb den Exorcismus die Sache vollendete: im Jahr 1564 wurde Wesel vol ständig reformiert und nahm den Heidelberger Katechismus an.

a Lasco aber wendete sich von Frankfurt erst noch an den Landgrafe von Hessen, um denselben zur Veranstaltung eines Convents aller friedsame Theologen der ganzen protestantischen Christenheit behufs Beilegung de Lehrstreitigkeiten zu bewegen. Er fand außerordentlich wohlwollende Auf nahme und geneigtes Gehör für seine Vorschläge. Die Schweizer Freund versprachen sich allerdings von allen diesen Bemühungen a Lasco's nichts verhandeln mit den fehdelustigen Theologen sei nur Oel ins Feuer, auf dem Wege der Verhandlung sei überhaupt nichts auszurichten. Sie scheinen sich bereits mit dem bittern Gedanken an eine unheilbare Spaltung innerhalb des Protestantismus vertraut gemacht zu haben, wie sie etwa 20 Jahre später über den Gräbern Melanchthon's, Calvin's und a Lasco's sich vollzog. a Lasco war nicht müde zu machen durch alle seine bittern Erfahrungen, er wollte noch immer Friedensverhandlungen! (der Pole verläugnet sich nicht!) Man hat oft gesagt, a Lasco sei nach seiner Rückkehr aus England schroffer gewesen als vordem; seine unermüdlichen conciliatorischen Bemühungen zeugen nicht dafür. — Mit Briefschaften des Landgrafen von Hessen begab er sich im November 1556 nach Wittenberg zu Melanchthon. Hatte Melanchthon früher es mehrmals mißbilligt, daß a Lasco seinen eifernden Gegnern eine entschlossene Stirn zeigte, von keiner Beugung unter ihren Willen wissen wollte und den kirchlichen Frieden wie die kirchliche Gemeinschaft als sein Recht in Anspruch nahm bei allem Unterschied der theologischen Erkenntniß und Ueberzeugung, wegen der gottlob vorhandenen fundamentalen Einheit einerseits und andrerseits in dem Bewußtsein, „daß der heilige Geist nicht aufhört, täglich mehr an den Tag zu bringen" und sich keine Lehrformeln als „Stacket und Pallisaden" um die Schrift herumbauen läßt*) — so sah Melanchthon jetzt die Sache mit andern Augen an. War es doch jetzt offen zu Tage getreten, daß die von ihm immer mit dem Handschuh angefaßte Gegenpartei von Amsdorf und Flacius es mit vollem Bewußtsein darauf anlegte, ihn zum Dank für seine Verdienste um die evangelische Kirche zum Ketzer und erwiesenen Irrlehrer zu stempeln, seiner Sache „nicht nur einen Stich zu geben, sondern ihr die Gurgel ganz abzuschneiden". a Lasco wurde mit offenen Armen von Melanchthon und allen Lehrern in Wittenberg aufgenommen. Mit Freuden ging man auf seine Vorschläge ein, eine Versammlung aller friedsamen Theologen für den folgenden Herbst in Frankfurt zu veranstalten. Die Sache sollte aber ohne Mitwirkung der Regierungen und in aller Stille betrieben werden,

*) S. d. Worte aus dem tract. de sacram. b. Gottfr. Arnold, Kirchen- und Ketzerhist. 3 : 301.

damit, wie Melanchthon sagte, die unruhigen Geister keine Gelegenheit erhielten, ihre Ränke spielen zu lassen, um das moralische Gewicht einer Einigung der erleuchtetsten Gottesgelehrten der gesammten protestantischen Christenheit zu schwächen. a Lasco's Schriften über seinen Standpunkt gegenüber der Augsb. Conf. wurden von Melanchthon ebenso offen gebilligt, wie sie Calvin gebilligt hatte, und die Einigkeit im Geist von ihm vor den Studierenden und den Lehrern der Universität wie in Briefen an den König von Polen offen und freudig bezeugt. Diese Tage in Wittenberg bei Melanchthon warfen zuletzt noch ein milderndes Licht zurück auf die letzten trüben Jahre, die a Lasco in Deutschland verlebt hatte. Leider durfte er nicht lange weilen; gedrängt durch Briefe aus Polen und durch die Vorboten seiner wiederkehrenden körperlichen Leiden eilte er, noch vor dem Winter nach Polen zu gelangen, welches er denn auch den 3. Dec. 1556 erreichte.

3. Der Lebensabend in der fremden Heimat. 1556—60.

Wir haben wiederholentlich hervorgehoben, mit welcher Liebe a Lasco an Polen hing, mit welcher Freude er jeden Schimmer von Hoffnung begrüßte, auch sein Vaterland der evangelischen Kirche gewonnen zu sehen und selber gewinnen zu helfen. In den vierziger Jahren war manches geschehen, ihn in dieser Hoffnung zu bestärken: die Evangelischgesinnten in Polen gewannen an Zahl und Kraft, seit der Uebertritt Herzog Albrecht's von Preußen zur evangelischen Kirche und die Stiftung der Universität Königsberg (1544) den deutschen Einfluß stärkte, viele böhmische Brüder sich in Polen niederließen, endlich auch Sigismund August (1548) den Thron bestieg, an welchem man entschiedene Hinneigung zum Protestantismus bemerken wollte. Je mehr vollends das schweizerische Bekenntniß unter den eigentlichen Polen Anklang fand, desto mehr Aussicht war für a Lasco's Heimberufung vorhanden, zumal auch der König sich grade dieser Seite näherte, mit Aufmerksamkeit Calvin's Institutio las und mit diesem in brieflichen Verkehr trat. Dennoch währte es lange, ehe a Lasco gerufen wurde; so lange er für einen Feind der Augsburgischen Confession galt, wagte es der König nicht, a Lasco aber wollte gerufen sein: war er nicht gerne gesehen, dann konnte er sein Werk nicht angreifen, wie es in Polen durchaus Noth that. Er wartete also, aber blieb nicht müssig. Theils arbeitete er in der erzählten Weise, um sich zu den deutschen Theologen in ein freundschaftliches Verhältniß zu setzen, theils suchte er brieflich den König und die Stände des Reichs in die rechte Bahn zu bringen. Seine Flucht aus London (1553) hatte ihn bei der Ausarbeitung der Londoner Kirchenordnung gestört, in Emden hatte er diese Arbeit fort-

geſetzt, in Frankfurt eilte er, damit zu Ende zu kommen und ſchickte ſ
Buch*) Ende 1555 mit einer Widmung an den König und die Stän
von Polen. Mit den ernſteſten Worten legte er allen die Reformation k
Kirche an's Herz: „jetzt ſei die Zeit der Heimſuchung, entſchuldigen kön
ſich niemand, eine ſo kräftige Erweckung durchdringe das ganze Polenvo
wie nie zuvor, auch die Kinder auf der Gaſſe, ja die Biſchöfe ſelber erken
ten die Verderbtheit des Kirchenweſens. Polen ſei an einem entſcheide
den Wendepunkte ſeiner Geſchichte angelangt, es dürfe nicht glauben, n
ſo unbekümmert dem Evangelio den Rücken kehren zu können; habe d
Ernſt Gottes je und je auch in den Zeiten der Unwiſſenheit durch ſei
richterliches Walten ſich kund gethan, um ſo vielmehr werde ſich ſein Zor
entladen in plötzlichen und vernichtenden Schlägen über das ganze Lan
wenn es die gegenwärtige Zeit der Gnadenheimſuchung verwahrloſe. E
gelte, die Augen aufzuthun, um zu prüfen, damit man ſich nicht durch di
heuchleriſche Miene römiſcher Geiſtlichkeit irre machen laſſe; es gelte, Ernſ
zu machen mit dem, was David im 2. Pſalm auf dieſe Zeit allen Fürſte
und Völkern geweiſſagt und geboten habe, Chriſto ſeinem Geſalbten allei
zu dienen und ehrlich mit aller Menſchengefälligkeit zu brechen; es gelte
aber andererſeits auch, allem willkürlichen Weſen in Lehre und Gottesdienſt-
ordnung Thür und Thor zu ſperren, ſonſt werde der böſe Geiſt, zur einen
Thür hinausgeworfen, durch die andere wieder hereinkommen mit ſieben
Geſellen, die ärger ſeien denn er.“ Ohne alle Wirkung konnten ſolche
Worte nicht bleiben: von Tage zu Tage wurden die Stimmen lauter
und zahlreicher, die a Lasco's Heimkehr von ihm und vom Könige begehr-
ten. Dieſer konnte auch nicht länger widerſtehen und erklärte: wolle
a Lasco zurückkommen, ſo ſei es ihm recht; gebieten wolle ers nicht, ver-
bieten auch nicht. Darauf hin brach a Lasco auf; mit Melanchthon's
Empfehlungen und Ermahnungsbriefen an den König, die unverkennbare
Nachklänge jener Sendſchreiben a Lasco's enthalten, betrat er endlich
den heimatlichen Boden wieder nach zwanzigjähriger Fremdlingſchaft.

In Polen brachte die Nachricht von ſeiner Ankunft große Bewegung
hervor. Die zum Reichstage in Warſchau verſammelten Biſchöfe, berichtet
Utenhove,**) traten ſofort mit dem päpſtlichen Legaten, Lipomani,
Biſchof von Verona, beim Erzbiſchof von Gneſen zuſammen und hielten
den ganzen Tag Rath, wie ſie a Lasco wieder fortſchafften; denn, wenn
er bleibt, ſagte der Biſchof von Krakau, ſo wird er unſer aller Henker ſein.
Lipomani voran, zogen ſie am folgenden Tag insgeſammt zum Kö-
nige, und begehrten, er möge dieſen Ketzer doch ja nicht vor ſich laſſen,

*) Forma ac Ratio tota Ecclesiastici ministerii in peregrinorum potissimum vero Germanorum ecclesia instituta Londini in Anglia. auct. Joh. a Lasco. Francof. a. M. 1555 — nicht früher!

**) Calvini ep. et resp. p. 193.

wenn ihm die Ruhe seines Landes lieb sei. Die geistlichen Herren müssen polnisch gelärmt haben; der König gebot ihnen Stillschweigen und fertigte sie nicht sehr freundlich ab. Da die Festung sich nicht überrumpeln ließ, wurden andere Maßregeln ergriffen: man streute aus, a Lasco organisiere einen Aufstand, er streife mit hundert und mehr Reutern im Bisthum Krakau umher, und allenthalben sei sein Erscheinen das Signal zu Bilderstürmereien und allerhand Unruhen. Kaum gelang es einem Verwandten a Lasco's, dem schon wankenden König diese Lügen zu enthüllen. a Lasco aber säumte nicht, dem Könige zu zeigen, wer er sei und was er wolle. Unverzüglich nach seiner Ankunft setzte er denselben in einem ausführlichen Schreiben von seiner Rückkunft in Kenntniß, stellte ihm die Briefe Melanchthon's zu und beschwor ihn, die Augen aufzuthun und allein auf den zu hören, den der lebendige Gott selber versiegelt habe mit dem Zeugniß: den sollt ihr hören. „Nicht seiner selbst wegen sei er zurückgekehrt, nicht seiner selbst wegen begehre er, im Vaterlande thätig zu sein, er müsse es um Gottes willen; der König sei von Gott zum Vater des Vaterlandes gesetzt, deshalb wolle er in aller Ehrfurcht des Königs und des Landes Heil zu fördern trachten an seinem Theil: indem er ihm die Wahrheit sage. Andere mögen schmeicheln und reden, was Menschen gefällig ist, aber solche suchen sich selber und verlassen ihren König, sobald einmal die Wellen hoch gehen. Die heimlichen Verkläger sollen nur an's Licht kommen, so wolle er's Angesichts des Königs wohl mit ihnen ausmachen. Das sei freilich sehr wahr, Gefahr drohe dem Könige, nach welcher Seite er sich auch hinneigen möge; doch nicht dorther drohe Gefahr, woher die Bischöfe sie weissagen, von den Neuerungen; sie thäten besser, sich zu fragen, durch was für „Neuerungen" denn das griechische Reich in die Knechtschaft der Türken gerathen sei? Die einzige Neuerung, die die Griechen zur Zeit ihres Untergangs vorgenommen, sei die, daß sie aufgehört hätten, dem Einfluß des Papstes sich zu verschließen! Wolle der König darin den Griechen und dem Drängen der Bischöfe folgen, so möge er sich auf gleiche Folgen gefaßt machen. Wolle er lässig sein im Werk der Reformation, so möge er nur nach Ungarn blicken, um auch davon die Folgen zu sehen. Nichts könne ihn und Polen retten als die Hingabe eines ungetheilten Herzens in den Gehorsam Christi; daß er unbekannt sei mit der Wahrheit des Evangeliums und den Schäden des Papstthums, wie seine Vorfahren, könne der König nicht mehr sagen: so möge er sich denn hüten, daß ihn nicht dermaleinst, trotz aller Ausflüchte, der Richter überführe, wie er die Finsterniß mehr geliebt habe als das Licht."

Günstig standen eben für a Lasco die Verhältnisse nicht, als er in Polen zur Förderung der Reformation Hand ans Werk legte. Zwar waren die hervorragendsten Männer unter dem Adel der Reformation günstig, aber die klerikale Partei hatte noch viel Macht und zwei eifrige

Führer an dem päbstlichen Legaten Lipomani und noch mehr an de Bischof Hosius von Ermeland. Während die Römischen unter dies Häuptern in geschlossener Einheit ihm gegenüberstanden, herrschte i protestantischen Heerlager große Zerklüftung. Die wirklich Evangelische unterschieden sich in drei Gruppen: die ersten Evangelischen in Pole waren Lutheraner, meist auch deutscher Herkunft, gewesen; aber je wenige es die Deutschen verstanden, die Polen an sich zu ziehen, je mehr andrerseit die schweizerische Lehre bekannt wurde, desto entschiedener neigten sich di eigentlichen Polen in Lehre und Verfassung den Reformierten zu; zwische beiden standen, jedoch durch Stammesverwandtschaft und Lehre mehr nach der reformierten Seite hingezogen, die böhmischen Brüder. An Vereinigungsversuchen hatte es nicht gefehlt, auch war eine vorläufige Verständigung zwischen den Reformierten und Brüdern schon 1555 zu Stande gekommen, indes blieb für a Lasco's conciliatorische Geduld und Geschicklichkeit noch ein weites Arbeitsfeld. Weit schlimmer aber war es, daß unter die Evangelischen sich viele eingeschlichen, die entweder keine Spur von ehrlich evangelischer Gesinnung hatten oder auf zwei Seiten hinkten. In Polen hatte sich schon bald nach dem Beginn der reformatorischen Bewegung eine Richtung herausgebildet, die mit den mittelalterlichen Irrthümern auch zugleich die Grundlagen des Christenthums antastete; an sie schlossen sich mehrere Italiener, die ähnlich gesinnt waren, — wie überhaupt der polnische und der italienische Volkscharakter viel verwandtes zu haben scheinen, — und von dieser Seite her fürchteten a Lasco und die Seinigen mit Recht das Meiste. So hatte unser Reformator nach allen Seiten hin schwere Arbeit vor sich — und wenig tüchtige Stützen. Von seinen bisherigen Mitarbeitern war ihm Johann Utenhove, sein getreuer „Achates" gefolgt, Paul von Wingen sollte mit a Lasco's Frau und den Kindern nachkommen. An König Sigismund fand er keinen Eduard und keine Gräfin Anna, man konnte nie klug daraus werden, was er eigentlich war: ein ziemlich sicherer Beweis, daß er nichts recht war. Wenig besser stand es mit den meisten polnischen Adligen; nur Nicolaus Radziwill giebt sich auf jedem Schritt und Tritt als einen ganzen durch und durch evangelischen Charakter zu erkennen.

Leider haben wir nur äußerst spärliche Nachrichten über a Lasco's Thätigkeit am Abend seines Lebens, so daß wir darauf verzichten müssen, ein vollständiges und ausgeprägtes Bild davon zu entwerfen. Die Polemik mit den Bischöfen scheint ihn nicht sehr in Anspruch genommen zu haben; der Adel war jetzt schon meist entschieden gegen Rom; einstimmig bewillkommnete er den Legaten Lipomani, wenn er den Saal der Stände betrat: „wir grüßen dich, Natternbrut." Die Maßlosigkeit der römischen Polemik, scandalöse Ausbrüche blutdürstigen Ketzerhasses*) machten den

*) Krasinski pag. 143.

Legaten von ſelber bald unmöglich, und da vollends Hoſius von Ermeland an Vergerius, dem ehemaligen Biſchof von Capo d'Iſtria, einen mehr als ebenbürtigen Gegner gefunden hatte,*) ſo konnte ſich a Lasco einem andern ſeinem Charakter angemeſſeneren Werke zuwenden, dem poſitiv aufbauenden. Er wurde Superintendent der reformierten Gemeinden in Kleinpolen (jetzt ruſſiſch) und wohnte auf einer ihm gehörenden Beſitzung Rabſtein.**) Seine Hauptſorge war, die Gemeinden innerlich zu heben und mit den verwandten Bekenntniſſen ſo innig wie möglich zu verbinden, zu welchem Ende er zunächſt die Ueberſetzung der Bibel ins Polniſche betrieb, ein Werk, das unter der energiſchen Mitwirkung Radziwill's durch a Lasco im Verein mit mehreren polniſchen und ausländiſchen Gelehrten zu Stande kam und von den Polen noch jetzt für ein Meiſterwerk, auch in ſprachlicher Hinſicht, anerkannt wird. Die erſte Ausgabe erſchien erſt nach a Lasco's Tode. — In Lehre, Cultus und Verfaſſung hätte er alles gern nach dem Muſter der ehemaligen Londoner Gemeinde eingerichtet, aber das hatte ſeine Schwierigkeiten. In Betreff der Kirchenzucht mahnten die Schweizer mit Recht zur Vorſicht, weil man eben einen großen Theil von Menſchen vor ſich hatte, die dem Evangelio erſt gewonnen werden mußten, nicht ſolche, die um des Evangeliums willen ſchon Opfer gebracht, wie die Londoner Flüchtlinge. Nicht minder ſchwierig ſtand es in Betreff der Lehre. Wenn irgendwo ſo that in Polen Einigung noth, aber auf welcher Grundlage? Während man von einer Seite auf die Augsburgiſche Confeſſion drang, warnten die Schweizer mit Recht vor den Streitigkeiten, die mit ihr wie in Deutſchland ſo auch in Polen einziehen würden; ſei doch ſelbſt die Auslegung derſelben im Sinne ihres Verfaſſers ſehr precär, da Melanchthon einzelne Lehrpunkte zu verſchiedenen Zeiten verſchieden aufgefaßt habe. Von andern Seiten ſtützte man ſich auf das Bekenntniß der Brüder, das jedoch auch wieder in ſeinen Ausdrücken dehnbar war. Dennoch einigten ſich auf einer 1557 unter a Lasco's Vorſitz gehaltenen Synode die Brüder und die Reformierten ſo, daß beide fortan ein Ganzes bildeten. Eine Einigung mit den Lutheranern erlebte a Lasco nicht, vielmehr mußte er ſich bis an ſein Ende mit dem auch nach Polen hinüberlärmenden Streit der deutſchen Theologen befaſſen. Unter den letzten Arbeiten ſeiner Hand war eine Vorrede zu Utenhove's Bericht über die Schickſale der Londoner

*) Sixt, Petrus Paulus Vergerius. Braunſchweig 1855. beſ. S. 391—443; in perſönlichen Verkehr können a Lasco und Vergerius in Polen nicht wohl gekommen ſein, doch haben ſie brieflich über Unionsfragen verhandelt (Vertr. p. 397 beſ. 93 ff. Anm.). Näheres ſcheint leider nicht bekannt zu ſein; auch Sixt p. 496 ff. kommt nicht genauer darauf zu ſprechen.

**) Göbel in der reform. Kirchenz. 1859. p. 309 ff.

Flüchtlinge und eine Gegenschrift gegen Westphal;*) beide Stücke erschienen gleich nach seinem Tode.

Doch sollte ihm auch gerade vom Ausland her noch einige Freude kommen, noch einige Hoffnung, daß er nicht ganz vergeblich gearbeitet habe. In der Schweiz und in Straßburg**) sah er seine Ziele von jüngeren tüchtigen Männern noch fest im Auge behalten, dorthin sandte er seine jungen Landsleute, um sich zum Dienst der polnischen Kirche auszubilden. In England, wo Elisabeth den Thron bestieg, und die Gräuel der Verfolgung ein Ende nahmen, constituierte sich die Londoner Gemeinde auf's neue; sein getreuer Utenhove eilte dorthin, und von London wie von Emden aus konnte nun den Niederlanden Hülfe geboten werden. Elisabeth sah er vollends Anstalten treffen zur Verwirklichung seines Lieblingswunsches, alle Evangelischen trotz aller Lehrdifferenz zu einem großen Bunde zu vereinigen.***)

Allein über Polen blieb die dunkle Wolke gelagert, aus der er mit ahnendem Geist das Verderben hervorbrechen sah. Abgesehen davon, daß eine Einigung zwischen Lutheranern und Reformierten immer nicht zu Stande kommen wollte, stellte sich die Krankheit täglich deutlicher heraus, an der die polnische Kirche und die ganze Nation untergehen mußte. In das eigentliche Volk drang die evangelische Erkenntniß und die Zucht der Wahrheit gar nicht ein, und schon hierin gab sich zu erkennen, wie wenig sie bei dem Adel, der das große Wort führte, Wurzel geschlagen hatte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Lauheit, gepaart mit dem äußeren Interesse an der Polemik gegen Rom, ihre Früchte brachten: die Disputierwuth und die Tyrannei der Phrase. Selbst Leute, die a Lasco scheinbar nahe standen, die Italiener Lälius Socinus, Lismanini und Stancaro bildeten in einer besondern Gesellschaft unter dem Schein des religiösen Interesses sich zu Disputatoren heran, die über das Wesen Gottes und die Person Christi so viel und so fein zu schwatzen wußten, daß ihnen das Göttliche und Christliche unter den Händen in Nebel zerrann, daß nur Fragen und Spitzfindigkeiten übrig blieben für die Langeweile. Und, wie mit der Flachheit sich so gerne die Intoleranz verbindet, so trat schon damals, wenigstens bei Stancaro,

*) Responsio ad virulentam calumniisque ac mendaciis consarcinatam hominis furiosi Joachimi Westphali Epistolam quandam qua Purgationem Ecclesiarum Peregrinarum Francofurti convellere conatur per Joannem a Lasco ejus ipsius Purgationis autorem, sic ut Paragraphi Paragraphis e regione respondeant: quo magis faciliusque appareat, utrinam causam aequiorem habeant in hac controversia de Augustana Confessione. Basil. Oporin. 1560 Mense Martio. 8°.

**) Zanchii epist. 2:233 ff.

***) Heppe, der kirchliche Verkehr Englands mit dem evangel. Deutschland im 16. Jahrh. London und Marburg 1859.

die Absicht hervor, sich gegen die seinen Einflüsterungen widersprechenden Evangelischen mit den Bischöfen zu verbinden, vermuthlich, um sich durch Verrath freien Spielraum zu erkaufen. a Lasco erlebte nur die ersten leisen Regungen, die sich noch nicht offen an's Licht wagten, aber er hatte genug daran, um zu sehen, daß er ein dorniges Feld bebaue, und ohne Murren zu folgen, sobald sein Herr ihn abberief aus einem Arbeitsfelde, das sein nicht werth war. Es geschah bald. Wir vernehmen nichts von besonderer Krankheit, die ihn ergriffen hätte; es steht zu vermuthen, daß seine alte Kränklichkeit, gesteigert durch die ergreifenden Erlebnisse der letzten Jahre und die angestrengteste Thätigkeit, seine Kräfte aufrieb, bis nach kurzem Krankenlager, welches leider kein nahestehender Freund uns beschrieben hat, den 13. Januar 1560*) seine Stunde schlug. Den 29. Januar wurde er in der Kirche zu Pinczow mit hohen Ehren beigesetzt.

Hatte er im Leben gewandelt nach dem Wort des Paulus: „wäre ich noch Menschen gefällig, so wäre ich Christi Knecht nicht", er hat es wie Paulus mit seinem Ende besiegelt, indem er den schönsten Wunsch seines Lebens zu Grabe trug: Polens Bekehrung zum Evangelio, — gleich wie Paulus vergebens die Hand ausstreckte nach Israel, dem in Unglauben versinkenden, weil der, der Glauben verlangte, nicht bot, was Menschen gefällt. Doch ist das Siegel der Wahrheit seinem Werke aufgeprägt durch Gottes richterliches Walten in der Weltgeschichte. „Verwahrlost ihr die Zeit der Heimsuchung, so wird das Heil verhüllt vor euren Augen", hatte a Lasco den Polen geweissagt; so ist's geschehen. Von der Zeit Sigismund August's an ist Polens Stern zuthalgegangen**); a Lasco und Radziwill († 1565) wurden in Frieden heimgeholt, ehe der unrettbare Verfall offenbar wurde. Hosius, jetzt den federleichten Denkern gegenüber ohne viel Mühe Meister des Schlachtfeldes, erreichte mit Hülfe der Jesuiten Vortheil über Vortheil. Seit der Hof entschieden auf die Seite Roms übertrat, folgte eine Familie aus dem Adel der andern, und Nicolaus Radziwill's eigner Sohn ließ die Bibeln aufkaufen und verbrennen, in deren Verbreitung der Vater seinen höchsten Triumph gesehen hatte; a Lasco's Verwandte traten gleich-

*) Ganz sicher ist das Datum seines Todes nicht; den 13. Januar nennen sämmtliche Ostfriesen nach Regenwolscius, desgl. Schmidt, Martyr p. 231. Daß Regenwolscius auch den Tag der Beerdigung anzugeben weiß, wie auch, von wem, in welcher Sprache und wie viel Leichenreden gehalten worden, befestigt seine Angabe; sie wird aber sehr erschüttert dadurch, daß in Bullingers Diarium (Miscell. Tigur. 1722, S. 67 und S. 68. Anm.) der 8. Januar genannt ist. Entscheiden könnten nur die Briefe, welche a Lasco's Abscheiden den auswärtigen Freunden bekannt machten. Sind sie verloren?

**) Vgl. die strengen aber wahren Worte von E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig, 1843. S. 318, 19.

falls in die römiſche Kirche zurück; er ſelber hinterließ ohne Vermögen eine Wittwe mit neun Kindern, man weiß nicht, was aus ihnen geworden iſt. Die Evangeliſchen ſind in Zwieſpalt und Mangel an Pflege verkümmert. Von 122 reformierten Kirchen, die zu a Lasco's Zeit in Kleinpolen waren, ſind noch 6 übrig mit 4500 Seelen; viele dieſer verſchwundenen Gemeinden ſind jedoch nur durch blutige Gewaltthat aus dem Wege zu räumen geweſen. Aeußerlich glänzende Erfolge winken dem, der Menſchen zu gefallen verſteht; wer Chriſti Knecht ſein will, der wiſſe, daß der Meiſter ſein „Vollbracht" ausſprach, als er am Kreuze hing und ſein Werk vor Menſchenaugen nicht vollendet, ſondern geſcheitert war; das ewig Bleibende iſt, was ſich den Augen der Welt entzieht. Auch außerhalb Polens ſind a Lasco's ſchönſte Erfolge die unſichtbaren; doch ſeine Schriften und Einrichtungen dauern theilweiſe fort bis dieſen Tag und ſorgen, daß der Nachwelt ſein Andenken in Ehren bleibe. Ein Anderes freilich iſt's, der Gerechten Gräber ſchmücken (Matth. 23: 29 ff.), ein Anderes, ihrem Glauben nachfolgen. —

Leo Judä.

Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Carl Pestalozzi.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1860.

I. O. K

Inhaltsverzeichniß.

Seite

1. Leo im Elsaß und in Basel, 1482—1519. Die Zeit der Vorbereitung. 1
2. Leo in Einsiedeln, 1519—1523. Beginn seines reformatorischen Wirkens. 6
3. Leo's Erwählung zum Pfarrer am St. Peter in Zürich. Weitere Schritte im Reformationswerke. 14
4. Die ersten Jahre in Zürich. Leo als Mitstreiter Zwingli's bei der Herstellung der Kirche. 16
5. Leo's Theilnahme am Kampfe gegen die Wiedertäufer. Beziehungen zu Erasmus und Luther. 23
6. Leo's fernere Leistungen bis zu der Niederlage bei Kappel und Bullinger's Erwählung, 1531. 31
7. Leo zur Zeit des Ringens um das Bestehen der erneuten Kirche in Zürich. Sein Dringen auf Kirchenzucht. Feststellung der Synodal- und Predigerordnung, October 1532. 36
8. Leo's Anfechtung in Betreff des Verhältnisses von Staat und Kirche. 41
9. Fortsetzung. Lösung der Bedenken Leo's durch Butzer, Capito und Bullinger. Sein völliger Bruch mit Schwenckfeld, December 1533. 46
10. Leo's Katechismen. 56
11. Leo's Theilnahme an der confessionellen Entwicklung. Seine Beziehungen zum Elsaß. 63
12. Fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit Leo's, besonders als Uebersetzers. 70
13. Leo's Bibelübersetzungen. 76
14. Leo's persönliches, häusliches und geselliges Leben. Lieder, Briefwechsel und Freunde. 81
15. Leo's Lebensende. 90

Nachweise und Bemerkungen. 96

1. Leo im Elsaß und in Basel, 1482—1519.

Die Zeit der Vorbereitung.

Als der bedeutendste unter den Kampfgenossen Zwingli's und dann auch an Bullinger's Seite erscheint ein Mann, der, obwohl klein in seinen eigenen Augen, einen hohen Rang einnimmt unter den Vätern und Begründern der evangelisch-reformirten Kirche. Es ist der Jugendfreund Zwingli's, Leo Judä. Wie in dem hellen Bergkrystall, der aus den Schlünden des Hochgebirgs zu Tage gefördert wird, sehen wir Lauterkeit und Festigkeit in ihm vereinigt.

Das Licht der Welt erblickte Leo im Jahre 1482 zu Gemar, einem Städtchen der Herren von Rappoltstein im Elsaß, als Sohn des dortigen Pfarrers Johannes Jud. Seine Mutter, mit welcher dieser nach damaliger Sitte der besseren Priester in bleibender Verbindung lebte, war Elsa Hochsängin, die uns als eine sehr verständige und gottselige Christin geschildert wird. Sie gehörte einem angesehenen Geschlechte Solothurn's an; ein naher Blutsfreund von ihr, welcher mit den Ihrigen in mehrfacher Verbindung blieb, war der Solothurnische Rathsherr Hans Heinrich Winkeli, der 1499 als Fähnrich an dem glorreichen Siege der Schweizer über den schwäbischen Bund bei Dornach Theil nahm, dann als Landvogt dieses Schloß bezog, später aber, nachdem er eine Reihe von Ehrenstellen in seiner Vaterstadt bekleidet hatte, um des Evangeliums willen ein Vertriebener wurde und seinen Wohnsitz in Basel nahm. Die Familie des Vaters stammte aus dem nahe bei Gemar gelegenen Rapperschwyl (Rappoltsweiler, heut zu Tage Ribeauviller, dem Geburtsorte des berühmten Theologen Philipp Jakob Spener). Der Großvater Jakob Jud, der daselbst lebte, genoß als vorzüglicher Wundarzt durch ganz Elsaß eines großen Rufes. Er hatte mehrere Söhne. Einer derselben Namens Matthäus ward Magister und zog mit den im Elsaß hochangesehenen Johannitern nach Rhodus, das um jene Zeit von den Türken hart bedroht war; er starb daselbst im Jahre 1488, nachdem er im Kampfe wider die Ungläubigen tapfer gestritten hatte. Johannes, der Vater unsers Leo, der sich den Studien widmete, erlangte ebenfalls die Magisterwürde. Für seine Tüchtigkeit

mag wohl zeugen, daß er in späteren Jahren von der Pfarrstelle in Gemar an die zu Rappoltsweiler befördert wurde; lange Zeit lag er indeß am Podagra darnieder.

Von dem Familiennamen Judä oder Jud bemerkt der Sohn Leo's in den Lebensnachrichten über seinen Vater: „Es hat wohl Manchen fremd bedünkt, daß ein Christ soll heißen Jud; Viele haben ihn für einen gebornen und getauften Juden ausgegeben und verschrieen, besonders die Papisten, oder für eines getauften Juden Sohn. Nun möcht es wohl sein, daß vielleicht seine Vorfahren wären Juden gewesen, vom Judenthum abgestanden und Christen geworden, besonders weil dort im Elsaß viele Juden wohnen. Wäre dem also, so haben wir uns dieses Namens und Standes gar nicht zu schämen, sondern löblich und ehrlich (ehrbar) ist es, von dem leiblichen Stamme Abraham's erboren zu sein, noch ehrlicher aber und nützlicher, ein geistliches Kind Abraham's zu sein und zu werden." *)

In der von Leo's Heimath nicht weit entfernten Reichsstadt Schlettstadt befand sich eine berühmte, für jene Zeit ausgezeichnete Schule, die den „Brüdern vom gemeinsamen Leben" ihr Aufblühen verdankte. (Ueber diese s. Pestalozzi's Bullinger, S. 11.) Dorthin wurde Leo gesandt. Eben stand die Schule unter der trefflichen Leitung Craft Hofmann's von Udenheim, Crato genannt, der die hergebrachten Lehrbücher mit Geist und Umsicht benutzte, durch Sanftmuth die Herzen seiner Zöglinge zu gewinnen, Frohsinn mit Ernst rechtzeitig zu verbinden wußte. Er liebte die Dichtkunst. Nicht nur zum Eifer für die klassischen Studien, auch zur rechten Würdigung des kirchlichen Alterthums suchte er seine Schüler anzufeuern, besonders aber zu der Lauterkeit des Sinnes, welche ihn selbst beseelte und von der sein ganzes Leben Zeugniß gab. Eindringlich warnte er vor den Unsitten der Zeit. „Wenn Ihr", schrieb er noch zu Ende August's 1501 an seine Zöglinge, „einst nicht mehr in der Schule seid,

*) Leo mied indeß in seinen Jünglingsjahren des Gespöttes wegen den Namen Jud; er nannte sich in der Fremde lieber Leo Keller, erhielt auch, als er einst in Rom war, vom Papste einen Brief, worin dieser ihn Leo Keller nennt und bestätigt, daß er fernerhin also heißen solle; „darum, daß sein Vater ein Priester und Diener der Kirche gewesen und er auch einer zu werden begehre, solle er nicht mehr Jud genannt werden." Er besaß auch ein Petschaft mit jenem Namen, gab ihn jedoch wieder auf. — Was die Form seines Familiennamens betrifft, so schreibt Leo im deutschen Jud, im Lateinischen meist Judä. Da die letztere, insgemein gangbare Form auf dem Titel aller seiner lateinischen Schriften erscheint, von Andern im Lateinischen immer, im Deutschen oft schon während seines Lebens gebraucht wird, so scheint am angemessensten, dieselbe beizubehalten. In Zürich pflegte man ihn „Meister Löw" zu nennen, und dieser sein Taufname ging auch auf seine Nachkommen über.

so hütet euch vor dem Laster und vornehmlich Ihr, die Ihr Priester werden wollt, vor dem Laster der Unzucht. Lieber wollte ich, daß Ihr ewig Laien bliebet, als daß Ihr unkeusche Priester würdet! Ich flehe zum barmherzigen Gott, daß er Euch gnädig sei, damit ich nicht dereinst einen von Euch diesem Laster ergeben sehen müsse." Mit Wimpheling, dem Erzieher des berühmten Straßburger Stättmeisters Jakob Sturm, dem Freunde des ausgezeichneten Predigers Geiler von Kaisersberg, und mit anderen Männern, welche Innigkeit des Gemüthes mit geistiger Regsamkeit verbanden, stand Crato auf vertrautem Fuße. Schon 1501 ereilte ihn der Tod; er zählte erst ein und fünfzig Jahre. Dankbare Schüler, die kaiserlichen Räthe Villinger und Spiegel, später entschiedene Gegner der evangelischen Lehre, setzten ihm ein einfach würdiges Denkmal.

Es läßt sich nicht zweifeln, daß Leo für sein ganzes Geistes- und Gemüthsleben in dieser Schule zu Schlettstadt bedeutende Eindrücke empfing. Auch knüpfte sich an den Besuch derselben manche Bekanntschaft von bleibendem Werthe. Der berühmte Humanist Beatus Rhenanus (Bild), des Erasmus besonderer Freund, war ebenfalls Crato's Zögling, sowie der damals noch sehr junge Martin Butzer und Johann Sapidus (Witz), unter dessen Leitung in der Folge (um 1517) die Zahl der Schüler in Schlettstadt auf neunhundert anstieg. Außerdem sind als Schulgenossen Leo's, mit denen dieser auch späterhin freundschaftliche Verbindung unterhielt, noch zu nennen: Paul Volz, der nachherige Abt des Klosters Hugshofen im nahe gelegenen Weilerthale, ein Mann von inniger Herzensfrömmigkeit und tiefem Gemüthe, der 1526 Alles dahin gab um des Evangeliums willen und in ächter Demuth fortan dem Herrn allein diente; sodann: Johann Adelphi (oder Adelphus, Adolf), der sich der Medizin zuwandte (die auch schon Crato's Lieblingsstudium in seinen Freistunden war) und Stadtarzt in Schaffhausen wurde, daneben aber um Verbreitung edler Geistesbildung und christlicher Wahrheit sich sehr verdient machte, wie denn hie und da in jenen Zeiten das Interesse für Theologie und Medizin sich gepaart findet.

Auch Leo Judä neigte sich eine Zeit lang zur Arzneiwissenschaft und zu der damals von ihr noch nicht getrennten Pharmacie. In Basel, wohin er sich nun begab, brachte er zwei Jahre bei einem Apotheker zu; doch studierte er daneben und hörte einige Vorlesungen. Schon im Herbste 1499 finden wir ihn in die Liste der Studierenden eingetragen. War bis dahin zwar bereits ein guter Grund zu seiner wissenschaftlichen und sittlichen Bildung gelegt worden, aber noch in einer gewissen Dämmerung, von der aus gar verschiedene Lebensrichtungen eingeschlagen werden konnten, so sollte ihm nun hier eine Morgenröthe aufgehen, deren Glanz ihm nie mehr erlosch. Hier fand

er den nur wenig jüngern Ulrich Zwingli und schloß mit ihm den festen Freundesbund, der für sein ganzes Leben so folgenreich ward. Gemeinsam saßen sie zu den Füßen des Thomas Wittenbach (aus Biel in der Schweiz gebürtig), der mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattet im Jahre 1505 nach Basel kam von Tübingen her, wo er zuerst studiert und dann gelehrt hatte. Er brachte ein neues Licht. Zwar führte auch er nach der damals noch feststehenden Sitte seine Schüler durch die öden Steppen der mittelalterlichen, das Papstthum und alle seine Mißbildungen schützenden Schulweisheit (Scholastik), so daß er späterhin selbst ihnen klagte, so viele Zeit seines Lebens habe er unnütz damit vergeudet. Aber er wies sie doch auf Besseres. Muthvoll wagte er in seinen Vorträgen manche Punkte der papistischen Lehre anzugreifen, besonders betreffend den Ablaß, die Sakramente, die Mönchsgelübde; ja er disputirte öffentlich wider den Ablaß. In diesem Sinne erklärte er namentlich auch die Epistel St. Pauli an die Römer. Er ahnte was kommen werde. Nicht mehr ferne, sagte er nach Leo's Zeugniß zu den Jünglingen öfter, sei die Zeit, da diese Schultheologie weichen müsse und die alte christliche Lehre, wie sie von den Kirchenvätern aus der heiligen Schrift geschöpft worden, wieder hergestellt werde. Mit besonderer Hochachtung reden daher beide, Leo sowohl als Zwingli, auch später von ihm. „Wittenbach, sagt Leo, war ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, so daß er unter die vorzüglichsten Gelehrten jener Zeit gerechnet, ja als ein Phönix bewundert und selbst angestaunt wurde. Alles, setzt er hinzu, was wir von gründlicher Wissenschaft uns erworben, haben wir aus ihm geschöpft; wir haben es gänzlich ihm zu verdanken. Er streute gleichsam die Samenkörner der wahren Religion in unsere Herzen." Und Zwingli bezeugt, dieser Lehrer sei's gewesen, durch dessen Unterricht die Erkenntniß zuerst ihm aufgegangen, daß Jesus Christus uns vom Vater zur Gerechtigkeit gemacht und sein Tod die einzige Bezahlung sei für unsere Sünden. Dauerte es auch mehr als ein Jahrzehend, bis jene von Wittenbach geahnte Zeit herein brach, war ihm selbst nur eine beschränkte Mitwirkung dabei vergönnt, und mußte freilich jeder seiner Schüler aus all den Umhüllungen, unter denen die Wahrheit fast begraben lag, selbst sich zum Lichte hindurch ringen, so hatten diese doch von ihm einen mächtigen Anstoß empfangen zum fortgesetzten emsigen Studium der alten Kirchenlehrer und der von diesen als entscheidende Richtschnur anerkannten und über Alles hochgehaltenen heiligen Schrift. Wir wissen, wie emsig Zwingli sich bemühte darin fortzuschreiten und dürfen aus den Erfolgen schließen, daß sein Freund und Gefährte Leo, von demselben Eifer beseelt, es ebenfalls daran nicht fehlen ließ.

Wie Zwingli während dieser Studienjahre in Basel ein Lehramt an der St. Martinsschule versah und so seinen Unterhalt fand, bekleidete Leo Judä die Stelle eines Diakons zu St. Theodor in Klein-Basel. Er erwarb sich auch gleich Zwingli die Magisterwürde.

Neben ihren Studien und Arbeiten vereinte die beiden Freunde ihre gemeinsame Liebe zur Musik; sie erheiterte ihnen auf's lieblichste die Stunden ihrer Erholung.

Doch es schlug auch diesen Jugendfreunden die Stunde der Trennung und zwar einer Trennung auf viele Jahre hinaus. Lange Zeit sollten sie dem Raume nach sich ferne bleiben, da ein Jeder von ihnen die jugendlichen Kräfte zunächst seiner Heimathgegend zu widmen hatte. Wie Zwingli zu Glarus, so wurde Leo Judä Pfarrer zu St. Pilt (St. Hippolyte), einem nicht unbedeutenden Städtchen unweit seines Geburtsortes, damals den Herzogen von Lothringen unterthan. „Da war er lieb und verrühmt seiner Lehre und Kunst halb." Als ein Zeugniß von der Achtung und Liebe, die er hier genoß, wird uns angeführt, daß er im Jahre 1517 nach dem Hinschied des regierenden Herren von Rappoltstein, des achtzigjährigen Maximilian II. (Schmaßmanns II.), welcher 1483 die Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht hatte, auf besonderes Verlangen der Hinterlassenen nach Rappoltsweiler berufen wurde, um die Begräbnißpredigt zu halten, mit dem Bemerken, er werde dadurch den Gnädigen Herren und allem Volk einen großen Gefallen thun.

Auch Leo gehörte zu dem großen Bunde derer, die der kommenden Tage harreten und unterdessen sich beflissen, in der Stille dem Herrn ein gerüstetes Volk zu bereiten, bis auch zu ihm die hellen Klänge des von neuem erschallenden Evangeliums drangen, die hie und da im Elsaß alsbald vielfältigen Anklang fanden. Was wünschte er sehnlicher, als daß auch seinem lieben Elsaß, an dem er so innig hing, die köstliche Segnung zuströmen möchte. Und doch war es ihm nicht beschieden, hier dafür mitzuwirken, wo damals freilich noch so wenig Aussicht auf's Gelingen vorhanden, vielmehr offenbar war, daß vorerst von anderen günstigeren Punkten her die gewaltigen Wogen der erneuten Gotteserkenntniß in dem großen Geisteskampfe stärker, ja fast unwiderstehlich heran brausen müßten. An einen dieser Lichtpunkte ward unser Leo ehrenvoll berufen durch ein mächtiges Freundeswort. Doch sollte, was er in St. Pilt gepflanzt hatte, nicht alsbald gänzlich untergehen, sondern noch, wie wir später sehen werden, für eine Weile einen treuen Gärtner finden, der die zarten Keime pflegte.

2. Leo in Einsiedeln, 1519—1523.

Beginn seines reformatorischen Wirkens.

Das berühmte Gotteshaus Maria Einsiedeln, in der erhabenen Gebirgswelt des Kantons Schwyz gelegen, war damals wie noch jetzt ein von allen Seiten, auch vom Elsaß her viel besuchter Wallfahrtsort. Sah man doch einst auch den gefeierten Prediger Geiler von Kaisersberg an der Spitze eines langen Zuges von Straßburgern dorthin pilgern. Dieser Ort, von welchem man nach menschlicher Einsicht am wenigsten es erwarten durfte, hatte Leo's Jugendfreunde Ulrich Zwingli seit 1516 eine willkommene Stätte für sein rüstiges Vorwärtsstreben dargeboten, ganz geeignet, um da Tausenden und Tausenden die Augen zu öffnen für das Licht des Evangeliums. Und nun, da Zwingli um dieser seiner evangelischen Predigt willen im Dezember 1518 nach Zürich, dem damaligen Vororte der Schweiz, als erster Pfarrer am Großmünster berufen ward, ersah er sich Leo Judä zu seinem Nachfolger als denjenigen, den er für den Tüchtigsten hielt, um in Einsiedeln das von ihm Begonnene fortzusetzen. Schon am 17. Dezember schrieb er an Leo nach St. Pilt in seinem treuherzigen Tone: da er der alten, innigen Freundschaft stets gedenke, liege ihm nichts mehr am Herzen als was Leo zum Besten diene, so sehr daß er, sobald er vernommen, es sei ihm etwas Unerwünschtes widerfahren, auf der Stelle habe anfangen müssen darüber nachzusinnen, wie seine Lage könne verbessert werden. Da er nun wisse, wie Leo seiner Begabung oder Naturanlage nach (obwohl auswärts geboren) zu den Schweizern sich hingezogen fühle, dabei eine mehr als gewöhnliche wissenschaftliche Bildung besitze, namentlich aber eine Treue ähnlich der Cato's, so glaube er, die Stelle eigne sich ganz für Leo und werde auch ihm selbst genehm sein. Der Stellvertreter des Abtes Herr Theobald von Geroldseck, Administrator des Klosters, habe nach seiner Geneigtheit gegen Zwingli, ihn beauftragt, dies Schreiben an Leo zu richten um ihn herzuberufen. „Jetzt also, fährt Zwingli fort, jetzt bietet sich dir der Anlaß dar, dich ins Schweizerland zu begeben, ja mitten unter die Schwyzer zu treten und zwar in höchst ehrenvoller Stellung. Denn komm nur (und zwar auf Kosten des Herrn), und alle deine Wünsche werden erfüllt werden. Nicht wenig liegt in meiner Hand und ich werde wie bis dahin zu deinem Besten wirken. Ich habe dich nämlich hinsichtlich deiner Schriftkenntniß empfohlen, als einen würdigen Pfleger dieser unbekannten und wahrhaft heiligen Schriften und als jenen schlichten, besonnenen Leo, der mir von Grund aus aufs genaueste bekannt sei. Dies hat so auf den Herrn Administrator gewirkt,

daß er ein brennendes Verlangen hat vor allen andern Sterblichen dich zu bekommen. Drum ergreif diese günstige Gelegenheit beim Schopfe! denn von hinten kannst du (nach dem lateinischen Sprüchwort) die kahle nicht fassen. Das Volk, dem du hier vorzustehen hast, ist einfach und hört, da ich nun den Weg geebnet, gerne Christum verkündigen; der Unterhalt ist reichlich, der Herr nicht besonders gelehrt, aber er liebt die Wissenschaften und schätzt die Gelehrten über Alles. Ueberdies werde ich nicht weiter als sechs Stunden von dir entfernt sein, und so wirst du auch meinen Umgang nicht entbehren müssen. Laß dich doch bewegen, mein inniggeliebter Leo, durch diese meine eilfertigen aber von Herzen gehenden Zeilen; steig, wie gesagt auf des Herrn Kosten, zu uns herüber! Ich weiß, es wird dich nicht gereuen. Und hast du Alles dir wohl überlegt — so lebe wohl!"

Wir sehen hier klar, welches die Eigenschaften waren, die Leo in Zwingli's Augen ganz besonders geeignet erscheinen ließen, an jener wichtigen Stätte sein Nachfolger zu werden. Es war die beachtenswerthe Vereinigung von elsässischer Milde und Gemüthlichkeit mit schweizerischer Tapferkeit und Festigkeit, die wir, wohl in Folge glücklicher Verschmelzung der elterlichen Nationalitäten, bei Leo antreffen. Zwingli ging in der That nicht fehl, da er in ihm einen solchen Ausländer zu erkennen glaubte, der ganz für die Schweiz passe. Nicht zu übersehen ist auch, daß es ein Landsmann von Leo war, der ihn nach Einsiedeln berufen ließ, jener Geroldseck, der bei dem hoch angestiegenen Alter des Abtes Alles daselbst leitete, der Urheber der reformatorischen Richtung des vielberühmten Gotteshauses war, der auch Zwingli dahin gezogen hatte und desselben steter Freund und Gönner blieb ungeachtet all der äußeren Nachtheile, welche für jene Stätte mit der Rückkehr zum reineren Evangelium verknüpft sein mußten. Aus dem Elsaß war dieser Freiherr Theobald von Hohengeroldseck und Sulz nach Einsiedeln gekommen; im Elsaß lebten seine Brüder, deren einer Namens Gangolf in der Folge als kaiserlicher Landvogt an der Spitze der Regierung des obern Elsaßes stand.

Worin jenes Unangenehme bestand, was unserm Leo in seinem Heimathlande zugestoßen, läßt sich nicht näher angeben. Kurz, Leo folgte dem Rufe. Doch verstrich noch ein Halbjahr bis zu seinem Abgange. Herzlich nahm er Abschied von seiner Mutter und Schwester, von denen jene auch fernerhin nicht abließ öfter ihn mit Muttertreue vor Spiel, vor Weibern und vor schlimmer Gesellschaft zu warnen, indeß schon im folgenden Jahre unter anhaltendem Gebete gottselig und geduldig verschied, bis zum letzten Augenblicke bei voller Besinnung, indem sie ihn sterbend noch durch seine Schwester Clara (die sich mit Jakob Schmid zu Bergheim verehelichte) bitten ließ, „er solle

sie doch sich lassen empfohlen sein in seinen Aemtern und allezeit zu Gott für sie beten."

Am 24. Juni des Jahres 1519 reiste er aus seiner Heimath ab und langte zu Pferde nach sechs Tagen in Einsiedeln an, wobei er sich so einrichtete, daß er den Sonntag in Dornach bei seinem Vetter dem Landvogt Winkeli und den Feiertag St. Peter und Paul bei Zwingli in Zürich verbrachte. Von der Reise und dem erfreulichen Anfang seines Aufenthaltes in Einsiedeln gibt er den Seinigen in kurzen Zügen ein anschauliches Bild, indem er ihnen schreibt: „Meinen freundlichen Gruß, allerherzliebste Mutter und Schwester! Ich laß euch wissen, daß es mir durch Gottes Gnade gar wohl geht und daß ich frisch und gesund bin, auch daß mich mein Herr der Abt sehr lieb hat und mir mehr Zucht, Freundschaft und Ehre erweist, als ich verdienen mag ..... Noch liegt das Faß mit meinen Sachen zu Basel in dem Kaufhaus und mangle ich der Kleider und Bücher gar übel. Ich schicke dir hier gar ein hübsch Paternoster (Unservater) des würdigen Vaters Martin Luthers, eines Augustiners zu Wittenberg; das predige ich jetzt zu Einsiedeln und das lies mit Fleiß; denn es gar gut und nützlich ist und eitel rechter Grund aus heiliger Schrift. In künftigen Zeiten will ich dir etwas mehr schicken, auch einen Glarner Zieger möchte ich dir zukommen lassen, wofern ich Fuhre finde ... und wenn ich kann zuverlässige Botschaft haben, will ich dir Geld senden. Schreib mir, wie es euch gehe zu Berken (Bergheim). Grüße mir meine herzliebe Schwester und sag ihr, sie solle doch fromm und bieder sein. Grüße mir auch Herrn Diebolt, Herrn Simon und wer nach mir frägt. Nur noch dies: Gott erhalte euch Alle gesund!"

Hier in Einsiedeln fand Leo die schönste Gelegenheit an dem großen Gotteswerke Theil zu nehmen, das so lange schon von der Christenheit ersehnt worden und nun eben mit Allgewalt in Nord und Süd die Gemüther der deutschen Nation erfaßte und bewegte, an der Herstellung der gesunkenen Kirche durch die freie Predigt des Evangeliums. Hatte Zwingli schon muthvoll begonnen, wiewohl noch mit großer Schonung der im Glauben Schwachen, so durfte Leo es wagen, noch unumwundener gegen all' den Wahnglauben aufzutreten, der sich in Bezug auf Ablaß, auf Wallfahrten, Gelübde, Vergabungen, auf das Fegfeuer, die Anrufung der Maria und die Verehrung ihres Bildes eingeschlichen und hier gerade so lange genährt worden war. Ganz bezeichnend ist für Leo's Verkündigung des lauteren Evangeliums, daß er sie anhob mit dem Gebete des Herrn nach der schriftmäßigen Auslegung Luthers, die wenige Wochen zuvor zu Basel in einer neuen Ausgabe erschienen war und von der, wie bekannt, in Zürich die Hörer seines Zwingli gar nicht anders

glauben wollten, als daß er (Zwingli) ihr Verfasser sei, da sie ihn kurz vorher bei seinen Predigten über das Evangelium St. Matthäi ganz in demselben Sinne predigen gehört hatten. Es ist uns ein recht klarer Beweis davon, wie Leo völlig in Einem Sinn und Geist arbeitete mit den beiden großen Heerführern in dem Kampfe für das Evangelium. Um zu begreifen, was er seiner Mutter sagen wollte mit den Worten: „das predige ich jetzt," wie dadurch weder der Frische noch der Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit des Predigers Eintrag geschehen mußte, mag man sich nur an die Gewohnheit des vielbewunderten Geiler von Kaisersberg (gestorben 1510), des ersten Predigers seiner Zeit, erinnern, öfter bald geistliche bald weltliche Schriften seinen Predigten zu Grunde zu legen und darüber zu predigen.

Auch zu eigener Fortbildung, zur Vertiefung und Befestigung in der Erkenntniß der christlichen Wahrheit und zu wissenschaftlicher Thätigkeit bot sich in Einsiedeln für Leo willkommener Anlaß. Da war ein Kreis von strebsamen Männern theils Mönche theils namentlich seine Amtsgenossen, die Weltpriester M. Franz Zink, M. Johannes Oechslin (auch Bovillus oder Taureolus genannt, später Leo's Nachfolger in Einsiedeln), Rudolf Baltenschweiler ꝛc., welche, schon durch Zwingli angeregt, sammt dem Administrator bemüht waren in den alten Sprachen sich zu üben, die alten Kirchenväter, die rechten Zeugen der ursprünglichen, reineren christlichen Lehre, einen Hieronymus, Augustinus, Ambrosius, Chrysostomus gemeinsam ernstlich zu studieren, um den wahren Sinn der heil. Schriften immer mehr zu ergründen, und es gerne annahmen, daß Leo ihnen wissenschaftliche Vorlesungen darüber hielt. In diesem Kreise wurden die eben erscheinenden Schriften eines Erasmus und Reuchlin, an deren Geisteserzeugnissen Leo sich schon bisher gebildet hatte, sowie die Luthers mit größter Begierde gelesen und stets einläßlich und angelegentlich besprochen und beurtheilt. Auch bei Tische unterredete sich Leo öfter mit von Geroldseck über schwierige Lehrpunkte; der greise Abt Konrad von Rechberg merkte auf und hörte gerne zu, wiewohl er sonst dem Waidwerk und Ritterleben mehr als dem Mönchsthum und den Studien ergeben und gewohnt war, Alles seinem Stellvertreter zu überlassen; dann fuhr er etwa mit dem Ausrufe dazwischen: „Ich thät euch in euer Disputiren! Ich werd' an meinem letzten End und stets zu Gott mit dem heil. David sagen: O Herr, erbarm dich mein nach deiner großen Barmherzigkeit, und: Herr, geh nicht ins Gericht mit deinem Knechte! und allen anderen Dingen frag ich gar nichts nach."

Leo seiner Seits begnügte sich nicht damit, mündlich die Botschaft des Heiles zu verkündigen; vielmehr befliß er sich, auch dadurch Andere in der Erkenntniß der Wahrheit zu fördern, daß er eine

Reihe der trefflichsten Schriften, die so eben lateinisch erschienen, in seine Muttersprache übertrug und in deutscher Uebersetzung ans Tageslicht treten ließ. Dahin gehört Luthers Tractat: „Was der Glaube sei und ein wahrhaft christliches Leben." In seiner Widmung an die Nonnen unweit Einsiedeln, deren Pfarrer er war, schreibt er: „Ich habe mich bisher dessen beflissen, liebe Schwestern, daß ich euch wohl unterweise und lehre zu leben in wahrem Vertrauen auf Gott und inbrünstiger Liebe zum Nächsten, damit ihr abgezogen werdet von vielen Irrungen und Umschweifen, wodurch die Menschen nicht Seligkeit erlangen, sondern daran gehindert werden. Und damit ihr dies desto besser thun könnt, hab ich euch nicht allein mit Worten ermahnt, sondern euch viele hübsche, nützliche und fruchtbare Büchlein in Deutsch gegeben, damit ihr durch Lesen derselben desto besser erlernen möchtet, worin wahre Frömmigkeit und Seligkeit des Menschen bestehe." In derselben liebevollen Absicht habe er nun zu ihrer Förderung dieses köstliche Büchlein aus dem Lateinischen übersetzt: „Hier, fährt er fort, lernet ihr Gott, euch selbst und den Nebenmenschen erkennen, hierin findet ihr, was Christus sei, was das Leben, was der Tod, was Sünde, was Gnade, was Verdammniß, was da sei Seligkeit, was der Glaube, was die Liebe, kurz was da sei ein wahres Christenleben; darum, meine lieben Schwestern in Christo, leset dies mit allem Fleiße; dies schenk ich euch; ich habe weder Silber noch Gold; was ich aber von Gott empfangen habe, das theile ich euch mit. Ich bin der Hoffnung, so ihr dieses Büchlein mit Fleiß und Ernst leset und behaltet, wird euch in Kurzem euer Leben verändert und wahrhaft geistlich werden, nicht bloß im äußerlichen Scheine und der Kleidung, sondern in allen Werken, Worten, Sitten und Uebungen ..... Gott der Herr verleihe euch christliche Liebe und Eintracht! Bittet Gott für mich armen Sünder, daß er mir Gnade und Stärke verleihe, sein heiliges Evangelium zu fördern!"

Mit derselben Bescheidenheit und Herzlichkeit widmet er (1520) seine Uebersetzung von Erasmus Auslegung des ersten Psalms dem ehrsamen, frommen Martin Ibech, Landammann des Kantons Schwyz, welcher an der Spitze derjenigen Regierung stand, die als Kastvogt des Klosters Einsiedeln von großer Bedeutung und damals dem Evangelium keineswegs abhold war. Nicht besser, sagt er auch bei diesem Anlaß, glaube er als ein Priester sich ihm (dem Landammann) dankbar erzeigen zu können, als durch Darreichung geistlicher Gaben, wie denn gerade in dieser Schrift an zwei Vorbildern Seligkeit und Unseligkeit trefflich dargestellt sei. „Doch alle Frucht, die ihr aus diesem Büchlein empfanget, müßt ihr Gott dem Herrn zuschreiben und dem, der dies erstlich in La-

tein verfaßt hat. Gott der Herr geb euch Gesundheit Leibes und Gemüthes!"

Ebenso lehnt er gar demüthig alle Anerkennung von sich ab in seinem Vorworte (von 1521) zu des Erasmus Unterweisung eines christlichen Fürsten, die er auf Antrieb des treueifrigen Theobald von Geroldseck übersetzte, weil es (wie er mit tiefem Bedauern sagen müsse) wenige deutsche Fürsten und Vorgesetzte gebe, die der lateinischen Sprache kundig seien, und doch der verborgene reiche Schatz, den Erasmus aus dem ganzen Alterthum zusammen getragen, vielen von ihnen von großem Nutzen sein müßte. Hier werde nämlich Alles aufgezeigt, was dazu diene, um als ein frommer Christ mit Ehren und christlich zu regieren. Während Erasmus dem jungen Karl V. die Schrift gewidmet habe, „jetzt erwähltem römischen Könige, unserem allergnädigsten Herren, in welchem schon damals solche Fünklein der Ehrbarkeit und edler Art hervor schimmerten, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten," eignet Leo seine Uebertragung dem Bruder seines Gönners, dem Freiherrn Gangolf von Geroldseck zu, dem es beschieden war dereinst (seit 1533) als Landvogt, an der Spitze der östreichischen Regierung zu Ensisheim, in der Beherrschung seines Heimathlandes den obersten Rang einzunehmen. Er bittet ihn herzlich die kleine Gabe, die er aus seiner Armuth darbiete, huldvoll anzunehmen.

Auch „die Klage des Friedens" gab Leo, offenbar zum Frommen der kriegerischen Welt, die ihn umgab, (1521) deutsch heraus, eine Schrift, in der Erasmus den Frieden redend einführt, wie er erstlich die Vortheile herzählt, die er mit sich bringe, dann sich darüber beklagt, wie er überall unter den Völkern, selbst von den (scholastischen) Theologen, verachtet, vertrieben und verstoßen sei, und endlich zeigt, wie er von der christlichen Religion durchaus gefordert werde. Leo entbietet allen Lesern seinen Gruß zuvor und christliche Liebe. „Weil dermalen", sagt er, „die ganze Welt zu Aufruhr und Krieg geneigt ist und Wenige sind, die den Frieden lieb haben und beschirmen, daher denn viel Schaden und Uebel, großes Verderben und Vergießen des Christenblutes erfolgt, Viele zu Wittwen und Waisen gemacht werden, was dann kläglich und erbärmlich ist zu hören, geschweige denn zu sehen und zu leiden, unter denen besonders, welche sich ja Christen nennen dem nach, der ein Fürst des Friedens heißt und ist: so bin ich durch die Bitten des Abtes (Wolfgang Joner) zu Kappel bewogen worden, dies Buch in's Deutsche zu übertragen, durch welches, wie ich hoffe, Viele gebessert und zum Frieden gereizt werden mögen." Er entschuldigt sich noch, daß er Frankreich nicht so hoch gelobt, wie einst Erasmus gethan; dies habe ihn nicht nöthig bedünkt, indem ohnehin ihrer Etliche in

ihrem Nutzen mehr Liebe dazu haben, als dem gemeinen Nutzen gut sei.*)

Wir sehen hier Leo, gleich Zwingli und andern seiner Freunde, bemüht, die Herzen abzulenken von den so unseligen Söldnerkriegen („Reislaufen" genannt), die immer drohender am Marke des Volkes zehrten.

Noch näher aber dem Alles bewegenden reformatorischen Wirken liegen seine damals schon einzeln erscheinenden Uebersetzungen der sinnvollen, zu jener Zeit sehr nützlichen Umschreibungen pauliniſcher Briefe, welche Erasmus allmälig heraus gab, sowie eben desselben: „Klage Jesu zu dem Menschen, der aus eigenem Muthwillen verdammt wird", ein liebliches Gedicht, das Leo (1522) auch in Versen wiedergab. Der Herr spricht:

„Sagt an, ihr Menschen allgemein,
Die ihr doch habt von mir allein,
Daß reichlich ausfließt alles Gut,
So Himmel und Erd einschließen thut:
Was blendt euch? was bethört euch so,
Daß ihr das suchet anderswo,
Und nit in mir, der ich der Bronn
Und Ursprung bin, der euch auch gönn',
Ja gegentrag' euch Solches frei,
Damit euch kein Entschulden sei:
Was habt ihr Arbeit, groß' Unruh',
Kein Fried', kein' stete Freud' dazu?
Was ficht euch an? was Muthwills Lust?
Was B'gierd' habt ihr? hangt an umsust (umsonst)
Dem Schatten und dem falschen Wahn,
Da euch kein Nutz mag draus entstahn,
So ich allein die Seligkeit
Und wahres Heil euch hab' bereit?

— — — — —

Ein freudenreicher Freund bin ich
Und dazu stet, theil' selber mich
Und, was ich hab', mit meinem Fründ (Freund).
Wie? daß man doch so Wenig' findt,
Die solcher Freundschaft stellen nach,
So ich aus Gunst, vergebens doch
Mein's Reichthums Schatz geb' jedermann

*) Dieses und die „Unterweisung eines christlichen Fürsten" sind die ersten bekannten Bücher aus der berühmten Froschauer'schen Buchdruckerei in Zürich.

Und niemand unbegabet lan (laſſe)?
Ich bin die Straß' und Weg allein,
Der alle Menſchen gleich gemein
Zum Himmel führ'; warum geh'n dann
So wenig Leut' auf dieſer Bahn?
Die ewig' Wahrheit ich ſelbſt bin,
Die allen Falſch und Trug treibt hin;
Wie iſt das Volk denn ſo verblendt,
Daß mich ſo gar jetzt niemand kennt;
Wie ſind die Menſchen ſo bethort (bethört),
Daß ſie nit glauben Gottes Wort?
Mein' Zuſag' ich gar treulich halt',
Und hab' deß Macht und volle G'walt;
Wie ſind denn das ſo thöricht' Leut',
Die mir mißtrauen allezeit?

— — — — —
— — — — —

G'neigt bin ich mit Erbärmd' gen dir,
Wie? daß du doch nit fliehſt zu mir,
Als zu einer ſichern freien Statt,
Da Sünd' und Schuld Verzeihung hat?

— — — — —
— — — — —

Darum, o Menſch, verläßſt du mich,
Und führt in Tod dein' Blindheit dich,
Gib mir nit Schuld, klag mich nit an!
Du haſt's dir ſelbſt muthwillig g'than;
Durch mich iſt gar ganz nichts verſumt (verſäumt).
Wirſt du verdammt, daſſelb' das kumt (kommt)
Von deiner Bosheit, Muthwill groß;
Die Schuld auf keinen Andern ſtoß.
Denn was iſt noch vorhand, das ich
Nit hab' gethan? Bericht' deß mich!
So nun dein Herz iſt härter viel
Als Marmorſtein, und dich nit will
Bewegen ſolch inbrünſt'ge Lieb',
Die ich ſo überfließend üb'
Allzeit gen dir, und dir mein' Güt'
Nit weichen (erweichen) mag dein hartes G'müth;
So dich nit reizt gewiſſer Lohn,
Den ich dir dort bereitet ſchon;
So dich kein' Furcht der Hölle ſchreckt,
So dich kein' Scham, kein' Ehr' erweckt,

Ja, so dies All's dich härter nur
Und noch verstockter macht, wodur (wodurch)
Ein Stahel (Stahl) und ein harter Stein
In Stücke würd' zerspalten klein;
Was soll ich dann mehr brauchen Kunst?
Was soll ich väterlicher Gunst
Gen dir erzeigen fürder meh (mehr),
So du dich in das ew'ge Weh
Ganz willig und mit Muthwill gibst,
In dem du immer und ewig blibst (bleibst)?
Denn daß ich dich zur Seligkeit,
Die ich euch Allen hab' bereit't,
Woll' zwingen wider deinen Will,
Ist meiner G'rechtigkeit zu viel,
So leidet's Billigkeit gar nicht,
Auch all' Vernunft dawider ficht."

Auf Zwingli machte dieses Gedicht, wie er es um's Jahr 1514 bei einem Besuche zu Basel lateinisch las, einen solchen Eindruck, daß er neun Jahre später bezeugt, er sei dadurch zu der Einsicht und zu dem festen Glauben gekommen, daß wir keines andern Mittlers bedürfen als Christi allein und keine Hülfe zu suchen haben bei der Creatur, da er doch die Quelle alles Guten sei, ein Heiland, Trost und Schutz der Seele.

Durch alles das, was wir hier an Leo wahrnehmen, durch all seine Emsigkeit und Innigkeit, mit der er vorwärts drang auf dem von Zwingli eingeschlagenen Wege, sehen wir völlig bestätigt, was ein junger Freund von ihm, Namens Johann Liechtenburger, beim Beginne seines Wirkens in Einsiedeln bezeugt, da er ihn als einen Zwingli ganz Ergebenen bezeichnet, als ein kleines Männchen, das aber an Heldenmuth keinem nachstehe, in welchem vielmehr Alles, was man zum Lobe eines Biedermannes sagen könne, reichlich, ja in überfließendem Maße sich finde.

3. Leo's Erwählung zum Pfarrer am St. Peter in Zürich.

Weitere Schritte im Reformationswerke.

Wir können uns daher nicht verwundern, daß Zwingli unter den stets schwerern Anfechtungen, die er bei der fortgehenden Verkündigung der einfachen christlichen Wahrheit erfahren mußte, wünschte, gerade Leo als Mitarbeiter in seiner Nähe zu haben, um durch ihn verstärkt desto eher in Zürich der Reformation zum Durchbruch zu verhelfen. Eine willkommene Gelegenheit bot sich hierzu dar, als der betagte Pfarrer Röschli zu St. Peter, der an Kenntnissen arm und

der Erneuerung der Kirche ohnehin nicht günstig war, sich entschloß sein Amt nieder zu legen. Ohne etwas Näheres zu melden, schrieb Zwingli am 22. Mai 1522 in beliebter Kürze seinem Leo nach Einsiedeln: „Liebreicher Leo, künftigen Sonntag liest ein Mönch von Rüti (einem Kloster im Kanton Zürich) im St. Peter seine erste Messe. Da scheint es mir gerathen, daß Du die Predigt halteſt. Komm also am Sonnabend zu mir, damit Du am folgenden Morgen früh vor dem Volke predigen kannſt. Dies wird unſer Vorhaben trefflich fördern. Wir müſſen nämlich bisweilen etwas thun, was wir durchaus nicht mögen, damit, was wir am liebſten mögen, dereinſt erfolge. Lebe wohl! Kommen wir zuſammen, ſo werden wir viel mit einander zu beſprechen haben."

Leo kam; er predigte etliche Male. Der kleine Mann mit der hellen, wohlklingenden Stimme, der lebhaften Geſichtsfarbe, dem gedrungenen Körperbau, dem feſten, entſchiedenen Ausdrucke in ſeinen Geſichtszügen gefiel ſo wohl, daß die geſammte Kirchgemeinde von St. Peter, der von Alters her das unbedingte Wahlrecht zuſtand, um Pfingſten (1522) ihn zu ihrem Pfarrer erwählte; doch ſollte er erſt im nächſten Februar ſein Amt antreten. „Er war ein kurzer Mann," ſagt ein Zürcher jener Zeit von ihm, „aber ganz gleich im Lehren wie Zwingli; nur daß er eine zahme wiewohl verſtändliche Ausſprache hatte." Wie Zwingli ſelbſt von ihm dachte, erhellt aus einem Schreiben an Myconius vom 26. Auguſt 1522, worin er dieſem, nach ſeiner Weiſe Scherz mit Ernſt paarend, ſagt: „Bald wird auch der Löwe mit der gewaltigen Stimme und dem nach Gerechtigkeit dürſtenden Herzen da ſein, zwar klein von Perſon, aber voll Heldenmuthes."

Zunächſt bewährte Leo dieſen Muth dadurch, daß er einer von jenen zehn Prieſtern war, die bei dem ſchon begonnenen Kampfe es wagten, gemeinſam mit Zwingli eine gewaltig ernſte Bittſchrift (datirt Einſiedeln, 2. Juli 1522) mit Unterzeichnung ihrer Namen an den Biſchof von Konſtanz zu richten und ein freundliches Anſuchen an die eidgenöſſiſchen Regierungen zu erlaſſen, worin ſie dringend bitten, man ſolle ſich nicht wider das heilige Evangelium verhetzen laſſen, als ob dasſelbe etwas Neues oder Ungebührliches wäre, und ihren feſten Entſchluß erklären, nichts Anderes zu predigen als die göttliche Wahrheit gemäß den heiligen Schriften; da ferner nichts der reinen Lehre hinderlicher ſei als ärgerliches Leben der Prediger, ſo bitten ſie in aller Demuth, daß dem heuchleriſchen Blendwerk prieſterlicher Eheloſigkeit möchte ein Ende gemacht und ihnen die züchtige Ehe geſtattet werden. Gleichzeitig überſetzte Leo Luther's Schrift „von den Mönchsgelübden," worin dieſer ſich für deren Ungültigkeit erklärt, ins Deutſche; auch dieſe Ueber-

setzung übersandte man dem Bischof von Konstanz; ihr Inhalt setzte alles Volk in Erstaunen.

Sodann finden wir Leo mit Zwingli vereint im September 1522 bei dem hohen Feste der Engelweihe, das, gestützt auf die Sage, die Wallfahrtskapelle daselbst sei nicht von Priestern, sondern von Engeln, ja von Christo selbst und seinen Aposteln geweiht worden, unter dem Zulaufe einer ungeheuren Volksmenge mehrere Tage hindurch gefeiert zu werden pflegt. Da es Sitte war, für diesen Anlaß ausgezeichnete Prediger von anderwärts herbeizuziehen, berief der Administrator Zwingli dazu nebst dem Comthur Schmid von Küßnacht (bei Zürich). Nun hatten diese sammt Leo hier den erwünschtesten Anlaß bei dieser Festfeier den vielen Tausenden aus allerlei Volksstämmen, die von nah und fern herbei gekommen, mit dem klaren Gotteswort entgegen zu leuchten und aus dem lautern Evangelium ihnen den rechten Trost der Versöhnung zu spenden. Es läßt sich kaum denken, wie belebt jene Tage in Einsiedeln waren für den ganzen Kranz der hier sich zusammen findenden evangelisch gesinnten Männer, welche die steigende Größe des gewaltigen Kampfes wohl vor sich sahen, aber dennoch entschlossen waren ihn durchzukämpfen, erfüllt von der Zuversicht, daß keine menschliche Gewalt Gottes Wort zu erdrücken noch seinen Fortgang zu hintertreiben vermöge. Und dabei beharrten sie auch ungeachtet all der Lockungen, mit denen man damals von Seiten des Papstes ihnen gar freundlich entgegen kam.

Doch binnen weniger Monate kam für Leo die Stunde des Scheidens von den Freunden zu Einsiedeln; nachdem zu seinem Nachfolger im Predigtamte Johannes Oechslin (Bovillus), für die wissenschaftlichen Vorträge aber Oswald Myconius aus Luzern bestellt war.

4. Die ersten Jahre in Zürich.

Leo als Mitstreiter Zwingli's bei der Herstellung der Kirche.

Leo traf in einer Zeit großer Aufregung in Zürich ein, als der Widerspruch gegen Zwingli schon mit Macht sich erhob und Zwingli, vom Bischof von Konstanz und dessen Generalvikar Faber bereits angefeindet, die heftigsten Schmähungen auszustehen hatte, insbesondere von Seiten der Mönche in ihren Predigten. Ein entscheidender Schritt, um Gelegenheit zu bekommen sich zu rechtfertigen, war für ihn äußerst wünschenswerth. Allein der kleine Rath hielt sich unentschieden zwischen beiden Parteien und schien jedes Eingreifen sorgfältig zu vermeiden. Hie und da kam es vor, daß ehrbare Bürger entrüstet über solche Schmachreden den Predigern ins Angesicht wider-

sprachen. Gerade dies schien das Mittel, um den Rath dazu zu nöthigen, daß er Zwingli und seine Gegner einander gegenüber stelle und solcher Maßen dem Schelten ein Ende mache. Doch der Rath begnügte sich jenen Bürgern Verweise zu ertheilen, sie zu Frieden und Ruhe zu ermahnen, ließ auch einige verhaften. Nun war Zwingli freilich das Feld eröffnet, seinen Tadel über diese Maßnahmen öffentlich auszusprechen, aber wie scharf er dies auch that, es erfolgte weiter nichts. Wollte man die Sache weiter treiben, so mußte es mit aller Vorsicht und Behutsamkeit geschehen. Da erst, erzählt Zwingli in einem Briefe an Oekolampad, ging Leo in die Predigt des Priors der Augustiner, (der seiner Zeit der berühmteste Prediger Zürich's war,) und als dieser in gewohnter Weise sein altes Gewäsche vorbrachte, indem er die eigene Genugthuung für die Sünden anpries, fiel er ihm im allerfreundlichsten Ton in die Rede und sprach: „O, hört doch ein wenig, ehrwürdiger Pater Prior!" und gleich hernach: „Und ihr wackern Bürger, bleibt ganz ruhig; ich will nichts Anderes, als was einem christlichen Herzen geziemet." Beinahe wäre es zu schlimmen Auftritten gekommen, denn es waren handfeste Leute da, die sofort auf Leo eindrangen, um ihn für seine Keckheit zu züchtigen; doch waren auch Andere zugegen, die ihn in Schutz nahmen und so lief Alles glücklich ab. Dieser Vorfall aber vermochte, nach Zwingli's eigenem Zeugniß, den großen Rath seinem steten Andringen gemäß zur Veranstaltung einer Verhandlung, bei der beide Parteien öffentlich sollten vernommen werden, nämlich des ersten Religionsgespräches (Disputation) in Zürich, welches am 29. Januar des Jahres 1523 Statt fand und zum Siege der Reformation so viel beitrug, ja selbst als der erste bedeutende Sieg der Reformation zu bezeichnen ist. Wollen wir jenen gewagten Schritt Leo's richtig beurtheilen, dem Zwingli auch nach Jahren noch vollen Beifall zollte, so ist nicht zu übersehen, daß die Predigt damals im Gottesdienste nicht die hohe Stellung einnahm, die ihr allmälig erst in Folge der Reformation wieder zu Theil ward. Aehnliches geschah in jenen Zeiten öfter. Ueberdies kam es auch vor, daß Mönche bei ihren Predigten sich Einreden machen ließen durch Zuhörer, die sie selbst dazu bestellten. Immerhin wird dies Verfahren Leo's seine Entschuldigung oder auch Rechtfertigung nur darin finden, daß außerordentliche Verwicklungen dazu nöthigen können den Knoten gleichsam zu zerhauen, wofern er sich sonst nicht lösen will, und daß es eben damals galt, durch all das hemmende Gestrüpp hindurch dem Evangelium Bahn zu brechen.

Nur Weniges war es, was Leo zu jenem Religionsgespräche vom Januar 1523 beitrug, das hauptsächlich die Anrufung der Heiligen betraf und insgemein zwischen Zwingli und dem bischöflichen Ge-

neralvikar geführt wurde. Was er aber dabei sprach, ist ganz geeignet uns seine Gesinnung in hellem Licht recht klar zu zeigen; er benutzte nämlich den Anlaß dazu, vor dem großen Rathe und der ganzen zahlreichen Versammlung in Bezug auf das Pfarramt in Zürich, das er nach drei Tagen (am 2. Februar) antreten sollte, einige einleitende Worte zu sprechen, um kund zu geben, in welchem Sinne er dasselbe zu führen vorhabe: „Gnädige, fürsichtige, ehrsame, liebe Herren", sprach er, „ich bin von euch, meinen Herren, hier zu Zürich angenommen, vielleicht ungeschickt, zu einem Leutpriester und Pfarrer, euch das Wort Gottes, das Evangelium Christi, zu verkünden, deß ich mich, so weit mir die Gnade Gottes behülflich sein und der Geist Gottes Beistand thun wird, in alle Wege befleißen will nach meinem besten Vermögen. Nun aber, da bisher viele Menschensatzungen, die aus langer Gewohnheit in der Kirche gehalten werden, sich mit dem Evangelium vermischen, daß sie oft gepredigt und geboten werden, als ob sie dem Evangelium gleich zu halten wären; so sage ich jetzt, daß ich solcher menschlicher Statuten wenig achten, vielmehr euer Liebden allein das heitere und lautere Evangelium und was ich mit göttlicher Schrift wahrhaftig darbringen kann, vorhalten und lehren werde, abgesehen von Menschengeboten und langer Zeiten Gewohnheit, da ja solche menschliche Satzungen, wie sie von Päpsten und Bischöfen geboten werden, hier zugegen durch die von Meister Ulrich (Zwingli) ausgegangenen Sätze (die 67 Thesen) als dem Evangelium und der Wahrheit ganz widerstreitend erkannt und überwiesen, und doch niemand hier ist, der etwas Wahrhaftiges oder Gründliches für sie reden will oder zu reden weiß. Und da nun Herr Vikarius (Faber) sich vermessen, die Anrufung und Fürbitte der Heiligen mit der Schrift zu bewähren und darzuthun, Solches aber, wiewohl oft ermahnt, nicht gethan hat, so bitte ich auch (wie gleich zuvor Zwingli) von ihm zu hören und zu vernehmen, wo davon geschrieben steht in den biblischen Büchern. Denn das wird wohl auch von mir in meinen Predigten, so mir Gott Gnade verleiht, berührt und verkündet werden, daß man allein Christum Jesum anrufen, sich alles Trostes, aller Hülfe, Gnade und Seligkeit allein zu ihm versehen soll, und daß dies Alles sonst von keiner Creatur soll gesucht und begehrt werden." Mit großem Danke, fügte Leo freundlich bei, wollte er solche Belehrung annehmen und sich, wofern er irre, gerne von dem bischöflichen Vikar belehren lassen. Da dieser sofort Leo's Freundlichkeit dazu benutzte Scherzworte mit ihm zu wechseln, und das Gespräch sich in Späße zu verlieren drohte, ergriff Zwingli rasch wieder das Wort und drang auf Ernst.

Am 2. Februar trat nun Leo seinen Pfarrdienst zu St. Peter an. „Seine Predigten waren, wie sein Sohn sich ausdrückt, geschmal-

zen und gesalzen. Doch klagte er oft, wenn er mit großem Ernst große Laster und schwere Sünden hätte strafen sollen, so habe es nicht wollen von Statten gehen. Die Ursach davon lag wohl darin, daß er von Natur ein so gütiger und mildfreundlicher Mann war. Ich habe auch von wackern Bürgern vernommen, keine Predigten seien ihm besser gelungen, als die von der christlichen Liebe." Ueber seine Art, sich auf die Predigten vorzubereiten, sagt derselbe: „In einer Stunde oder zweien hatte er eine Predigt studiert; er brauchte auf der Kanzel keine Notizen; daher ich auch in seinem Nachlaß weder geschriebene Predigten noch Abschriften derselben gefunden habe." Zu seinem Pfarramte kam alsbald noch die geistliche Besorgung des im nämlichen Stadttheile gelegenen Klosters Oetenbach, dessen Nonnen zum Theil austraten. Durch besonderen Beschluß des Rathes erhielt er den Auftrag, die zurückbleibenden „mit Messelesen, Beichtehören, Singen, Lesen und anderer zum Leben und Sterben dienender Seelsorge nach aller Nothdurft zu versehen."

Mit aller Entschiedenheit und doch mit besonnenem Ernste unterstützte er Zwingli in seinem Bestreben die Reformation vorerst innerlich reifen zu lassen, um sie dann auch äußerlich durchzuführen und selbst dieses nur schrittweise zu thun stets im Verhältniß zu dem, was die Gemüther des Volkes zu ertragen vermöchten (gemäß Joh. 16, 12). So verfaßte Leo noch im Jahre 1523 eine deutsche Taufformel für „Taufen von Kindern Schwachgläubiger", worin der Gebrauch des geweihten Salzes und Oeles, sowie etwas von Exorcismus (Bescheltung oder Austreibung des Teufels) noch beibehalten war. Auf den Wunsch Vieler gab er sie heraus; verwahrte sich aber auf's nachdrücklichste gegen Mißdeutung. „Alle Gläubigen Christi, hebt er sein an alle frommen Kirchendiener gerichtetes Vorwort an, sollen sich befleißen des einigen und ewigen Gotteswortes, welches unsre Leuchte und Fackel ist, die uns in allem Irrsal und aller Finsterniß vorleuchtet. Wer diesem Lichte folgt, der wandelt nicht in der Finsterniß, sondern hat das Licht des Lebens. Ich habe aber gesehen, daß viele sind in unserer Kirchgemeinde, die dem Worte Gottes anhangen, aber noch so schwach sind, daß sie die lange eingedrungene Gewohnheit und Irrsal, so man bei der Taufe bis anhin gebrauchte, sowie Andres, nicht so eilends und schnell ganz lassen können noch wollen, und daß, wofern man sie da übereilen wollte, nicht geringe Verletzung, ja Auflehnung zu besorgen wäre. Es geht ihnen, wie denen, die lange Zeit in einem finstern Kerker gelegen; werden sie heraus genommen, so mögen sie den Glanz der Sonne und des Tages nicht ertragen; deshalb führt man sie nicht eilends an das Licht, sondern an einen dunkeln Ort, nicht daß sie allezeit in der Dunkelheit sein und bleiben sollen,

sondern nur so lange, als sie die Helligkeit nicht ertragen mögen. .... Das hat mich auch bewogen, für solche Schwache dies zu machen; nicht daß ich der Meinung wäre, daß sie Solches für und für gebrauchten und beibehielten, sondern daß ich sie nicht eilend von allen Dingen abstieße und verwildete (erbitterte). Und all mein Sinn, Ernst und Fleiß hat sich darauf gerichtet, daß ich die Ehre Gottes fördern und Viele in Christo erbauen wollte. Dieses meines Sinnes Zeuge ist mein Herr Christus Jesus, dem alle Herzen offenbar sind; hab' ich hierin etwas gesündigt, wolle er mir's verzeihen. .... Lieber wollte ich, daß diese Nebendinge kommlich hinweg gethan würden, wofern es sein könnte, und in der christlichen Versammlung die Taufe und Anderes nach der Einsetzung und dem Worte Gottes gehalten würde; wiewohl in diesem Büchlein nichts oder wenig sich vorfindet, das dem Worte und Geiste Gottes nicht entspräche. Daher ist's meine ernstliche Bitte an alle frommen Christen und Diener Gottes, daß sie sich allein an das lautere Gotteswort halten mögen hierin und in Anderem, damit wir bei dem rechten Licht und Wege bleiben. Wo man aber für die Schwachen (um Auflehnung und Unruhe zu vermeiden) dies und Anderes, was von Menschen gemacht ist, brauchen muß, da brauche man es eine Zeit lang als eine Speise der Kranken und Blöden; man ermahne aber die Schwachen auf jede Weise, damit sie nicht bei diesem verharren, sondern immer mehr zur Vollkommenheit erwachsen mögen und das wahre Licht des Gotteswortes ergreifen; und alsdann verbrenne und zerreiße man dieses und Anderes, was nicht im Worte Gottes gegründet ist. Wo man aber kann, da gebrauche man dieses Büchlein gar nicht und bleibe bei der Form, die Christus zum Taufen gegeben hat, da er sprach: Taufet sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Hier bitte ich Gott, daß er uns Allen solche Gemüther verleihe, daß wir alle Dinge nach seinem Worte thun und halten, damit seine Ehre gefördert, der Glaube an ihn gemehrt, sein Name geehrt, der Starke gewahrt, der Blöde vervollkommnet und befestigt, christliche Liebe und Brudertreue gepflanzt werde und gedeihe. Friede und Gnade wünsche ich allen Frommen von Gott unserem Vater durch Jesum Christum, unseren einigen Erlöser und Mittler!"

Man sieht, wie vorsichtig und ernstlich sich Leo, während er Vielen den Uebergang aus dem bisherigen Cultus in den einfacheren, ächt christlichen zu erleichtern bemüht war, gegen Beibehaltung dieser seiner Form zum Voraus verwahrte, damit ja nicht, wie es in ähnlichen Fällen so leicht geschieht, eine Formel, die bloß zeitweise gelten sollte, bei eintretender Erschlaffung sich bleibend festsetze.

In Kurzem ging sein Wunsch in Erfüllung; schon im Jahre 1525 finden wir in Zürich eine Taufform im Gebrauche, aus der alles Unevangelische entfernt war.

Noch ist zu beachten, wie Leo in seinem eben angeführten Vorwort auch auf Anderes hindeutet, was ebenfalls noch unevangelisch sei, auf Solches, das er nicht nennt, wobei ohne anders vornehmlich die Entstellung des heil. Abendmals durch die Messe zu verstehen ist, rücksichtlich deren Zwingli wie bekannt die äußerste Vorsicht beobachtete (s. Pestalozzi, Bullinger, S. 26). Dieser Punkt, wie die Frage über die Bilder wurde in dem zweiten zürcherischen Religionsgespräche, im Oktober 1523, behandelt. Hier erscheint Leo Judä durchaus und allein als Zwingli's steter Gefährte. Er widerlegt bei diesem Anlaß insbesonders die Irrlehre, als ob das Abendmal ein Opfer sei, das wir Gott darbringen würden; er zeigt, daß die Alten, auf die man sich bezogen hatte, dasselbe nicht in dem Sinne ein Opfer nennen, den man jetzt damit verbinde, als ob wir Christum opfern würden, daß vielmehr ein Gregor, Ambrosius, Augustin und Johannes Chrysostomus, die er auch gelesen habe, obwohl der Letztgenannte sich drehe und winde, gemäß Hebr. 9, 12. anerkennen, daß Christus sich Ein Mal für unsere Sünden zum Opfer gebracht habe. Am Schlusse der ganzen mehrtägigen Verhandlung bat Leo seine lieben Brüder in Christo, um Gottes willen ihm zu verzeihen, falls er etwa ein ungeschicktes Wort sollte gesprochen haben, und ermahnt sie, „ohne Unterlaß dem Worte Gottes obzuliegen und es den ihnen Anvertrauten fest zu predigen und vorzuhalten nach dem einfachen Sinne Christi zur Besserung und nicht zur Böserung. Also will ich, setzt er todesmuthig hinzu, ob Gott will, unverrückt beim Worte Gottes bleiben und mein Leben dafür lassen! Menschen mögen wohl den Leib verderben, aber die Seele nicht!“ Ebenso mahnt Leo die Obrigkeit, „fest, wie Christen gebührt, bei Gottes Lehre zu bleiben und sein Wort zu schirmen.“

Noch wurde freilich die Messe nicht sofort abgestellt; auch Leo mußte noch fortfahren bisweilen Messe zu halten, „aber es sprang, wie sein Sohn sagt, täglich ein Reif ab, bis daß das ganze Papstthum von selbst zerfiel.“ Indeß gab es noch manchen Anlaß, Langmuth und standhaftes Gottvertrauen zu bewähren. So schreibt Leo im Mai 1524 an Vadian: „Das Frohnleichnamsfest ist durch Rathsbeschluß abgeschafft. Ueber Messe und Bilder wird in dieser Woche im Rathe verhandelt und hoffentlich dem Worte Gottes gemäß, wenn nicht etwa die Macht der Gegner so groß ist, daß sie Christum in der Geburt erdrücken; doch wenn dies geschieht, hoffen wir, er stehe nur desto glorreicher dereinst wieder auf.“ Gegen Ende desselben Jahres meldet er seinen Verwandten zu Berken (Bergheim) im Elsaß, „die

Bilder seien aus den Tempeln entfernt, die Klöster aufgethan; der Gelderwerb aus der Messe sei auch dahin, wiewohl man noch etwa Messe halte für die Blöden;" das Blut treuer Bekenner des Evangeliums, der Männer von Stammheim, sei kürzlich zu Baden im Aargau geflossen um Christi willen.

Noch im April des folgenden Jahres schreibt der jugendlich eifrige Bullinger von Kappel aus hinsichtlich der Messe an Leo: daß Leo Verfolgung um der Wahrheit willen fürchte, halte er zwar für gar nicht möglich, er sei überzeugt, daß Leo nach dem Vorbilde der Apostel darob sich freuen und frohlocken würde; aber er solle doch ganz mit dem Götzendienst brechen, eingedenk dessen, was die Offenbarung St. Johannis den Götzendienern androhe. In der That wurde unter Leo's Mitwirkung die Messe noch im nämlichen Monate ganz abgeschafft und am hohen Donnerstage (1525) zum ersten Mal das heil. Abendmal nach der Einsetzung des Herrn begangen.

Bei dieser Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse ergab sich für Zürich auch das Bedürfniß ein eigenes Ehe- und Chorgericht aufzustellen, um die vorkommenden Fälle in evangelischem Sinne erledigen zu lassen. In diese Behörde, welche aus drei Geistlichen, zwei Mitgliedern des kleinen und zweien des großen Rathes bestand, wurde Leo sofort bei ihrer Errichtung gewählt, im Mai des Jahres 1525, und blieb darin bis an sein Lebensende; er war fortwährend eines ihrer bedeutendsten Mitglieder. In seinen Grundsätzen über Ehescheidung schloß er sich an die Ansichten Zwingli's sowie auch des Erasmus an. Sehr viel blieb dabei dem Ermessen des Richters anheim gestellt. Eine Anzahl von Schreiben Leo's bekunden, mit welchem lebendigen Eifer und Ernst er dieses schwierige Amt verwaltete.

Ueberall finden wir Leo in dem großen Kampfe wider die Finsternisse des Papstthums an Zwingli's Seite eifrig wirksam, „als seinen lieben Bruder und getreuen Mitarbeiter im Evangelio Jesu Christi" (wie dieser selbst ihn nennt), theils mündlich, theils, so weit es ihm gegeben war, auch durch Schriften. Im Jahre 1524 bestritt er und Zwingli die Schrift des Johannes Raidbach von Feldkirch, welche den charakteristischen Titel führte: „Eine christliche Meinung von den Werken der Menschen, wie man die vor Gott nützlich und verdienstlich machen soll." Durch ein besonderes Schriftchen widerlegte Leo zu Ende desselben Jahres auf Zwingli's Bitte den Angriff des Matthias Kretz in Augsburg auf Aeußerungen, welche Leo bei der Disputation in Zürich gethan. *) Er

*) Matthias Kretz war 1541 Dekan in München und baierischer Abgeordneter beim Collegium zu Regensburg.

betitelte seine Gegenschrift: „Christliche Widerfechtung wider M. Kretzen antichristliche Messe und Priesterthum.“ Es schmerzt ihn des Gegners Verblendung und daß Augsburg durch seine irrige Lehre solle verführt werden. Betreffend den von Pfaffen, Mönchen und Nonnen um Geld verrichteten Chorgesang sagt er, mit Unrecht nenne ihn Kretz ein Lob Gottes, eher möchte er Gott eine große Schmach sein. Denn „er geschieht von Menschen gezwungen, aus Begier des Lohnes und Soldes, ohne Andacht, ohne Verstand, mit großem Verdruß und Fahrlässigkeit. Was aus dem Geiste Gottes geht, das ist frei, ungezwungen, aus Liebe, mit süßer Frucht des innerlichen Menschen, mit süßem Trost, mit aufgerichtetem Gemüth in Gott, mit herzlichem Sinnen und Begier des Herzens ..... Die Päpstler aber zwingen alle Menschen zu beten auf die und die Zeit, so und so viel, so und so lang, und wie es ihnen beliebt ..... Die Kinder Gottes werden durch den Geist frei geführt, und lieblich (durch die Liebe) getrieben zu beten d. i. mit gewisser Hoffnung zu Gott zu rufen als zu einem Vater, ungezweifelt er werde sie nach seiner Verheißung erhören.“ Wir spüren die warme, lebendige Innerlichkeit von Leo's Gottesverehrung gegenüber dem öden, äußerlichen Ceremoniendienste.

Ueberdies war Leo stets bereit, Zwingli's einschneidende reformatorische Schriften aus dem Lateinischen ins Deutsche oder aus dem Deutschen ins Lateinische zu überfetzen; kein Dienst solcher Art war ihm zu geringe, der zur Ehre des Herrn, zur Förderung der heil. Sache gereichen konnte; er that in Demuth freudig, was er vermochte.

Als die oberste Landesbehörde des Kantons Appenzell im Juli des Jahres 1524 ein Religionsgespräch anordnete, an welchem von jeder Seite drei gelehrte Männer Theil nehmen sollten, und sich dazu von Zürich Zwingli oder Leo Judä erbat, erhielt Leo den Auftrag, begleitet von einem Mitgliede des Rathes hinzureisen, mußte indeß, da die Gegner der Reformation die Abhaltung dieser Disputation zu hintertreiben wußten, unverrichteter Sache umkehren. Er ließ sich aber bewegen auf der Heimreise in St. Gallen zu predigen und stärkte die Brüder daselbst durch Ermunterung zur Standhaftigkeit im Glauben.

5. Leo's Theilnahme am Kampfe gegen die Wiedertäufer. Beziehungen zu Erasmus und Luther.

Auch in andern Kämpfen, die noch weit schwieriger und mühseliger waren als der gegen die eingewurzelten Verderbnisse der Kirche, sehen wir Leo mit völliger Entschiedenheit Zwingli treu und beharrlich zur Seite stehen.

Am gefährlichsten war unstreitig die Bekämpfung der stürmischen Dränger, denen es stets vorkam, man gehe in der Reformation zu langsam und zu wenig durchgreifend zu Werke, die daher unablässig verlangten, man solle einzig dem Geiste folgend, gemäß der Schrift eine „reine Kirche" herstellen aus lauter wahrhaft Bekehrten. Schon seit dem Sommer des Jahres 1523 ließen sich solche Stimmen hören. Bedeutende Männer, zum Theil Gelehrte und bisherige Freunde Zwingli's, wie Simon Stumpf, Conrad Grebel, Felix Manz neigten sich dazu hin und schlossen sich immer mehr zu einer Partei zusammen, welche denn in Kurzem (seit 1525) als die Sekte der „Wiedertäufer" auftritt. Weit geflissentlicher als Münzer und seine Genossen in Deutschland beriefen sie sich in Allem auf die Schrift. Mit Rücksicht auf diese sprach Leo schon am Schlusse des zweiten Religionsgespräches (am 28. October 1523) die Warnung aus: „Und ihr, die ihr der Schrift verständig seid, wollet doch Gottes Wort nicht zu Zank, wie denn Etliche thun, nicht zu Hochmuth, sondern zu Einigkeit und Besserung euerer Sitten und des Nächsten gebrauchen!" Allein vergeblich. Ebenso war umsonst, daß Vadian im Dezember desselben Jahres seinem Schwager Conrad Grebel schrieb: „er solle sich doch kommlicher Schicklichkeit befleißen gegen Zwingli und Leo, nicht so anstimmig oder kämpfig sein, in Betracht, daß sie die seien, welche das Wort der Wahrheit zu fördern beflissen seien und daß sie doch überhaupt nicht Alles das jählings ausstoßen und abthun können, was so viel Jahre lang in Mißbräuch gekommen ... Die Taufe werde mit der Zeit ohne Zweifel eben so wohl wie Anderes dem Worte der Wahrheit entsprechend geordnet."

Immer drohender wurde die Lage der Dinge, zumal im Frühling und Sommer des Jahres 1525 der Bauernkrieg in weitem Umkreise aufloderte. An Vadian nach St. Gallen schreibt Leo am 8. August 1525: „Trefflich ist's, daß bei euch durch Rathsbeschluß die Frechheit der Wiedertäufer gedämpft worden. Wir, sei's unsrer Sünden wegen, sei's wegen der Gelindigkeit, um nicht zu sagen Nachlässigkeit unsrer Regierung, kämpfen täglich mit diesen unsern schrecklichsten Ungeheuern und doch, glaube ich, wird der Kampf nie ein Ende haben. So ein entsetzliches Unheil ist der Hader und Starrsinn der Gleißner, zwei Uebel, die alle Liebe, worin doch das wahre Christenthum besteht, vernichten und von Grund aus vertilgen. Ein Geringes war es und nicht eben gar schwer, den Antichrist aus seinem Reiche zu vertreiben, die sophistischen Spitzfindigkeiten (der papistischen Gegner) zurück zu weisen und den Widersprechenden den Mund zu stopfen; denn sobald man die Fackel des göttlichen Wortes zu jenen Verfinsterungen herzu brachte, mußten sie

alsbald wie Rauch vergehen. Mit denen aber ist der Kampf härter und weit am schwersten, welche gerade mit dem Lichte Finsterniß verbreiten und beim hellsten Leuchten des göttlichen Wortes den Geist des Wortes verdunkeln. Aber je den Besten lauern ihre Fehler auf und über den guten Samen säet der Feind Unkraut; Herodes sucht Christum, da dieser noch klein ist, im Keime zu tödten. Auch den Aposteln fehlte es an Lügenpropheten und an falschen Brüdern nicht, die der nur erst erblühenden Kirche lästig fielen, wie sie in ihren Episteln klagen, um uns recht sorgsam zu verwahren.... Der gütige Gott verleihe uns den Geist der Wahrheit und der Sanftmuth und zugleich einen festen Sinn, damit wir den Uebeln, die wir zu tragen haben, gewachsen seien!"

In diesem milden, aber zugleich festen Sinne sehen wir nun Leo wirken ungeachtet seiner angebornen Milde und Freundlichkeit. Als im Jahre 1526 der Pfarrer von Waldshut, Balthasar Hubmeier, der sich nach Zürich geflüchtet und hier ins Gefängniß gelegt worden, meinte, er würde Leo eher für sich gewinnen können als Zwingli, mußte er erfahren, daß er sich in dieser Voraussetzung völlig täuschte; doch sorgte man dafür, daß er den Händen der Oestreicher, die seine Auslieferung zur Verbrennung verlangten, entrinnen möge.

Im Gegensatz zu diesen stürmisch Drängenden war Leo Judä gleich Zwingli weit davon entfernt, die ächte geschichtliche Entwicklung des christlichen Geistes zumal die der ersten Jahrhunderte der Kirche, welche das ursprüngliche Evangelium reiner bewahrt und sich treuer an den Inhalt der heil. Schrift gehalten hatten, gering zu achten. Inmitten jener Kämpfe wuchs seine Erkenntniß, wie er denn bei Anlaß von Forschungen in den älteren Kirchenvätern im Dezember 1525 nach Kappel an Bullinger schreibt: „Wir dürfen uns Glück wünschen und müssen unserem himmlischen Vater Dank sagen, der uns tagtäglich mehr Licht gibt und unsre Einsicht mehrt. Denn wer hat je zuvor so klar, so offen das verkündigt, was unser Zwingli, freilich aus Eingebung des göttlichen Geistes, so gelehrt und treffend ans Licht gebracht hat. Ich einmal scheue mich nicht, völlig meine Unwissenheit zu bekennen und zwar aufrichtig .... Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns von den Irrthümern und den dichtesten Finsterniſſen in das wahre Licht hinüber geführt hat; er erlabt so unsre Gemüther, daß wir nirgends von ihm hinweg in die alten Irrsale zurück gleiten mögen." Zwingli, der gleich ihm nicht müde wurde wie die heiligen Schriften so auch die Kirchenväter immer tiefer zu ergründen, bezeichnet er bei diesem Anlaß als „einen Mann von feinem Urtheil und im Abwägen der Aussprüche der Alten (der Kirchenväter) äußerst scharfsichtig."

Um so mehr mußte es Leo schmerzen, daß Zwingli um der Herstellung des einfachen lauteren Evangeliums willen nicht bloß von den Anhängern des Papstthums und von den Wiedertäufern befeindet, sondern außerdem noch von zwei Seiten her verkannt wurde, gerade von Solchen, von denen man noch vor Kurzem am ehesten Zustimmung und Beihülfe hätte erwarten dürfen. Einestheils nämlich widerfuhr ihm solche Verkennung von Seiten des in Basel wohnenden Erasmus von Rotterdam, der für den ersten Gelehrten seiner Zeit galt, dem Leo selbst, sowie Zwingli und Hunderte von strebsamen Männern manche Anregung zu wissenschaftlichen Studien insbesondere zur Schriftforschung zu verdanken hatten, der auch öfter als Gönner der evangelischen Sache an Zwingli geschrieben hatte und nun doch nicht für die Reformation einstand, sondern allmälig immer spürbarer den wirklichen Reformatoren entgegen arbeitete. Andern Theils geschah Zwingli dasselbe von Seiten Luthers, dessen erste Schriften Leo so freudig begrüßt hatte. Es war zu Ende des Jahres 1525, daß der unglückselige Zwist mit Luther sich immer mehr steigerte, indem dieser meinte, wegen der Abweichung in der Lehre vom Abendmal müsse entweder Zwingli oder er selbst des Teufels sein; auch im folgenden Jahre wurde die jämmerliche Entzweiung, genährt durch eine Reihe von Streitschriften, immer größer, während zugleich der Kampf gegen die römisch Katholischen eben jetzt in der Schweiz auf's ernstlichste entbrannte, da diese auf Eck's und Faber's Betrieb auf den Mai 1526 eine Disputation nach Baden (im Aargau) anordneten und selbst Erasmus dazu einluden.

Wie sehr verlangte Leo darnach, den Zwiespalt, der die evangelisch Gesinnten trennte, aufheben oder doch mindern zu können! Sehnlich wünschte er solche Männer wie Erasmus und Luther nicht wider sich zu haben, sondern sie im Einklang mit Zwingli an der Förderung des heil. Evangeliums arbeiten zu sehen, in deren früheren Schriften ja so manche Aeußerungen vorkamen, welche mit schlichter, schriftgemäßer Lehre vom Abendmal so sehr zusammen stimmten. Was konnte dienlicher sein sie zur brüderlichen Anerkennung Zwingli's und dessen, was er unumwunden vortrug, zu vermögen, als wenn man ihnen aus ihren eigenen Schriften darthat, daß sie, bevor der Streit über das Abendmal sich entzündet habe, selbst der geistlichen Gegenwärtigkeit und dem geistlichen Genießen Christi Alles beimaßen. Leo that dies in einer kleinen Schrift, die im April des Jahres 1526 erschien unter dem Titel: „Des hochgelehrten Erasmus von Rotterdam und des Luthers Meinung vom Nachtmal unsers Herrn Jesu Christi." Damit dieses Schriftchen desto unbefangener aufgenommen werde, gab er es ohne seinen Namen heraus in Form eines Briefes von Ludovicus Leopoldi, Pfarrer

zu Leberau, an Kaſpar Nagolt, Bürger zu Nördlingen. „Wie ich aus deinem Schreiben erſehe, heißt es gleich zu Anfang, biſt du ſchwer bekümmert über den großen allerwärts obſchwebenden Zwieſpalt in Betreff des Abendmals, vornehmlich aber darüber, daß die zwei hochberühmten Männer, Erasmus und Luther (auf die ich erſtlich viel baute) jetzt mit Andern in dieſer Sache nicht eins ſeien, da doch dieſe zwei ſo viel als Anfänger der rechten Lehre geweſen, indem jener lateiniſch die Mißbräuche des Papſtthums und aller menſchlichen Tradition gar höflich in allen ſeinen Schriften angerührt, dieſer ſie tapferer und öffentlich auf deutſch angegriffen habe. Du begehrſt von mir Beſcheid; ich ſage kurz: Wer im rechten Glauben wohl gegründet iſt, den irren dieſe Späne wenig! Doch daß ich dir zu Willen ſei, will ich dir meine Meinung ſagen."

Erasmus nennt an manchen Stellen das Abendmal ein Symbol d. i. ein bedeutſames Zeichen; ferner ſagt er: „Begehſt du dieſes Mal und befleißeſt du dich das zu ſein, was das Genießen bedeutet, nämlich Ein Geiſt mit dem Geiſte Chriſti, Ein Leib mit dem Leibe Chriſti, ein lebendiges Glied ſeiner Gemeinde, haſt du nichts lieb denn in Chriſto, achteſt du alle deine Güter als allen Menſchen gemein, drückt dich der Schaden und Unfall des Nächſten wie dein eigener: nun dann gehſt du mit Frucht zu dieſem Abendmal, nämlich geiſtlich ... denn dies Sakrament iſt nichts anderes als ein Wiedergedächtniß des Todes Chriſti. So geh nur in dich ſelbſt, erforſch dich ſelbſt inwendig in allen Ecken, durchſuch dein ganzes Leben, deine Werke, deine Worte, deine Gedanken, deine Anſchläge, deinen ganzen Wandel, ſieh, wie du der Welt abgeſtorben ſeieſt; beſitzt dich der Zorn noch ganz, Ehrgeiz, Geldgeiz, Wolluſt, Neid, Haß, ſo biſt du weit, weit vom Sakrament, ob du gleich den Altar anrührteſt. Chriſtus iſt für dich geſtorben, ... ſchlacht und opfre dich ſelbſt dem, der ſich für dich ſeinem Vater dargebracht hat." Erasmus werde wohl jetzt noch, fügt Leo hinzu, dieſer Meinung ſein; denn dieſe ſei dem Glauben und dem Worte Gottes gemäß; wäre er anderer Meinung geworden, ſo würde er's beſonders im jetzigen Zeitlauf wohl offenbar machen; Menſchenfurcht ſollte ihn doch nicht davon abhalten.

Sodann wird ebenſo aus Luther's Schriften, zumeiſt aus ſeiner Beſtreitung der Meſſe dargethan, wie auch er nicht der Meinung ſein könne, daß im Brod Fleiſch und im Wein Blut ſei; dasſelbe folge aus ſeiner Verwerfung des ſichtbaren und äußerlichen Prieſterthums im neuen Bunde; er ſage unter andern von Chriſti Einſetzung des Abendmals: „Chriſtus, da er ſolches befohlen hat, daß wir's zu ſeinem Gedächtniß thun ſollten, will nichts Anderes, als daß wir die göttliche Verheißung und Zuſage mit ſeinem Pfande öfter wieder uns einprägen und in's Gedächtniß bringen ſollen, damit

unſer Glaube gemehrt und geſtärkt werde, der nimmermehr genugſam mag geſtärkt werden;" ebenſo ſchreibt Luther anderwärts: „Paulus ſpricht im Briefe an die Römer: Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, und ſpricht nicht: Die Sakramente werden mit dem Leibe genommen zur Gerechtigkeit;" Luther wolle dort beweiſen, daß die Sakramente im neuen Bunde keine Gnade geben, wie die Sophiſten geſprochen haben, ſondern allein der Glaube Gnade gebe. Er ſage eben daſelbſt: „Wer da ißt das Brod, und den Wein trinkt, der muß feſt glauben, daß der Leib Chriſti nicht allein für Andere dahin gegeben ſei, ſondern auch für ihn, und daß das Blut Chriſti für ihn vergoſſen ſei zur Abwaſchung der Sünde, oder er verſpottet Gottes Verheißung und ißt ſich ſelbſt das Gericht;" und bald nachher ſchreibe er: „Weder die Sakramente im alten noch die im neuen Bunde machen den Menſchen fromm und gerecht, ſondern allein der Glaube." Dies bewähre Luther mit der Schrift.

Allerdings, fährt Leo fort, gebe es bei Erasmus und Luther auch Stellen, die einen andern Sinn haben können. „Sagen ſie, es ſei da gegenwärtig und werde da gegeſſen der Leib und das Blut Chriſti, ſo ſpreche ich alſo: Sofern ſie dieſe Worte im rechten Sinne und nach Art des Glaubens und göttlicher Schrift (denn ſo ſollen alle unſre Reden und Meinungen geſtaltet ſein) verſtehen und auslegen laſſen, ſo iſt es wahr und dem Frühern nicht zuwider. So wir das Abendmal nach dem Geheiß und Befehl Chriſti begehen und mit rechtem Glauben das bedeutſame (bedeutliche, ſinnbildliche) Brod eſſen und den bedeutſamen Wein trinken, ſo eſſen wir das Fleiſch Chriſti (verſteh', im Geiſte, durch den Glauben) und trinken ſein Blut. Alſo iſt der Leib und das Blut gegenwärtig und wird gegeſſen, aber nicht leiblich, ſondern geiſtlich. Ja, ich will weiter reden: Der Leib iſt im Brode und das Blut im Weine, aber als ein Zeichen, wird dargeſtellt und abgebildet, das heißt: der Leib Chriſti iſt nicht weſentlich und leiblich im Brod noch das Blut im Weine; denn das verträgt ſich nicht mit dem Glauben und der heiligen Schrift, ſondern er iſt darin wie dein Gemahl im Ringe iſt, den er dir zurück gelaſſen hat; denn ſo oft du den Ring anſiehſt, ſo iſt dir inwendig im Herzen dein Gemahl gegenwärtig. Sofern nun Luther oder Erasmus dieſes Sinnes ſind bei ihren Worten, ſo bitt ich ſie um Gottes willen, daß ſie es tapfer heraus ſagen, ſo kommt die Welt zu Ruhe; denn ſind ſie des Sinnes (wie ich mich deſſen verſehe), ſo wird zwiſchen Erasmus, Luther, Zwingli, Oekolampad, Carlſtadt, Capito, Butzer, ja allen Gläubigen kein Span noch Zwietracht mehr ſein. Nun will ich glauben, ſie ſeien des Sinnes, und die Welt wollte es nur nicht verſtehen; denn der Hader blendet uns oft die Augen. Dazu aber, zu

glauben, dies sei ihr Sinn, bewegt mich das, daß dieser Sinn allein der ganzen Schrift und dem Worte Gottes gemäß ist. Nun lese ich aller Lehrer Bücher und Schriften, allein sofern sie dem Glauben und dem Gottesworte nicht zuwider sind. Da ich nun dies in ihren Büchern gefunden, so verstehe ich's und lege es aus nach des Geistes und Glaubens Art und denke, auch sie seien des Sinnes, besonders da Melanchthon über Johannes und Bugenhagen zum Psalter klar und lauter schreiben: der Leib und das Blut Christi mögen nicht anders als geistlich und im Glauben genossen werden. Deshalb denk ich, die Wittenberger seien wohl alle solchen Sinnes. Daher wird auch weder Luther noch irgend jemand von den Seinen mir diese Auslegung verargen können. Und obwohl vielleicht in etlichen Schriftchen von Luther Anders geschrieben wäre, das diesem widerspräche, so will ich aus christlicher Liebe dies auch im Besten verstehen, denn wer ist, der nicht auch zu Zeiten etwa irre und dann wieder umkehre?

Sollten sie aber, es sei Erasmus oder Luther, der Meinung sein, im Brode sei wesentlich und leiblich Fleisch und Blut Christi und werde leiblich gegessen, so sag ich unverholen, daß (wie hoch sie auch seien) ihre Meinung und Lehre dem Worte Gottes, dem Glauben, der Natur und allem Verstand zuwider ist; denn eher muß der Glaube und die ganze Schrift brechen, ehe der Leib Christi, der zur Rechten Gottes sitzt, leiblich und wesentlich im Brode sei. Drum, liebster Bruder, laß Dich solchen Zank nichts anfechten, unter den Rechtgläubigen ist der Dinge halb kein Span noch Zank; der Gläubige weiß wohl, was seine Seele speist und tränkt."

Man sieht, welche köstliche Aussicht auf eine allgemeine Verständigung aller evangelisch Gesinnten Leo bei der Abfassung dieser Schrift vorschwebte, und wie er sich alle Mühe gab die allfällige Differenz zu beseitigen und zu übersehen, dagegen das Gemeinsame hervor zu heben, um die gegenseitige Annäherung und die völlige Vereinigung oder Verständigung möglichst zu erleichtern. Allein der Erfolg entsprach begreiflich, wie meist in ähnlichen Fällen, seinem edlen Streben keineswegs. Luther nahm es übel auf und Erasmus, der mit Luther durchaus keine Gemeinschaft haben oder anerkennen wollte, zeigte sich noch weit unwilliger. In einem Schreiben an die eidgenössische Tagsatzung zu Baden beklagte er sich auf's Bitterste über dieses Schriftchen, als ob es bloße Thorheit und unverschämte Fälschung des aus seinen Schriften Angeführten enthielte; für aller Ketzer Fürst wolle er sich halten lassen, wofern in seinen Schriften nur Eine Stelle gefunden werde, aus der sich ergebe, daß er anders halte vom Sakrament, als die allgemeine (katholische) Kirche dasselbe

bisher dargestellt habe. Er weis't sogar darauf hin, daß er den Verfasser, welcher seinen wahren Namen verhehlt habe, der Todesstrafe für werth halte.

Leo sah sich dadurch veranlaßt offen hervor zu treten, und zwar um so mehr, da Erasmus irrthümlich den zürcherischen Professor Conrad Pellican, der ihm in früheren Zeiten nahe gestanden, beargwöhnte. Er dachte anfangs auf eine stärkere Sammlung von Beweisstellen aus Erasmus Schriften, begnügte sich aber mit einer kurzen deutschen Rechtfertigung. Er zeigte, wie unbillig Erasmus sich so sehr darüber beschwere, daß er seinen Namen zuvor nicht genannt habe, das sei ja nichts Seltenes oder Unerhörtes; Erasmus selbst habe dies ja auch schon gethan; indeß wolle er des Erasmus bittere Scheltworte und arge Schmähungen durchaus nicht erwiedern. Er erklärt fest, er habe des Erasmus und Luthers Schriften treu und wahrhaft angeführt. Da Erasmus jede Zusammenstellung mit Luther so heftig ablehnte, so spricht er sich über das gegenseitige Verhältniß der beiden Männer hier etwas einläßlicher aus: „Erasmus hat hin und wieder in seinen Büchern Vieles geschrieben wider die Mißbräuche, Irrthümer, Aberglauben, wider das Papstthum, wider die Fürsten und ihre Tyrannei, wider die Traditionen; solche Verderbnisse und Gebrechen hat er, sage ich, vielfältig in seinen Büchern berührt, doch mit Maß, züchtiglich, mit Bescheidenheit, wie es denn jene Zeit erforderte. Er ist wie ein weiser, erfahrener Arzt, vorerst subtil und säuberlich mit der Wunde umgegangen und hat den Gebrechen abhelfen wollen. Luther aber hat eben dasselbe, was Erasmus lateinisch that, auf deutsch auch gethan, doch etwas rauher; denn es war damals auch vonnöthen. Hätte sich die Wunde durch des Erasmus gelindes Betasten heilen lassen, so hätte Luther dieses nicht nöthig gehabt zu thun. Da aber der Papst und die gottlosen Fürsten, weil es ja allein lateinisch geschrieben und mit Seide umwunden war, sich der Sache nichts annahmen, sondern in ihrem Frevel und Muthwillen, ihrer Gottlosigkeit und Tyrannei stets fortfuhren, das arme Christenvolk maßlos beschwerten, schunden und schabten und an Leib, Seele, Ehre und Gut schädigten, und die Wunde so zunahm, daß zu besorgen war, wofern man nicht auch brenne, haue und meißle, würde der ganze Leib zusammt verderben; so hat Gott den Luther verordnet, der ihnen etwas schärfer zu Leibe ging ... So hat Gott den Erasmus und Luther beide in Einem Werke gebraucht und hat jeder seinen Dienst verrichtet." Ausdrücklich bemerkt aber Leo: „Ich habe nicht gesagt, Erasmus habe Alles das zuvor geschrieben, was Luther nachmals; denn ich weiß wohl, daß Luther Manches schreibt, wovon Erasmus zuvor nicht schrieb, als: vom

Glauben, wie derselbe allein gerecht mache und wie der wahre Glaube nothwendig mit sich bringe die guten Werke, während Erasmus sagt, er verstehe dies noch nicht, und Anderes mehr, wovon hier nicht nöthig ist zu reden." Die einzelnen Punkte werden sodann gesprächsweise durch Rede und Gegenrede zwischen Erasmus und Leo erörtert. Den Schluß macht Leo's treuherziger Wunsch: „Gott der Herr verleihe ihm (dem Erasmus) die hohen Gaben wohl zu gebrauchen, in denen er viele Tausende übertrifft, und gebe uns Allen, daß wir nicht aus Zank, Haß, üppiger Ehrsucht schreiben, sondern einfältig die Wahrheit an den Tag hervor bringen, damit das Wort Gottes von allen Gläubigen rein und lauter verstanden und angenommen werde. Es bedarf die Wahrheit wenig Färbens, wenig Blümens; wir bedürfen des Scotus, der Philosophie hierzu nicht,*) sondern des einigen wahren Gotteswortes." Endlich bittet er den Erasmus und alle Gläubigen ihm diese seine nothgedrungene Antwort nicht zu verargen.

Daß aber dieser große Vorkämpfer für Wissenschaft und Schriftkenntniß dadurch nicht gewonnen wurde, vielmehr wider die dem Worte Gottes gemäß vorschreitende Reformation sich immer mehr erbitterte, ist bekannt.

6. Leo's fernere Leistungen bis zu der Niederlage bei Kappel und Bullinger's Erwählung, 1531.

Ueberall, wo es nöthig oder dienlich schien, trat Leo auch weiterhin bereitwillig an Zwingli's Seite oder statt seiner ein. Er las und beantwortete Briefe an seiner Statt und auf seine Bitte, wenn Letzterer allzu sehr von dringenden schriftstellerischen Arbeiten oder seinen übrigen zahllosen Geschäften in Anspruch genommen war. Er predigte sehr häufig im Großmünster, eben so oft als in der St. Peterskirche; „er hätte es nicht thun müssen, that's aber gerne Gott zu Ehren und zum Heile der Menschen, die schaarenweise und mit großer Begierde das Wort hörten." Nach dem 1525 erfolgten Tod des Professors Ceporin versah er nebst Zwingli die von jenem bekleidete Professur, bis im März 1526 ein Landsmann von ihm, der gelehrte, besonders im Hebräischen trefflich bewanderte Pellican, bisanhin Barfüßer in Basel, der ihm gar wohl bekannt und lieb war und zu dessen Berufung er von Herzen mitwirkte, an die Stelle des früh Verstorbenen trat. Leo las und erklärte den hebräischen

*) Er meint die Scholastik, zu deren berühmtesten Vertretern Duns Scotus (st. 1308) gehörte.

Text der Bibel, und Pellican, bemerkt, Leo, sei überhaupt der Erste gewesen, bei dem er eine hebräische Vorlesung gehört habe.

Als nach dem Osterfeste des Jahres 1528 die halbjährlichen Synoden in Zürich begannen, um zu berathschlagen, „was der Kirchendiener und der Kirche Nothdurft erfordere," waren Zwingli und Leo die beiden Präsidenten, welche jedem Pfarrer, nachdem in seiner Abwesenheit über ihn Zeugniß abgelegt worden, anzeigten, was an ihm zu loben oder zu tadeln sei, ebenso was über ihn beschlossen ward, die ferner die Berathung über die anderweitigen kirchlichen Angelegenheiten leiteten und alle Pfarrer zur gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten ermahnten.

Auch sie selbst unterlagen, gleich allen übrigen Geistlichen, der Personal-Censur; wie denn über Leo in den Synodal-Acten von 1535 steht: „Leo soll geflißner sein mit seinem Predigen, doch in anderen Geschäften abbrechen, damit er der Kirche lang möge nutz sein." Gerade die unbedingte Offenheit, mit der gegen Alle, selbst gegen Hochstehende auch Tadel ausgesprochen wurde, zeichnete jene Synoden sehr vortheilhaft aus. Worauf aber die hier angeführte Rüge sich gründete, läßt sich des Näheren nicht mehr angeben; der letzte Satz enthält offenbar eine Ermahnung an Leo, seine Kräfte mehr zu schonen.

Mußte Zwingli zeitweise von Zürich abwesend sein, so lag auf Leo die Hauptsorge für die Kirche, wie 1528 während der Disputation in Bern, im September 1529 bei dem Religionsgespräche in Marburg, im December 1529, sowie im Mai und December 1530, als Zwingli auf den Synoden zu Frauenfeld und St. Gallen war, endlich während der Kriegeszeiten im Sommer 1529 und im Spätjahr 1531. Seine Wünsche und Gebete begleiteten den Abwesenden. Er glaubte indeß selbst in kleineren Dingen seinem vielgeehrten Freunde nicht gleich kommen zu können; so schreibt er am 6. September 1529, während Zwingli's gefahrvoller Reise nach Hessen, an A. Blaarer nach Konstanz: „Etliche Tage war der Ueberbringer dieser Zeilen hier bei uns, von der Ulmer Kirche abgeordnet, um, wie er sagt, die Sitten und Gebräuche anderer Kirchen zu sehen und zu Hause zu melden. Daher empfehle ich ihn euch im Namen Christi und seiner Kirche. Zwingli hätte dies gethan, ohne anders freilich mit mehr Anmuth und Würde, wenn er da wäre. Allein er ist am 3. dieses nach Marburg gereis't auf den Ruf des Fürsten von Hessen. Wir müssen Gott bitten, er möge die Sache so freundlich leiten (so temperiren), daß seines Wortes Wahrheit Allen hell entgegen leuchte. Wir hoffen aber, diese Disputation oder Conferenz werde der Kirche von allgemeinem Nutzen sein."

Immer mehr stieg indeß, nachdem Bern, Basel, St. Gallen, Schaffhausen u. s. w. sich der Reformation angeschlossen hatten, die

Spannung zwischen den Eidgenossen, von denen die eine Partei unter Zwingli's Anführung freie Predigt des göttlichen Wortes durch die ganze Eidgenossenschaft hin begehrte, die andere in der Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche allein das Heil sah. Die unaufhörlichen Reibungen, die täglichen Kränkungen und Scheltungen wurden so arg, der gegenseitige Haß so furchtbar, daß ein Krieg unvermeidlich, ja endlich sogar wünschenswerther erschien als ein solcher Zustand. Leo stimmte hierin völlig mit Zwingli überein, auch dann, als im Juni 1529 Zürich's wohl gerüstetes Heer durch eine eilige Friedensvermittlung sich plötzlich zum Stillstand hatte bewegen lassen und ein Friede erlangt wurde, der zwar der Reformation in gewissen Beziehungen Vorschub leistete, allein doch nicht genügte, und der den römisch Katholischen immerhin freien Spielraum gewährte, die Predigt des göttlichen Wortes und die Freunde derselben in ihren Gebieten zu unterdrücken. Als trotz des geschlossenen Friedens die Reibungen der Parteien sich erneuten und immer heftiger wurden, so daß man beiderseits abermals zu feindseligen Schritten kam, hielt auch jetzt wieder Leo gleich Zwingli kräftiges Handeln, selbst eine Entscheidung durch die Waffen für heilsamer als die unerquickliche Maßregel einer Sperre der Lebensmittel, die zwar durch das Friedensinstrument den evangelischen Ständen eingeräumt war, das Uebel der Zwietracht aber nur ärger machte. Doch umsonst war Beider Dringen auf entschiedenes Durchgreifen. Die Umtriebe geheimer Gegner, sowie die Lässigkeit Verbündeter führte die unheilvolle Sperre herbei und diese den plötzlichen Einfall der römisch-katholischen Orte in's zürcherische Gebiet, deren zahlreiches Heer am 11. October 1531 der eilig zusammen gerafften Mannschaft Zürich's die verhängnißvolle Niederlage bei Kappel beibrachte.

Nun, da Zwingli und eine bedeutende Anzahl der treusten Gönner und Freunde der Reformation gefallen war, erfolgte ein starker Umschlag. Die Reaktion hob ihr Haupt hoch empor. Zwingli's Freund gewesen zu sein, erschien jetzt fast als ein Verbrechen. Gegenseitige Anschuldigungen hörte man unter den aus der Schlacht Zurückkehrenden, feindselige Reden ließen sich vernehmen gegen Alle, die zum Kriege geneigt gewesen, Flüche und Verwünschungen insbesondere gegen die Prediger des Evangeliums, als ob sie die Störer des Friedens, die Urheber alles Unheiles wären. Auf Leo, als dem Zwingli zunächst Stehenden, wälzte man unter den noch Lebenden die schwerste Schuld. Der zürcherische Hauptmann Hans Escher, ein betagter und sehr beredter Mann, den man „seiner wilden Geberden und Sprüche halb" insgemein Klotz Escher nannte — derselbe, der bald den Oberbefehl über Zürich's ganzes Heer erlangte — drohte, sobald er heim komme, wolle er den Pfaffen

Leu erstechen. Deshalb fiel, als er in Zürich einritt, der Rathsdiener Heini Foster seinem Pferde in den Zügel und forderte von ihm im Namen des Herrn Bürgermeisters ein Friedensversprechen in Betreff Mstr. Leu's. Deß weigerte er sich lange und gab viel böse Worte; als aber der Zulauf von Bürgern groß ward, mußte er Friede zusagen. Indeß war die Zerrüttung in der Stadt so entsetzlich und die Drohungen gegen Leo so heftig, daß er in seiner Pfarrwohnung dennoch des Lebens nicht mehr sicher war und den Freunden ernstlich für ihn bangte. Daher kamen in einer Nacht etliche achtbare Bürgersfrauen in sein Haus und baten ihn dringend sich in weibliche Kleidung zu hüllen; ihre Männer hätten sie gesandt ihm dies anzurathen, sonst wüßten sie ihn weiter nicht mehr zu retten, zu schirmen und zu erhalten. Allein nach Leo's Sinne war dies nicht. Er schickte sie fort, schnallte seinen Panzer um und schritt heldenmüthig durch die belebtesten Theile der Stadt bis in den Rindermarkt in das Haus zum Gießfaß, wo der Bäcker Jakob Sprüngli wohnte, der sammt andern ehrenwerthen Bürgern und Freunden des Evangeliums ihm jenes hatte kund thun lassen. Hier hielt er sich etliche Tage verborgen, bis das Gewitter ein wenig vorüber zog und man wieder ins Feld rückte, um nach abermaligem Mißgeschick am 16. November 1531 den schimpflichen „zweiten Landsfrieden" einzugehen (s. Pestalozzi's Bullinger, S. 66. ff.).

Leo's Herz war tief betrübt und schwer bekümmert. Ohne Unterlaß beweinte er den gefallenen Zwingli. Hatte doch er insbesondere so unendlich viel an ihm verloren, nicht nur einen lieben Freund, mit dem er durch die unersetzlichen Bande der Jugendfreundschaft verknüpft war, sondern den Mann, auf den er sich in seiner bisherigen Lebensarbeit so ganz hatte verlassen, an den er als an den unerschütterlichen Felsen und kräftig vordringenden Heerführer in dem unendlich schweren Werke der Kirchenerneuerung und der sittlich-religiösen Umbildung des Volkslebens so fest sich hatte anlehnen können. Nun gerade fehlte seine Leitung der Kirche, da diese eines schützenden Armes am meisten bedurfte. Leo rang im Gebete; er flehte vereint mit seinen trauernden Amtsbrüdern einmüthig zu Gott dem Herrn um einen andern würdigen Lehrer der Kirche und treuen Hirten der Heerde Christi. Zugleich bezeugt Pellican von ihm, daß, „je gefahrvoller der Zustand der Kirche damals war, er um so treuer, tapferer, fester und wachsamer am Steuer der Kirche Stand hielt, bis ein würdiger Nachfolger Zwingli's gefunden war."

Leo wandte sich im Auftrag der vorschlagenden Behörde an Oekolampad in Basel mit dem Ansuchen, er möchte an Zwingli's Stelle treten; dieser aber glaubte ablehnen zu müssen. An Leo selbst gelangte man mit der Bitte die Stelle zu übernehmen, allein

„er ſchlug es dem Rathe mit glimpflichen Worten ab.“ Er fühlte wohl und, wie ſich in der Folge zeigte, mit Recht, daß er dazu nicht tüchtig wäre, daß er vielmehr für den innern Ausbau der Kirche und für Leiſtungen in Einzelnem ſich eignete, nicht für die Geſammtleitung der Kirche und den viel umfaſſenden geſchäftlichen Verkehr, indem ſeine Begabung ihn vorzüglich zur unmittelbaren Einwirkung auf die Gemeinde befähigte und hinwieder in der unermüdlichen Emſigkeit ſich kund gab, mit der er befliſſen war, auf ſchriftſtelleriſchem Wege den Bedürfniſſen der Kirche zu entſprechen. Auch hätte wohl die gegen ihn obwaltende Erbitterung Vieler ſeine Erwählung zweifelhaft gemacht oder doch ſeiner Amtsführung um ſo größere Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Leo war es nun vor Allen, der die Aufmerkſamkeit auf den ihm nahe befreundeten Heinrich Bullinger lenkte, welcher am 20. November von Bremgarten, woſelbſt er Pfarrer geweſen, vor dem feindlichen Heere ſich nach Zürich hatte flüchten müſſen. Schon zu Ende des Jahres 1525 hatte er Bullinger's perſönliche Bekanntſchaft gemacht; bald war dieſe in ein inniges Freundesverhältniß übergegangen. Lebhafte Theilnahme zeigte Leo an Bullinger's erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuchen, ſchöpfte große Hoffnungen daraus für die Zukunft, bewunderte darin die Lauterkeit des Inhalts, die Schärfe des Urtheils, die klare Ordnung und ermunterte ihn zur Herausgabe, um ihn zu Größerem anzuſpornen. Er lobte im Beſondern ſeinen Fleiß im Studium der alten Kirchenlehrer. Er erbittet ſich von ihm gelegentlich Beiträge aus dem reichen Schatze ſeiner Kenntniſſe, und ſchreibt bei dieſem Anlaß (1526): „Bruder nenn' ich dich; und du ſollſt mich nicht Lehrer nennen!“ Ihn bezeichnete nun Leo dem Rathe als den Mann, welcher, obſchon jung, zu dieſem Amte ganz geſchickt ſei. Daher forderte er auch ſammt andern Freunden ihn ſofort nach ſeiner Ankunft auf, im Großmünſter zu predigen, worauf am 9. Dezember 1531 ſeine Erwählung zum Pfarrer an dieſer Kirche und damit zum Leiter der ganzen zürcheriſchen Kirche erfolgte. Bullingern widerſtrebte es freilich, dem erprobten, hoch verdienten, um zwei und zwanzig Jahre ältern Leo übergeordnet zu werden; für Leo's Lauterkeit und ſeinen wahrhaft demüthigen Sinn iſt es aber ganz bezeichnend, daß er ferne davon war, hieran auch nur im mindeſten Anſtoß zu nehmen. Sein Verhältniß zu Bullinger war das der aufrichtigſten chriſtlichen Bruderliebe. Daher ſah ſich Leo wieder in ſehr ähnlicher Stellung wie vorher zu Zwingli's Zeiten, wie groß auch der Umſchwung in der Lage des Staates und der ganzen reformirten Kirche in der Schweiz nun war. Leo befand ſich, hochgeehrt und herzlich geliebt, als treuer Freund und Gehülfe an der Seite eines Mannes, der es verſtand das gefährdete Schiff der erneuten Kirche auch in

stürmischer Zeit mit fester Hand durch Klippen und Wogen hindurch zu leiten und das angefangene Werk der Reformation fortzuführen.

7. Leo zur Zeit des Ringens um das Bestehen der erneuten Kirche in Zürich.

Sein Dringen auf Kirchenzucht. Feststellung der Synodal- und Predigerordnung, October 1532.

Freilich mußte Leo in den gefahrvollen Zeiten, in denen die römisch-katholische Reaktion sofort drohend ihr Haupt erhob und selbst das Bestehen der erneuten Kirche in Zürich gefährdete, in vollem Maße den bitteren Kelch der Leiden leeren, welche nach dem schimpflichen zweiten Landsfrieden vom November 1531 über Zürich und über alle Bekenner des evangelischen Glaubens hereinbrachen. Die Niederlage bei Kappel sammt ihren stets sich mehrenden entsetzlichen Folgen stand wie ein dunkles Räthsel vor ihm. Wie konnte man sich's erklären, daß Gott den Seinen dies hatte zustoßen lassen? Am Inhalt des Glaubens, den die Evangelischen bekannten, konnte es nicht liegen; daran hielt Leo sammt den Seinigen auch jetzt noch fest; war er doch völlig überzeugt, daß es der wahre, lautere Christenglaube sei. Mit Entschiedenheit wurde deshalb der falsche Schluß Faber's und anderer Verfechter des Papstthums zurück gewiesen, als ob die jetzige Sieglosigkeit auf die Nichtigkeit des evangelischen Glaubens schließen lasse. Vielmehr mußte man evangelischerseits wohl zunächst und vor Allem annehmen, um der noch vorhandenen Sünden willen sei diese schwere Züchtigung Gottes erfolgt, wegen der dem lautern evangelischen Glauben widerstreitenden, noch nicht genug beseitigten Verderbniß der Herzen und des Lebens, weil man eben, während man dem reinen Christenglauben im Großen zum Siege hatte verhelfen wollen, das sittliche Leben des Einzelnen zu wenig berücksichtigt, zu wenig an der Umgestaltung desselben gearbeitet habe. Dies war das Eine, worin man die Lösung des Räthsels finden konnte. Wenn man aber dieser Erscheinung weiter nachsann und überdachte, wie das Alles so gekommen war, so konnte man noch auf eine fernere Betrachtung geführt werden. Das ganze bisherige Verfahren in Glaubenssachen, die Art, wie man zu Werke gegangen war, Zwingli's fast unmittelbares Eingreifen in die staatlichen Dinge, sogar in die kriegerischen Rathschläge und hinwieder das Uebergreifen des Staates in die Anordnung der kirchlichen Verhältnisse, die endgültige Entscheidung der obersten Staatsbehörde über kirchliche Dinge, die unmittelbare Uebertragung der bürgerlichen Formen auf das kirchliche Gebiet, die straffe Unterordnung des Einzelnen und seiner Ueberzeugung in Glaubenssachen unter die Gesammtheit oder die

Mehrheit seiner stimmberechtigten Mitbürger schien durch den traurigen Erfolg gerichtet und verworfen. Von diesen beiden unter sich wieder zusammenhangenden Gedankenreihen, zumal auch von der letztern finden wir Leo's Denken und Gemüthsleben in diesem und dem nächsten Jahre stark in Anspruch genommen.

Nicht nur in der Nähe, auch von Freunden aus der Ferne, wie von dem ihm sehr vertrauten Butzer aus Straßburg, mußte er Vorwürfe hören, als in Folge des zweiten Landsfriedens ringsumher zahlreiche Gemeinden der „gemeinen Herrschaften", eingeschüchtert und hart gedrängt von dem überwältigenden Einfluß der siegreichen katholischen Kantone, aufs neue über die Frage abstimmten, zu welcher Glaubensgemeinschaft sie sich halten wollten und nunmehr zum Papstthum zurückkehrten. Einläßlicher noch als Butzer schrieb ihm darüber sein gelehrter und umsichtiger Freund Grynäus aus Basel. „Gewiß wäre ich unsinnig, sagt dieser unter anderm, wenn ich nach dem Erfolge die Brüder beurtheilen wollte, die tapfern Männer, die selbst ihr Leben völlig dransetzten aus Liebe zum Rechten. Je mehr ich Zwingli's Schriften lese, desto mehr bewundere ich die ihm verliehene Gnade ... Aber jetzt sehen wir, wie die Andern ebenfalls durch Stimmenmehr über die Religion entscheiden wie wir zuvor; sie haben's von uns gelernt. Wir haben die Ceremonien abgeschafft und das Evangelium behauptet nicht durch Geduld und Langmuth, sondern durch die Stimmen der Mehrheit, so daß es auf Menschenhoffnung und Menschenbeifall beruhte, nicht auf den rechten Wurzeln ... Mit ungeheurem Selbstvertrauen haben wir uns zur Entscheidung durch die Waffen geneigt." „Nicht durch Gewalt und Schrecken, fügt er bei, sondern durch Demuth und Liebe müssen wir die Wahrheit aufrecht halten. Festigkeit ist nöthig in diesen schweren Zeiten, mein Leo!"

Mochte auch Grynäus mit seinem Tadel und seinen Forderungen zu weit greifen, bis dahin wo eine gedeihliche Existenz und Vertheidigung der erneuten evangelischen Kirche gegen ihre Angreifer in jener Zeit zur Unmöglichkeit geworden wäre und, statt eine das bürgerliche Gemeinwesen umfassende und stärkende Ausdehnung zu gewinnen, der kümmerlichsten Zersplitterung hätte weichen und sich mit der Stellung einer sehr hinfälligen Sekte hätte begnügen müssen, so lag doch etwas Wahres in seinem Tadel, und so haftete ein Stachel in Leo's Seele, der von anderer Seite noch geschärft, erst in der Folge ihm recht empfindlich werden sollte.

Zunächst beunruhigte ihn neben der rückgängigen Bewegung, die seit der Niederlage zu Kappel bei den Glaubensbrüdern ringsumher eingetreten war, auch die Ermattung in der Handhabung der sittlichen Forderungen, die das Evangelium stellte und die durch gesetzliche

Bestimmungen anerkannt worden, die drohende Wiederkehr der Fluth von Sünden und Lastern, die zuvor zurück gedämmt waren, ferner die zusehends hervor tretende Hinneigung Einzelner selbst unter den Rathsgliedern zu all den Verderbnissen des Papstthums und endlich die allgemeine Erschlaffung und Lässigkeit, derzufolge das Alles geduldet wurde.

Insbesondere quälte ihn beim Herannahen der Osterzeit (1532) der Gedanke, unter solchen Umständen den offenbar Unwürdigen und geradezu Gottlosen das heil. Abendmal austheilen zu sollen. Er hielt (wie sechs Jahre später Calvin in Genf) eine Sichtung durch Kirchenzucht für unumgänglich nöthig. Lieber wollte er Alles daran setzen, lieber Zürich verlassen, als unthätig zusehen. Hierzu entschlossen, machte er daher Bullingern, als dem Vorsteher der zürcherischen Kirche, schriftlich seine Vorstellungen hierüber; er suchte ihm darzuthun, wie unerläßlich es sei, eine besondere kirchliche Behörde behufs Handhabung evangelischer Kirchenzucht aufzustellen, der das Recht der Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft (die Exkommunication), folglich auch die Ausschließung vom heil. Abendmal zustehen müßte, indem dies nicht den staatlichen Behörden anheim gestellt werden dürfe. Er beruft sich auch auf die mährischen Brüder. „Kann ich nicht mit gutem Gewissen der Kirche dienen, sagt er schließlich, so werde ich sonst meinen Unterhalt ehrlich zu erwerben suchen. Mein Glaube wird nicht trügen, müßte ich auch unter den Türken wohnen!“ *)

Bullinger zeigte ihm hinwieder ebenfalls schriftlich, wie unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Zürich und bei der noch heftigen Aufregung, nachdem die Staatsregierung der Reformation gehuldigt, sie durchgeführt und den Grundsatz anerkannt hatte, sich der heil. Schrift gemäß in Allem nach dem Evangelium zu richten, eine besondere kirchliche Sittenbehörde keine größere Energie entwickeln könnte, daß vielmehr nur weit größere Nachtheile zu befürchten wären als bei der gegenwärtig freilich mangelhaften Handhabung der christlichen Sittenzucht durch die staatlichen Organe, wie es aber den Dienern des göttlichen Wortes allerdings zukomme, durch eindringliche Predigt die Laster zu strafen und auch die Obrigkeit zu kräftiger Handhabung der sittlichen Ordnungen zu mahnen und zu drängen.

*) Das Nähere s. in Pestalozzi's Bullinger, S. 94—100., woselbst hinsichtlich der auch hier weiterhin noch vorkommenden Fragen betreffend die Wechselbeziehung des stattlichen und kirchlichen Lebensgebietes hingewiesen ist auf mein Schriftchen: Ein Wort über Kirche und Sittlichkeit in ihrem gegenseitigen Verhältnisse (mit Bezug auf Rothe's theologische Ethik). Zürich, 1850.

Leo mußte dieſe Gegenvorſtellungen, ſo weit ſie auf die faktiſchen Verhältniſſe ſich bezogen, zwar anerkennen und deshalb auf die Errichtung einer kirchlichen Sittenbehörde dermalen verzichten; doch beharrte er bei ſeinen Grundgedanken, von denen er vorhin ſchon ausgegangen und die er nun nur noch beſtimmter ausſprach: daß die Natur und Aufgabe des Staates doch weſentlich verſchieden ſei und bleiben müſſe von der der Kirche; für die Uebertragung der kirchlichen Gewalt von der Gemeinde, der ſie auch nach Bullinger's Zugeſtändniß wie nach Zwingli's Grundſätzen urſprünglich zukomme, an die Obrigkeit, dürfe man ſich weder auf Zwingli berufen, noch auf ihn ſelbſt, noch ſonſt auf irgend Jemanden; denn dies hätte eben nicht ſtillſchweigend geſchehen ſollen ohne Zuſtimmung der ganzen Kirche.

Indem Leo eine ſolche ſtillſchweigende Uebertragung, worauf Zwingli ſich zu etwelcher Rechtfertigung des, wie er eingeſtand, aus Nothbehelf entſtandenen Verfahrens berufen hatte, als eine bloße Fiktion verwarf, trat er in entſchiedenen Widerſpruch zu der Art, wie damals insgemein, nicht bloß in Zürich, ſondern auch anderwärts in der Schweiz und im deutſchen Reiche bei der nothgedrungenen Reformation der Kirche von Seiten der Regierungen auf das kirchliche Gebiet übergegriffen, in Sachen der Kirchenreformation entſchieden und gehandelt wurde. Er ſpürte und fühlte, daß etwas Anderes das Richtige ſei, daß die evangeliſchen Grundſätze, wie ſie keine Herrſchaft der Kirche über den Staat anſtreben, ſo auch keine unmittelbare Herrſchaft des Staates über die Kirche zulaſſen, ohne ſelbſt verletzt zu werden, daß vielmehr eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit der Kirche gegenüber dem Staate zukommen müſſe. Er näherte ſich mithin ſolchen Ideen, wie ſie erſt in neuerer Zeit immer kräftiger in der proteſtantiſchen Welt ſich Bahn gebrochen und Anerkennung erlangt haben.

Da er einſtweilen um der offenbaren Unausführbarkeit willen bei den vorliegenden Zeitumſtänden die Verwirklichung derſelben mußte anſtehen laſſen, ſo konnte der heilige Ernſt, von dem er dabei ſich durchdrungen und getrieben zeigt, nur durch einſchneidende Predigt des göttlichen Wortes ſich offenbaren.

Hierzu fühlte er ſich alsbald veranlaßt, als er am Tage Johannes des Täufers (24. Juni) Nachmittags im Großmünſter predigte. Schien doch der hohe Muth und Beruf dieſes heiligen Mannes dazu zu mahnen, ſelbſt den Hochſtehenden ungeſcheut Buße zu predigen. Dies that denn auch Leo im vollſten Maße, ja mit wohl allzu großer Schärfe, an Strafernſt den alten Propheten gleich, indem er der Obrigkeit durch lebhafte Schilderung ihrer einzelnen Verſündigungen das Jammerbild ihres armſeligen und verwerflichen Daſeins vorhielt. Während er von den Obern forderte, daß ſie dem Worte Gottes

gemäß treue „Hirten des Volkes“ sein sollten, meinte er, ihm selbst als dem Hunde gezieme es zu bellen, wofern die Hirten schlafen bei drohender Gefahr. Auch der ungerechten Absetzung evangelisch gesinnter Rathsherren und der Einsetzung solcher, die am Worte Gottes untreu wären, gedachte er.

Diese Predigt erregte sofort großes Aufsehen. Von heftigem Unwillen entbrannt verlangten die einen der Rathsglieder Entsetzung und Verweisung des „aufrührerischen Pfaffen“, während andere ihn entschuldigten, ob sie gleich zugestanden, er möchte zu weit gegangen sein. Doch sahen auch jene ein, welch einen bedenklichen Eindruck es in dieser gefahrvollen Zeit auf Freund und Feind machen müßte, wenn man einen Prediger entließe, „der beim gemeinen Mann so viel gelte“; man würde sofort sagen, „Zürich wolle gar wieder zum Papstthum treten“. Daher beschloß man, Leo sammt den übrigen Stadtgeistlichen vor den großen Rath zu bescheiden und ihnen einzuschärfen, solches Verhalten dulde man nicht.

Leo vertheidigte sich ehrerbietig, aber unerschrocken; er beleuchtete und begründete die einzelnen Behauptungen, die in seiner Predigt vorgekommen, ohne etwas davon zurück zu nehmen. „Vor Allem“, sprach er, „bedauern wir und befremdet es uns höchlich, daß wir, die wir mit unserer Lehre bisher uns beflissen haben, nur die Einigkeit, den Frieden und des Landes Wohl zu fördern, als aufrührerisch gescholten werden, da wir doch dem Aufruhr und Unfrieden mit allem Fleiße entgegen arbeiteten. Das Evangelium macht keinen Aufruhr, sondern die, die sich der evangelischen Wahrheit freventlich widersetzen. Wir haben mit unserer Lehre bisher Aufruhr verhütet. Wenn wir die Obrigkeit wegen ihrer Vergehungen mit der Wahrheit bestrafen, so bleibt der gemeine Mann desto stiller und ruhiger. Würden wir's unterlassen, so würde der gemeine Mann unruhig und zur Widersetzlichkeit gegen euch desto eher geneigt sein, und wir kämen bei ihm in Verdacht, wir sähen euch durch die Finger und billigten euere Vergehungen. Es geschieht aus guter Meinung, wenn die Worte zu Zeiten bitter und rauh sind; denn die Wahrheit ist scharf wie das Salz, Salz aber behütet vor Fäulniß.“ Leo scheute sich nicht, vor dem versammelten großen Rathe von den zwei großen Parteien zu sprechen, die dermalen in Zürich mit einander ringen; die eine wolle Gottes Wort schirmen und uralter Gerechtigkeit wieder empor helfen, die andere Unehrbarkeit pflanzen, das Wort Gottes ausrotten und das Papstthum wieder aufrichten. Schließlich bat er auf's dringendste, ihm den Eifer, in den er gerathen, zu gute zu halten.

Bullinger als Vorsteher der gesammten Geistlichkeit unterstützte das Gesagte. Die Prediger traten ab. Es kam im Rathe zu einem

hitzigen Parteikampfe; bange Gerüchte verbreiteten ſich unter den Schaaren, welche ſich beim Rathhauſe immer zahlreicher ſammelten; es hieß, man werde die Prediger verabſchieden oder in's Gefängniß führen und dergleichen. Jedoch wurde dieſen endlich der Beſchluß eröffnet: der Rath wolle das Vergangene auf ſich beruhen laſſen; ſie ſollten die Wahrheit frei predigen gemäß der heil. Schrift; hätten ſie ſich in irgend etwas über die Obrigkeit zu beſchweren, ſo ſollten ſie es vorerſt dem Rathe vortragen und erſt, wenn dieſer nicht abhelfe, auf den Kanzeln die Sache geziemend vorbringen. *)

Sonach ging die freie Predigt des göttlichen Wortes aus dieſer Anfeindung unverſehrt hervor und Leo, keineswegs eingeſchüchtert, machte unerſchrocken theils von der Predigt, theils von dem Rechte Gebrauch, in Gemeinſchaft mit den Amtsbrüdern Beſchwerden über vorkommende Unſittlichkeiten ꝛc. dem Rathe vorzutragen und Abhülfe von ihm zu verlangen.

Wider das unmittelbare Eingreifen der Staatsgewalt in die kirchlichen Angelegenheiten erklärte er ſich ganz entſchieden. Könne man nicht verhindern, ſchreibt er im Oktober 1532 an Bullinger, daß überhaupt der Rath fortfahre Kirchengeſetze aufzuſtellen, ſo werden die Prediger es eben ertragen müſſen; doch dürfen ſie ſich nicht dabei betheiligen, damit ſolche Satzungen durchaus kein kirchliches Anſehen (Autorität) bekommen und ſpäter um ſo leichter wieder abgeſchafft werden mögen.

Ganz im Einklang hiermit ſteht, daß Bullinger und Leo noch im nämlichen Monat dem Rathe den vollſtändig ausgearbeiteten Entwurf einer Prediger- und Synodal-Ordnung vorlegten, welche ohne Verzug die ſtaatliche Genehmigung erhielt und für drei Jahrhunderte die feſte Grundlage der Kirchen-Verfaſſung Zürichs bildete. So ſehr wird aber die chriſtliche Freiheit in derſelben anerkannt, daß die ausdrückliche Erklärung voran geſtellt iſt: durch rechtmäßige göttliche Verordnungen werde die Freiheit eines frommen Chriſtenmenſchen nicht beeinträchtigt, fände ſich aber, daß irgend etwas darin dem Wort Gottes zuwider laufe, ſo ſolle dies ungültig ſein und der Wahrheit gemäß verbeſſert werden, damit die Freiheit durch keinerlei menſchliches Anſehen verdrängt werde.

8. Leo's Anfechtung in Betreff des Verhältniſſes von Staat und Kirche.

Wiewohl nun dieſe Kirchenordnung und deren Handhabung, zu welcher auch Leo das Seinige beitrug, der zürcheriſchen Kirche all-

*) Das Nähere ſ. in Peſtalozzi's Bullinger S. 103—112.

mälig in immer reicherem Maße großen Segen brachte, so finden wir doch bei Leo die Bedenken hinsichtlich der ganzen Stellung des Staates zur Kirche, wie sie in Zürich und anderwärts eingetreten war, und des unevangelischen Zwanges, der deshalb auch in kirchlichen Dingen (z. B. hinsichtlich des Predigtbesuches) ausgeübt ward, nicht gehoben, sondern im Gegentheil noch gesteigert; ja sie wurden für ihn gleich im nächstfolgenden Jahre zur schweren Anfechtung. Hatte die Niederlage der Reformation in der Schweiz, die gewaltige Zurückdrängung derselben seit der unseligen Schlacht bei Kappel, deren furchtbare Folgen immer betrübender zu Tage traten, ernste und nicht unberechtigte Zweifel an der Richtigkeit des bisherigen staatlichen Eingreifens in die kirchlichen Verhältnisse bei ihm angeregt, wie wir denn schon in seinem Schreiben an Bullinger über die Kirchenzucht von ihm vernahmen, und das Vorbild der mährischen Brüder ihm eine ächt evangelische, vom Staate unabhängige und darum zwangslose Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten dargestellt, so kam nun noch ein Anstoß von anderer Seite hinzu. Der schlesische Edelmann Kaspar Schwenckfeld, der entschiedenste Feind alles Zwanges in kirchlichen Dingen, ein Mann von durchaus evangelischer Gesinnung, welcher schon seit einigen Jahren in Straßburg, diesem wogenden Meere aller Sekten, sich aufhielt, und nur aus Liebe zum lauteren Evangelium im Fortgang der Reformation mit den Leitern derselben und mit der Gestaltung, welche die erneute Kirche bekam, nicht einverstanden war, sondern alle Einmischung der Obrigkeit in das Kirchenwesen verwarf, unterließ nicht, durch öftere, zum Theil sehr einläßliche Schreiben auf ihn einzuwirken.

Schon im Mai des Jahres 1533, als sich Butzer wegen der Verhältnisse zu den Lutherischen in Zürich einfand, theilte sich Leo diesem alten Freunde deshalb mündlich mit, dann auch schriftlich Butzern sowohl als dem ihm ebenfalls sehr befreundeten Capito. Schwenckfeld, von dessen Briefwechsel wir wohl den Anfang nicht mehr besitzen, von Leo um nähere Darlegung seiner Ansichten über diesen Punkt angegangen, gab sich alle Mühe, durch ein Schreiben vom 5. Juli und durch Uebersendung seines Schriftchens: „vom Unterschiede des alten und neuen Bundes" Leo zu seinen diesfälligen Ansichten hinüber zu ziehen. Mit seiner bezaubernden Anmuth und Eindringlichkeit weist er ihm die stete Verschiedenheit zwischen Staat und Kirche, selbst da, wo die Glieder der Regierung (evangelische) Christen seien, die Verwerflichkeit alles Staatszwanges in Glaubenssachen, die Nothwendigkeit der „Glaubensfreiheit" — dieses damals auch auf Seiten der Evangelischen unerhörten Zustandes — nach. Allerdings lag darin viel Ansprechendes, Vieles, was einem Manne, der aufrichtig dem evangelischen Grundsatze von dem selig-

machenden Glauben, als „einer freien Gabe Gottes“ huldigte, einem Manne, dem es nicht bloß um Befriedigung der nächstliegenden praktischen Bedürfnisse, auch nicht um irgend welche beliebige Vermeidung der allfälligen Schwierigkeiten, welche aus der Gewährung der „Glaubensfreiheit“ und der Aufhebung alles staatlichen Zwanges in Glaubenssachen für den Staat einstweilen hervor gehen konnten, sondern um die lautere, gründliche Wahrheit, um gerechte, gewissenhafte Erledigung der Frage zu thun war, — zusagen oder ihn wenigstens nachdenklich machen mußte. Die ganze Fülle der Fragen sehen wir daher bei Leo hier auftauchen, welche, lange Zeit zur Ruhe gebracht oder bei Seite gesetzt, seit hundert Jahren, zuerst unter dem Namen der „Toleranz“ sich doch wieder Geltung verschafft, irgendwie fast überall in der protestantischen Welt Anerkennung gewonnen, mit neuer Frische aber in den Tagen der Gegenwart hervor getreten sind und manche edlere Gemüther, auch hervorragende Geister in Anspruch nehmen.

Im Zusammenhang mit diesen Bedenken Leo's steht der Ausgang der Berufung in's Ausland, die er eben um diese Zeit erhielt. In Ulm und in Memmingen handelte es sich um die Besetzung der ersten Pfarrstelle. Ambrosius Blaarer wandte sich deshalb an Leo Judä, von dem er wohl annahm, daß er gleich Myconius nicht ungeneigt sein würde, Zürich zu verlassen. Leo theilte ihm indeß die Gründe, die ihn zur Ablehnung bewegen, in einem Schreiben vom 3. September mit, welches in mehrfacher Hinsicht bezeichnend ist: „Gnade und Friede durch Christum! Höchst unerwartet war mir, was Andreas Geßner (ein zürcherischer Kaufmann), unser beider Freund, mir in Deinem Namen hinterbrachte. Müßte ich von hier fort, so würden mich freilich die angebotenen Bedingungen nicht abschrecken. Aber so wie's jetzt steht um mich und unsere Kirche, seh' ich nicht, wie ich's mit gutem Gewissen über mich bringen könnte sie zu verlassen. Schon vor Alters war man nicht bloß in der öffentlichen Meinung, sondern auch nach dem Zeugniß der kirchlichen Constitutionen (Ordnungen) überzeugt, man könne zu denen wenig Zutrauen haben, die von ihrer Kirche zu einer andern übergehen, um ihr vorzustehen. Vielmehr werden Solche fast als unnütz erfunden. Denn wo wäre ein redlicher Mann, der nicht so bei sich selbst urtheilte: wäre dieser ein bescheidener, nicht ein ehrsüchtiger Mensch, so hätte er seine Schafe nicht verlassen. Wer blindlings sein eigen Haus vernachlässigt, wie wird der ein anderes recht besorgen? Darauf aber kommt viel an, welches Ansehen der habe, der dem Worte dient. Der Unbeständige wird keine Gemüther fest an sich ziehen und erscheint als zwischen zwei Mühlen stehend. Ich kann nicht läugnen, es gibt gar Vieles in unserer Kirche, was mir nicht bloß beschwerlich, son-

dern ganz zuwider ist. Ich weiß, wie Vielen und wie Mächtigen ich verhaßt bin. Ich weiß, wie wenig ich bei den Meisten ausrichte. Allein das muß man eher tragen, als abschütteln. Es wäre zu fürchten, wollte ich deswegen weichen, daß ich vorab einen erzürnten Gott erfahren würde, so ich das von ihm aufgelegte Kreuz nicht tragen wollte; sodann daß ich statt eines noch leichten zehn höchst beschwerliche mir zuziehen würde. Wie? ist es nicht Sache eines Weisen, zu wägen, wie viel seine Schultern vermögen? Ich erliege fast unter dieser Last hier; welche Thorheit wäre es also zu einem schwereren hinzueilen. S'ist möglich; ich würde mich vielleicht nicht eben sehr gegen meine Kirche versündigen, da vielleicht ein Geschickterer sie übernähme; ich würde mich aber gegen die so ansehnliche Kirche versündigen, welche du mir anträgst, wenn ich als ein so Ungeschickter mich ihr darböte. Hinwieder ist meine Kirche bis anhin mir doch nicht ganz undankbar gewesen. Drum sei's ferne von mir, daß ich zuerst mir den Vorwurf des Undanks zuziehen möchte. Sollte sie mich aber undankbar verstoßen, so müßte ich eben gehen, wohin der Herr mich riefe. Jetzt muß ich, wenn ich so sagen soll, Sparta zieren, das mir zu Theil geworden. Dir bin ich indeß dankbar, theuerster Mann, der du mich nach deinem Wohlwollen für würdig achtest, mich für eine so hervorragende Kirche in Vorschlag zu bringen. Denn ein so kluger Mann hätte sich bei seiner Berechnung in der Auswahl meiner Person nicht irren können, wofern nicht die Größe seiner Liebe zu mir ihm die Augen blenden würde. Ich bitte also dringend, daß du nach deiner Freundlichkeit diesen meinen Abschlag wohl aufnehmest. Ich bitte auch Gott, er möge jener Kirche recht treue und fromme Hirten vorsetzen, und mich, falls ich durchaus für euch nütze bin, wie einem widerstrebenden Jonas oder Paulus mit Gewalt beitreiben. Ich möchte wohl, daß, wie das Gerücht meldete, Billican der Ulmer Kirche vorgesetzt würde. Doch es geschehe der Wille des Herrn! Lebe wohl, gelehrter Mann, und laß Leo dir empfohlen sein. Grüße unsern Zwick in meinem Namen." — Schließlich empfiehlt Leo für die eine oder andere der erledigten Stellen einen Mann, der als Vertriebener sich eben in Zürich aufhielt.

Blaarer gab indeß die Hoffnung noch nicht auf, erkundigte sich aber über Leo noch näher bei dessen Straßburgischen Landsleuten, die ihn von Jugend auf genau kannten. Die Besetzung der ersten Pfarrstellen in Ulm und in Memmingen quäle ihn schrecklich, schreibt er am 10. September an Butzer und fährt dann fort: „Viele halten Leo Judä für nicht ungeeignet für eine dieser beiden Kirchen und glauben, er könne auch dazu bewogen werden, ein solches Amt anzunehmen, da es scheine, er versündige sich dadurch nicht eben sehr gegen seine Kirche, die ein anderer vielleicht ebenso geeigneter Mann

nicht weniger geschickt besorgen könnte. Ich bin über seine Gaben nicht ganz im Klaren, außer, daß ich noch bei Zwingli's Lebzeiten hörte, Leo sei von nicht wenig milderem Sinne und würde Manches bei Weitem anders einrichten, wenn er nicht durch Zwingli's Autorität gedrückt würde. Ich möchte indeß lieber, er würde die Stelle in Memmingen übernehmen als die in Ulm, neben andern Gründen auch wegen seiner Stimme, die wohl hellklingend ist, aber doch schwächer, als daß sie dem ungemein großen Münster entspräche ... Ich denke von ihm, er würde, wenn er eine andere Kirche übernähme, besonders eine schwäbische, sich vor den härteren Redensarten hüten in Betreff des Abendmales. Unlängst habe ich mit einem Bürger von Zürich, einem guten Manne, freilich nur beiläufig, gesprochen; der versicherte, Leo würde diese Stelle nicht ausschlagen, falls man ihn ernstlich und gehörig beriefe. Er setzte ihm dann die Sache in Zürich auseinander; sofort schrieb mir Leo, dankte, brachte indeß höflich etwelche Ablehnungsgründe vor, doch so, daß auch ich keinen Zweifel hege, er würde dies Amt antreten, wenn ich stärker in ihn dränge. Aber da will ich dich, mein liebes Herz, mein Butzer, dessen Urtheil mir stets als ein Orakel galt, zuvor hören. Du kennst ihn gründlicher. Die Ulmer bewerben sich um Leo oder Billican, wenn ich nicht falsch berichtet bin."

Am 22. September antwortet Butzer: „Betreffend Leo haben Capito und ich Bedenken. Ihm hat Schwenckfeld zugesetzt sowie die Niederlage der Zürcher und das Vorbild der Mähren, so daß er beinahe meint, die Kirche Christi könne nicht anders als nur unter Wenigen und zwar von den Uebrigen Getrennten, so wie es sich mit der Kirche der Mähren verhält, bestehen (existiren). Die Kindertaufe, meint er, sei abzuschaffen. Er hält zwar an sich, um die Einheit der Kirche nicht zu stören, aber er ängstet sich in seinem Innern viel, worüber er gegen mich mündlich und nachher brieflich nur kurz, gegen Capito ausführlicher, am ausführlichsten vielleicht gegen Schwenckfeld sich ausgesprochen hat, der hier Oel ins Feuer gießt. Daher besorgt Capito, wenn er einer Kirche als erster Pfarrer vorstände, wobei er mehr Muße hätte und einsamer wäre, würde es ihm schaden."

Dies gab den Ausschlag; Blaarer drang nicht weiter in Leo und dieser blieb in Zürich. Wir sehen, wie treu die Freunde um den zweifelnden Leo, um sein wahres Wohl besorgt waren. Capito war ganz im Falle hierin zu rathen, da er bei seiner großen Milde gegen anders Gesinnte an sich selbst ganz Aehnliches erfahren und nur kürzlich wieder festen Fuß gefaßt hatte, erst wie es scheint, seit der im Juni 1533 in Straßburg gehaltenen Synode, welche die Hauptfrage entschied und zwar auf Butzers Betrieb zu Gunsten der Be-

rechtigung des Staates bei kirchlichen Angelegenheiten, dahin nämlich, die Obrigkeit habe die Befugniß und Verpflichtung, ihrer Einsicht gemäß dafür zu sorgen, „daß Gottes Lehre rein verkündigt werde, und sie soll Verkehrung der christlichen Lehre und falschen Gottesdienst strafen.“ Die von Capito und Butzer in dem so eben erwähnten Briefe des Letztern geäußerte Besorgniß, Leo möchte als erster Leiter einer Kirche bei seinem dermaligen Schwanken unter den obschwebenden Verhältnissen nicht wohl bestehen, war in der That nicht ungegründet, da Schwenckfeld und Sebastian Franck die süddeutschen Kirchen um jene Zeit mannigfach beunruhigten und gefährdeten. Wie viel innere Berechtigung die in Butzers Schreiben Leo beigelegte, hier schon so ganz klar hervor tretende freikirchliche Ansicht für die Zukunft in sich barg, damals konnte die evangelische Kirche sowohl gegenüber der mit Anwendung aller Mittel der Staatsmacht kämpfenden römisch-katholischen Kirche, von der man sich kürzlich erst losgemacht hatte, als auch, wie nur zu bald das Geschick der unglücklichen Stadt Münster (in Westphalen) zeigte, gegenüber den stürmisch Drängenden, nicht anders sich halten als durch festen Zusammenschluß mit den bestehenden evangelisch gesinnten Obrigkeiten, womit freilich eine Schmälerung der evangelischen Freiheit, das Eintreten eines nicht geringen Zwanges in kirchlicher Hinsicht verbunden war.

Was die Verwerfung der Kindertaufe anlangt, der Leo nach dem obigen Briefe Butzers während dieser Zeit seiner Beängstigung in vertraulichen Mittheilungen beipflichtete, so gehörte dieselbe ebenfalls zu den Lehren Schwenckfelds und vieler Anderen, welche um jene Zeit in Straßburg auftraten. Sie konnte um so eher sich Eingang verschaffen, da damals insgemein noch nichts der erst in spätern Zeiten ausgebildeten Confirmation Entsprechendes sich in der evangelischen Kirche vorfand; Schwenckfeld aber begehrte, daß, wofern man die Kindertaufe beibehalte, doch wenigstens etwas von der Art eingeführt werde.

9. Fortsetzung. Lösung der Bedenken Leo's durch Butzer, Capito und Bullinger.

Sein völliger Bruch mit Schwenckfeld, December 1533.

Heilsam war für Leo der fortgesetzte Verkehr mit Solchen, die ihn zurecht leiten und ihm aus seinen Zweifeln heraus helfen konnten. Wir sahen schon bei der Frage über die Veränderung seines Aufenthaltes und seiner Amtsstellung, wie treu die Freunde auf sein wahres Wohl Bedacht nahmen. Unermüdlich fuhren sie damit fort. Als Bullinger am 5. October 1533 sammt etlichen Gefährten nach Konstanz reiste zu einer mehrtägigen Berathung darüber, wie man

den Sektirern gegenüber die evangelischen Kirchen vor Zerspaltung behüten könne, hatte er insbesondere auch Leo's Wohl im Auge. Butzer durch seine Konstanzer Freunde hiervon in Kenntniß gesetzt, ermangelte nicht, Bullinger zu wiederholten Malen (29. 30. October) brieflich alle die Gründe, auf welche seine Ansicht sich stützte und die zur Zurechtleitung Leo's dienen konnten, ausführlich darzulegen, auch das, daß die Obrigkeit das Recht habe, Verführer und Gotteslästerer mit dem Schwerte zu strafen. Ebenso schrieb er am 30. November 1533 einläßlich an Leo selbst, mitten aus einer Menge von Sorgen und Arbeiten, womit er gerade überhäuft war: „Gnade und Friede, herzlich geliebter Bruder. Allzu sehr bin ich dermalen in Anspruch genommen durch den Zustand der Kirche zu Münster (in Westphalen), welche die Wiedertäufer beinahe zerstört haben, denn die Kirchen sind dort geschlossen, der Feind droht von außen; nur in Einer Kirche predigt wider den Willen des Rathes, auf die Gewalt des Volkes sich stützend, der Erste der Aufrührer.*) Dies verdanken wir Schwenckfeld und Hofmann; der Erstere hat jenen ersten Prediger von Münster hier unterwiesen, Hofmanns Schüler haben ihn dort noch zu Ende geführt. Darum bin ich genöthigt, mich diesmal etwas kürzer zu fassen; halt mir's zu gute, theuerster Bruder. Ich sage unserem Herrn Jesu Christo Dank dafür, daß er dir nun deine Anfechtung so ermäßigt hat, daß du dir selbst mißfällst dieses Schwankens halber; — denn wer möchte nicht wünschen, in Allem gewiß zu sein! — und daß du so schön an der Einheit mit den Amtsbrüdern noch festhältst. Diese Bekümmerniß aber über den Rathschluß (die Zulassung) des Herrn wird dir noch zum Heile dienen; steh nur fest in dem, worin du stehst! Wir werden in andern Dingen angefochten und noch garstiger. Wer den Herrn sucht, wird ihn finden."

Sodann löst er mit großer Umsicht Leo's Bedenken in Betreff der Ausschließung der offenbar Schlechten vom Abendmal, die Leo gleichwie den Wiedertäufern als nothwendig erschien, sowie über die Entscheidung durch Stimmenmehrheit in Sachen der Religion, welche Leo jetzt als unberechtigt vorkam, ferner über die Flecken, die an den Dienern der Kirche sich fänden, sodann verbreitet er sich über die Gewalt der Obrigkeit. „In Rücksicht der Obrigkeit," schreibt er im Hinblick auf Leo's allerdings nicht ungegründete Bedenken gegen die Art, wie damals verfahren wurde, „ist es gut, daß du anerkennst, es komme ihr zu, die zu strafen, welche die gesunde Lehre

*) Butzer weist auf Bernh. Rothmann hin, welcher während Butzers Abwesenheit sich in Straßburg aufhielt, bei Capito Zutritt fand und (wie Butzer meldet) in verderblichen Verkehr mit Schwenckfeld gerieth. Ueber Melchior Hofmann s. Pestalozzi's Bullinger S. 145.

bekämpfen, die von der Wahrheit abführen. Dein Scrupel liegt darin, daß es nicht leicht Allen klar sei, was das heiße: von der Wahrheit abführen. Mein Leo, für das noch etwas rohe Volk hat Gott diese Vorschrift gegeben; daher ist's nöthig, daß es einen gewissen Inbegriff der gesunden Lehre gebe, und wer diesem sich widersetzt, unter jenes Gesetz falle. So geschehe es also; es werde ein Inbegriff des Christenglaubens aufgestellt, ohne welchen Niemand ein Christ sein kann; wenn Jemand demselben widerspricht, werde er zuerst durchs Wort erinnert bis genug; hört er nicht darauf, so überlege die Obrigkeit, ob er das aus Irrthum thue oder aus böswilliger Halsstarrigkeit; das Urtheil der frommen Obrigkeit leite der heilige Geist. Dem Irrenden wehre sie, nur damit er nicht die Uebrigen verderbe, und auf so humane Art wie möglich; Gott wird diese verleihen; der Irrende soll das Mitleid fühlen, doch so, daß wir nicht grausam werden gegen die übrige Gemeinde, die jener verheeren wird, wofern du zugibst, daß er nach seinem Belieben vorschreite. Auch wenn ein Rasender mich umbringt, werde ich eben doch umgebracht. Ist's Bosheit und eigenwillige Halsstarrigkeit, so verfahre man strenge.

Unter den Wiedertäufern gibt es solche, die man vielleicht im Staate dulden kann, die nämlich, welche die Kirche nicht verdammen, die nur ihres eigenen Sinnes und Irrthums voll sind. Wer aber die Religion Christi, welche der Staat anerkannt hat, bekämpft, thue er es aus Irrthum oder aus einem andern Grunde, der ist abzuwehren von der Hürde Christi. Begegnet es, daß der Staat in etwas irrt, so werden doch Alle nach ihrem Gewissen handeln müssen und muß jede fromme Obrigkeit Sorge tragen, gemeinen Schaden abzuwenden ꝛc."

Von Schwenckfeld sagt Butzer in diesem Briefe: „An Schwenckfeld und Andern sehe ich ein wunderbares Gericht Gottes. Ich bin leider Gottes allzu fleischlich; daher, wo immer ich ein strenges Leben erblicke, da meine ich auf der Stelle, wohne Christus ganz, indem mir die Nichtigkeit und Schlaffheit meines Lebens mißfällt. Aber, o guter Jesus, der du allein die Gerechtigkeit Gottes bist, wie gerne möchte ich, ich fände diese Leute anders, wenn ich sie näher beschauel Wie können wir doch alles leisten, nicht nur das Vermögen hingeben für den Armen und den Leib kasteien, sondern ihn sogar ins Feuer hingeben zum Verbrennen, und doch ohne die wahre Liebe! Ohne sie aber sind wir nichts." Sammeln findet Butzer liebevoller und nöthiger als Zertrennen.

Am Schlusse setzt er noch bei: „Schwenckfeld, du darfst mir's glauben, gilt mir und Capito gleich; was Gottes ist an ihm, anerkennen wir; wir hatten bis anhin, weder Capito noch ich, diese Frechheit, die Kirche zu verwüsten, an ihm gekannt. Jetzt verräth

er ſich als ein Solcher, und wir ſind mit gleichem Eifer um die Kirche bekümmert. Davon ein ander Mal; ich kann für jetzt nicht mehr ſchreiben, die Boten wollen eben abreiſen. Lebe herzlich wohl, mein theuerſter Leo; nur bleibe bei der Kirche, wie immer ſie ſein mag, und bei der Gemeinſchaft mit den Mitarbeitern, und Gott wird bei dir ſein! Die Hauptſache iſt geſichert, du glaubſt an Chriſtus, haſt alſo das ewige Leben; in ihm lebe für und für wohl, und bete fleißig für mich, damit der Herr verleihe ſo zu leben, wie man leben ſoll!"

Gleichzeitig äußert Butzer auch gegen Bullinger, dem er ebenfalls wieder, offenbar zu Leo's Belehrung, ausführlich ſchrieb: „Von Leo hoffe ich das Beſte; er iſt jetzt freilich in Anfechtung. Er wird ſich wieder erholen." Indeß war Leo noch nicht ſofort völlig gerettet, und Schwenckfeld ließ noch nicht von ihm ab; eben jetzt erhielt er von dem Letztern wieder einen längeren Brief (vom September 1533, aus Speier), worin dieſer ihn im herzgewinnendſten Tone inniger Frömmigkeit auf's Neue zu ſich herüber zu ziehen ſucht. Doch ſchreibt Leo bedeutend beruhigt (im December 1533) an Bullinger: „Ich ſchicke dir, theuerſter Bruder, die Briefe Capito's und Butzer's, die ich in meiner nicht geringen Herzensbeängſtigung und Anfechtung zu Rathe gezogen hatte. Sie antworten freundſchaftlich und es iſt kaum auszuſprechen, wie ich beruhigt worden bin durch ihre Briefe voll Geiſt und Liebe. In Betreff der Kirche alſo und der Kindertaufe iſt mein Bedenken großentheils gehoben.*) Allein ein anderes, vielleicht größeres und gefährlicheres Bedenken iſt noch übrig, worüber einſt Schwenckfeld an mich ſchrieb, worauf ich ſeine Gründe zum Theil widerlegte und zum Theil die Uebelſtände, welche daraus entſtehen könnten, ihm entgegen hielt mit Beifügung der Gründe, die mir damals triftig erſchienen, die er nun aber in ſeiner Antwort ſämmtlich zu entkräften ſucht. Es erhellt, daß

*) Capito's Brief, der die Kindertaufe muß behandelt haben, von welcher Butzer's Brief nichts enthält, iſt gleichwie Leo's Briefe an Beide leider nicht mehr vorhanden; daher wir bei der Kürze des Ausdrucks in Butzer's Briefe außer Stande ſind zu wiſſen, worauf Leo's Bedenken gegen die Kindertaufe beruhten und wie weit ſie gingen. Sie konnten ſich möglicher Weiſe blos auf die gezwungene Kindertaufe, d. h. auf das Recht des Zwanges zur Kindertaufe von Seiten des Staates, beziehen. Davon nämlich, daß er ſich etwa bei der ungefähr in dieſen Zeitpunkt fallenden Geburt eines Kindes (20. Juni 1533) geweigert hätte, daſſelbe taufen zu laſſen, findet ſich durchaus keine Spur, eben ſo wenig davon, daß irgendwann, ſei's früher oder ſpäter, eine Weigerung bei ihm vorgekommen wäre. Wohl aber haben wir zwei unten anzuführende Schriften Leo's aus den Jahren 1534 und 1535, in welchen er die Kindertaufe verficht und begründet, während er die Wiedertäufer, gleichwie früher, bekämpft.

dieſer Mann gar ſehr auf die Ehre Gottes bedacht und von einem aufrichtigen und brennenden Eifer beſeelt iſt. Was er daher hier ſchreibt, ſchicke ich dir mit der dringenden Bitte, daß du, theuerſter Bruder, nicht verſchmäheſt es zu leſen. Denn ich einmal bin durchaus der Meinung, man müſſe keines Menſchen Schriften verachten, ſofern ſie nicht offenbar gegen Chriſtus ſtreiten. Ich hoffe, mir zu Gefallen werdeſt du leſen, was du ſonſt nicht leſen würdeſt, um nach der dir verliehenen Gnade auch dieſes Bedenken mir zu benehmen und die Gründe zu widerlegen. Trage doch, mein Heinrich, mit Geduld und Gleichmuth meine Schwachheit und reiche mir als der Stärkere die Hand; denn ich ſtehe an und ich vermag gar nichts wider das Gewiſſen, ich kann nicht drauf los etwas behaupten, was mir gar nicht ausgemacht iſt, woran ich vielmehr zweifle. Der Punkt, um den es ſich handelt, betrifft die Freiheit zu predigen, und ob es der Obrigkeit erlaubt ſei, diejenigen hieran zu verhindern oder deshalb zu beſtrafen, welche von denen abweichen, die ſie ſelbſt angeſtellt hat. Nur bitt' ich dich, Schwenckfeld's Brief treulich bei dir zu behalten, damit er nicht in andere Hände komme und Schwenckfeld, wie er auch ſein mag, (Butzer'n ekelt er an, Capito iſt er genehm) durch mich irgend Unrecht widerfahre oder ſein Ruf verletzt werde. Ich ſende dir dies Schreiben um ſo lieber, damit du ſeheſt, daß ich nicht nach Neuerungen trachte, ſondern mich befleiße, von Allen die Wahrheit zu erkunden. Lebe wohl, theuerſter Bruder, und liebe mich, wie immer."

Bullinger unterließ nicht, ſeinem ſchwankenden Amtsbruder die Frage, welche damals eine Lebensfrage war für das Beſtehen der evangeliſchen Kirche, den Verhältniſſen ſeiner Zeit entſprechend einläßlich und mit tiefem Ernſte zu beantworten, und wir werden, falls wir an den Zuſtand Straßburgs vor der Synode vom Juni 1533 und an das Schickſal Münſters (in Weſtphalen) denken, auch ſeiner Betrachtung eine gewiſſe Anerkennung nicht verſagen können, obwohl uns ihre Mängel nicht entgehen werden. Zugleich ſehen wir daraus, wie Leo doch auch zuvor ſchon die ſchwenckfeldiſche Lehre hierüber bekämpft hatte.

Schwenckfeld betreffend, ſchreibt Bullinger, habe er nun aus dieſem Briefe geſehen, daß derſelbe, wie er bisher ſchon vermuthete, verkehrten Sinnes ſei, ein Mann, der viele leere Worte mache, den Geiſt und die großen Geheimniſſe Gottes zwar wohl mit einer gewiſſen Hoheit behandle, aber die chriſtliche Einfalt ſchmählich verkenne. „In der vorliegenden Frage hat er faſt wörtlich nur die Gründe aufgewärmt, welche von den Donatiſten angeführt worden (einer Sekte in Afrika im vierten Jahrhundert, welche durch Kirchen-

zucht eine völlig reine Kirche zu Wege bringen wollte), welche schon vor mehr als tausend Jahren, nicht etwa nur die päpstliche, sondern die wahrhaft kathol. Kirche der Schrift gemäß verworfen hat.*) Alle Wahrheit, welche man heut zu Tage bekennt und die doch hell am Tage liegt, zieht er in's Ungewisse und umnebelt sie, da er mit ausnehmender Keckheit ausdrücklich sagt, das Evangelium sei bisanhin nicht geprediget worden und es bestehe heutiges Tages nirgends eine Kirche. Und da du die wiedertäuferische Lehre mit einer verdorbenen oder vergifteten Quelle verglichen hattest, entgegnet er ganz offen: „„Es ist noch nit erkennt, wo der vergiftete Brunnen ist.““ Als ob also die tollen, gottlosen und verwegenen Lehren der Wiedertäufer noch nicht aller Welt aufgedeckt wären. Aber dieser Tausendkünstler begünstigt (wie er sagt) nicht die Partei der Wiedertäufer, die nach seiner Behauptung sogar gegen ihn erbost sein sollen. Besichtigst du dir aber das Einzelne näher, so wirst du sehen, daß dieser Mensch den Wiedertäufern günstig ist, indeß freilich schlüpfriger als Erasmus. Denn bald sagt er, ein Wiedertäufer sei er nicht, bald schreit er, die wahre Taufe sei untergegangen durch die Kindertaufe. Ueberdies erhebt er die Heiligkeit dieser Leute, während doch alle Heiligen dieselbe bei den Einfältigen unter ihnen d. h. den Ungebildeten als einen mehr als mönchischen Aberglauben, bei den Führern aber als Heuchelei, Gottlosigkeit, Starrsinn und hartnäckige Bosheit erkannt haben. Ja sogar die durchaus gottlose Lehre Hofmann's, dieses ausgemachten Ketzers und Lästerers, versicht er gewisser Maßen .... Daß er noch Schriftstellen an den Rand setzte, die für Hofmann sprechen sollen, hat mir seine Unredlichkeit auf's Deutlichste verrathen; dies hat mich über die Maßen empört .... Schon diese Schlechtigkeit allein ist mir Beweis genug, daß nichts von wahrhafter Frömmigkeit in Schwenckfeld sei ....

Aber auch gerade in dem Punkte, den er mit dir verhandelt, verräth er seine Unzuverlässigkeit und widerspricht sich selbst .... Zu Anfang nämlich und im Allgemeinen läßt er nicht zu, daß die Wiedertäufer gestraft werden. Sorgsam verwehrt er, daß die Obrigkeit irgend etwas anordne oder besorge in kirchlichen Angelegenheiten; dennoch sagt er bald darauf: „„Ist's geschehen, daß die Wiedertäufer Aufruhr gemacht oder irgend Jemand an Leib und Gut geschädigt haben, so hat die Obrigkeit ihr Recht billig wider sie, wie auch wider Andre zu üben.““ Das aber ist ja eben unsre Meinung; oder warum werden die Wiedertäufer bestraft, als eben weil sie gegen die der Obrigkeit gebührenden Abgaben und den Eid lehren, weil sie durch ihre Taufe die Kirche zerspalten und vom Wahren zum Falschen wegführen ....

*) Vgl. Pestalozzi's Bullinger S. 146.

Wiederum hatteſt du gefragt: „„Was würde aber daraus, wenn man einen jeden Letzkopf (Verrückten) ließe aufſtehen und plaudern?““ Jener antwortet: „„Wenn es wollte zu grob zugehen, da möchte ein Magiſtrat dazu ſehen; ſo lang es aber bei Glauben, Lehre und Ceremonien von Gott bleibt, hat er nichts zu wehren.““ Aus ſeinem eigenen Munde magſt du alſo dieſen Menſchen richten; denn was Anderes folgt umgekehrt als: wofern alſo die chriſtliche Lehre, der chriſtliche Glaube und die chriſtliche Zucht verdorben wird, ſo iſt es Sache der Obrigkeit, dies zu verbeſſern. Nun aber wird durch die wiedertäuferiſche Lehre ſowohl die Lehre als die Zucht der Chriſten verdorben; alſo iſt es Sache der Obrigkeit, dieſelben zu hindern. Wo bleiben nun Schwenckfeld's Behauptungen, es ſei nicht Sache der Obrigkeit, irgend etwas in Dingen des Glaubens zu thun? Doch was braucht es mehr! Ich einmal ſehe wohl, daß dieſer Menſch wie dazu geboren iſt, Irrthümer, Ketzereien und Kirchenſpaltungen (Schismata) zu hegen und zu ſchirmen, ſo daß ich nicht weiß, ob Deutſchland ſeinesgleichen je erzeugt hat. Denn was iſt unverſchämter, als daß er ſagt: „„Es thut nit gut, ſo lange der Glaube mit ſammt ſeiner Folge nit frei gelaſſen wird!““ O welche Unbedachtſamkeit von dieſem Menſchen! Denn wenn jeglicher Glaube frei ſein ſoll, ſo muß ohne anders die Wahrheit unterdrückt werden. Kann doch kein anderer Glaube der wahre ſein, als einzig dieſer unſer Glaube; außer dieſem gibt es ja keinen wahren Glauben. Paulus und Chriſtus ſelbſt fordert die Biſchöfe auf, über die Erhaltung desſelben zu wachen. Nun aber, wenn jeder Glaube frei ſein ſoll, was braucht's noch Wachſamkeit? Ein jeder mag thun und glauben, was ihm beliebt. Widerſtreitet dies aber der Wahrheit, ſo ſoll fürwahr doch erſt jener Glaube frei ſein, welcher der wahre iſt. Kommt es nun einem chriſtlichen Biſchof zu, zu wachen, ſo kommt dies gewiß auch einer chriſtlichen Obrigkeit zu.

Das aber iſt gar nett, daß er ſagt, die Sekten ſtören den Staat nicht; in Conſtantinopel, Venedig und Prag ſeien viele und verſchiedenartige Sekten. Dadurch verräth er, was er, der Beförderer der Spaltungen, vor hat und wie er nur darauf zielt, die Kirche in tauſend Stücke zu zertheilen. Uebrigens weiß man wohl, wie dem Apoſtel Paulus die Sekten gefallen und wie die Sekten dem Staate bekommen .... Kurz ich kann aus dem Allem nichts Anderes ſchließen, als daß Schwenckfeld ein aalglatter, durchtriebener Menſch iſt und ein Tauſendkünſtler im Erregen kirchlicher Spaltungen; daher ich überaus wünſchen möchte, du würdeſt dich ſeiner Gemeinſchaft und des Verkehrs mit ihm entſchlagen. Ich weiß, was Paulus aus Menander anführt: Böſe Geſchwätze verderben gute Sitten. Du klagſt ſelbſt, dein Gemüth ſei ohnehin

ängſtlich und verworren genug. Noch verworrener wird es alſo werden, wenn du fortfährſt mit dieſem Dunkelmacher zu verkehren. Am beſten wirſt du ohne anders thun, ſowohl für dich, als auch für uns Alle und für die ganze Kirche, wenn du dich vor ihm hüteſt. Denn gewinnen kannſt du ihn nicht; du ſiehſt, weß Sinnes er iſt. Lehren will er, nicht ſich belehren laſſen. Wie oft bringt er bei: „„Ich wollt' Euch Gott befehlen!““ Ueberdies merkſt du wohl, wie viel Lauterkeit, Ehrlichkeit und Einſicht bei ihm iſt. Unſer Bibliander, du weißt, mit welchen Farben er ihn geſchildert hat.*) Was das betrifft, daß er Capito nicht ganz zum Ekel iſt, ſo weißt du, daß der gute Mann durch die Heuchelei gewiſſer Leute ſich auch früherhin öfter hat verführen laſſen und immer durch fremdartige Lehre umgetrieben wird. Butzer, der ſowohl gelehrter, als lauterer und auch feſter iſt, ſchenkt dem Schwenckfeld, wie du bemerkſt, keinen Beifall. Du nennſt freilich das, was dir zugeſtoßen iſt, eine Anfechtung; ich lege mir's ſo aus, es iſt eben die verworrene Frucht eines verworrenen Verkehrs. Satan greift uns von rechts und von links an und iſt geſchäftig, uns durch tauſend Kunſtſtücke zuzuſetzen; begegnen wir ihm mit Feſtigkeit und herzlichem Gebete. Was wahr iſt, iſt einfach. Zweifelhaftes bietet Gott uns nicht dar. Ein unbeſtändiges Gemüth bildet ſich Zweifelhaftes ein. Auch ich bin nicht ohne Anfechtungen und ich glaube niemand iſt's; aber immer kehre ich zur Einfachheit zurück. Dies bringe ich beſonders darum in Erinnerung, weil es mir am gerathenſten ſcheint, da du ja doch ſchwachen und verworrenen Gemüthes biſt, daß du dich des Umgangs und Verkehrs mit durchtriebenen Menſchen enthalteſt. Ich rede hier von Schwenckfeld; über die Sache ſelbſt aber lohnt ſich's, wie mir ſcheint, der Mühe nicht, ausführlicher zu ſein oder auf das Einzelne einzutreten, deshalb, weil ein Mann von ausgezeichneter Einſicht und Heiligkeit, Auguſtinus, auf das Einzelne gelehrter und treffender geantwortet hat, als heut zu Tage irgend jemand es könnte. Ich führe dir daher hier blos die Stellen an ....

Dies, mein Leo, iſt, was ich dir dermalen hierüber zu melden habe; hat es deinen Beifall und thut es dir Genüge, ſo ſage ich Gott dafür Dank. Ich hoffe aber, es habe deinen Beifall. Mir wenigſtens that es ſchon vorlängſt Genüge. Ich bitte dich, was ich hier ſchreibe, wohl zu beherzigen, da es ja aus einem befreundeten Gemüthe entſprungen iſt. Denn das darfſt du mir glauben, mein lieber Leo, daß ich dir mit ſo aufrichtigem Wohlwollen zugethan bin, daß ich um deinetwillen Alles thun würde, und des-

*) Theodor Bibliander, Profeſſor in Zürich, war früher eine Zeit lang in Schleſien, dem Vaterlande Schwenckfeld's.

halb deinen Zustand um so inniger, ja unaussprechlich bedaure, daß du so von Anfechtungen gequält wirst. Der Herr erleuchte und kräftige dein Herz zur Ehre seines Namens und zur Förderung seiner Kirche!"

Leo entsprach diesen Aufforderungen Bullinger's; noch im nämlichen Monate (am 25. December) richtete er an Schwenckfeld ein Schreiben, worin er sich völlig von ihm lossagte und zwar seinem gründlichen Ernste gemäß auf's Schärfste. Bullinger konnte am 3. Januar 1534 an Vadian, dem er eine Uebersicht über die Verhältnisse und Umtriebe der Sektirer, sowie im Vertrauen auch von Leo's Störung durch Schwenckfeld Kunde gab, schreiben: „Gott Lob ist Leo wieder hergestellt; nach schärfster Bescheltung Schwenckfeld's fügte er zu Ende seines Briefes an ihn hinzu: „„Weil ich denn sehe, daß du vom Geiste des Satans getrieben wirst, so sage ich dir das letzte Lebewohl!""

Dennoch schrieb Schwenckfeld aus Mindelheim, sobald er Leo's Brief erhielt, am 2. März 1536 noch einmal an ihn; er hält ihm vor, daß sein Schreiben etwas schärfer laute, als er sich von ihm dessen versehen hätte, der ihm „von viel frommen Brüdern so hoch gelobt und für einen gottesfürchtigen Mann dargegeben worden;" er meint, Leo sollte „mit dem Geiste der Sanftmüthigkeit etwas an ihm versuchen"; doch kenne er die wohl, welche, „wie sein lieber Wilhelm von Zell ihn benachrichtigte, Leo's aufrichtiges Gemüth gegen ihn unruhig machen wollen", und wolle seiner Seits „weder ihm noch Andern treue Liebe abstricken (versagen)".

Doch der Zauber, den er vorübergehend auf Leo geübt, war gelöst. Als Schwenckfeld 1542 (16. Januar, aus Justingen in Schwaben) „an Bullinger, Leo Judä und die übrigen Kirchendiener in Zürich" sein „großes Bekenntniß" sandte, lehnten diese ab, sich mit ihm einzulassen und verwiesen ihn besonders auf Vadian, der bereits trefflich wider ihn geschrieben hatte. Wir finden aus späterer Zeit nur einen Brief Schwenckfeld's vom Jahre 1544 an eine Freundin, worin er sich über eine mißbilligende Aeußerung beschwert, durch welche Leo seine Lehre von der Majestät Christi (von seinem vergotteten Fleische) für Vorwitz, Irrthum ꝛc. erklärt habe.*)

Blicken wir noch einmal zurück auf jene schwere Anfechtung, welche Leo im Jahre 1533 hinsichtlich des Verhältnisses von Kirche und Staat durchmachte. Wir werden sie begreifen können, wenn wir bedenken, daß damals in der zürcherischen Kirche durch obrigkeitliches Gebot jedermann gezwungen war, die Kinder taufen zu lassen, wofern er unangefochten im Lande bleiben wollte; daß man ebenso gezwungen war, dem sonn- und festtäglichen Gottesdienste beizuwohnen,

*) Vgl. Pestalozzi's Bullinger, S. 304. 635.

auch das heil. Abendmal, das an den drei hohen Festen gefeiert wurde, an jedem derselben zu genießen; daß die nicht Evangelischen so eben von allen Aemtern und Ehrenstellen ausgeschlossen worden und ihnen nicht gestattet war, sei's in dem Gebiete Zürichs, sei's außerhalb, einem Gottesdienste nach ihrer religiösen Gesinnung beizuwohnen. Und doch war von der erneuten Kirche dem Evangelium gemäß anerkannt und öfter ausgesprochen worden, der Glaube sei eine freie Gabe Gottes, niemand könne zum Glauben gezwungen werden. Ohne innern Herzensglauben aber mußte ja die gezwungene äußerliche Theilnahme am evangelischen Cultus eine leere Form, eine so elende Ceremonie werden, wie nur irgend diejenigen in der entstellten, päpstlichen Kirche sein konnten, von der man sich eben auch deshalb mit tiefer Entrüstung losgesagt hatte. Lebendiges, persönliches Christenthum und darum Freiheit des Einzelnen in Hinsicht der Religion, Glaubensfreiheit, wovon eben ein Schwenckfeld so anmuthig zu reden wußte, mußte daher Leo angemessener vorkommen als Gewissenszwang oder Glaubenszwang, angemessener Verkümmerung der evangelischen Freiheit durch Staatszwang auf [illegible] ete der Kirche. Durch Beseitigung des staatlichen Zwangs die blo[illegible] scheinbare Theilnahme am evangelischen Gottesdienste von Seiten gegnerisch Gesinnter zu vermeiden, persönliches, lebendiges Christenthum dagegen zu befördern, konnte ihm darum als heilige Pflicht erscheinen. Daß seine Anfechtung so schwer wurde, kann ihm wohl nur zur Ehre gereichen; es ist ein Zeichen seines Ernstes, seiner aufrichtigen Wahrheitsliebe, seiner zarten Gewissenhaftigkeit, mit der er diese Sache durchdachte, während Hunderte von evangelischen Christen nicht einsichtiger, sondern roher darüber hinweg gingen. Leo fühlte mit Recht, daß der damalige Zustand noch nicht das Höchste und Reinste sei, was im Wesen der evangelischen Kirche liege.

Auf der andern Seite aber läßt es sich nur billigen und als eine günstige Führung betrachten, daß Leo doch den Vorstellungen seiner treuen Freunde Gehör gab und sich durch sie von der Unausführbarkeit dessen, was ihm vorschwebte, von der Unzweckmäßigkeit und (durch die Vorgänge in Westphalen bald offenbar werdenden) Verderblichkeit der schwenckfeldischen Sätze überzeugen ließ, mochte auch in ihren Behauptungen noch manches Unzulängliche vorkommen. Immerhin gab es damals allerdings keinen andern Ausweg, um der evangelischen Kirche zur Gestaltung zu verhelfen und ihren Bestand zu sichern, als jenen Zwang in Kirchensachen, jenes freilich oft auf mangelhafter Belehrung und Auffassung beruhende Einschreiten und Durchgreifen der Staatsgewalt, wie sehr dies auch die Gefahr in sich trug, daß von neuem ein bloß mechanisches, massenhaftes Christenthum eintrete. Sollte die evangelische Kirche nicht sofort in Sekten sich

zerspalten und von den Gegnern erdrückt werden, so mußte man sich dieses mangelhafte Verfahren einstweilen gefallen lassen und konnte es nur durch die Kraft der evangelischen Predigt möglichst unschädlich zu machen suchen. Erst einer späteren Zeit, in der die evangelischen Grundsätze sich in weiteren Kreisen eine gewisse Anerkennung verschafft und die verschiedenen Lebensgebiete mehr würden durchdrungen haben, konnte es vorbehalten sein, der persönlichen Freiheit (der Glaubens- und Gewissensfreiheit) innerhalb der evangelischen Kirche zu ihrem Rechte zu verhelfen und dieser ihre beziehungsweise Selbstständigkeit gegenüber der staatlichen Gewalt zu sichern.

10. Leo's Katechismen.

In nahem Zusammenhange mit diesem innern Kampfe Leo's steht, schon der Zeit nach, die Herausgabe seines ersten Katechismus, welcher in der Folge „der größere Katechismus" benannt zu werden pflegt. Wenngleich kein besonderer Wink darüber vorkömmt, dürfen wir diese katechetische Arbeit Leo's wohl als eine köstliche Frucht betrachten, die zum bleibenden Segen der Kirche aus Leo's Anfechtung hervor ging. Sie ist die erste in der Schweiz von größerem Umfange und allgemeinerer Bedeutung; dieselbe entsprang ohne anders aus dem Verlangen, nicht bei einem nur massenhaften Christenthum und daher bloß scheinbaren Dasein der evangelischen Kirche stehen zu bleiben, ihr vielmehr durch das Heranbringen der Heilswahrheit besonders an die Jugend und durch persönliche Aneignung derselben zu recht gedeihlichem Leben zu verhelfen, wie denn das individuelle Erfassen der christlichen Lehre von Seiten der als unmündig Getauften allerdings die der hergestellten Kirche würdigste und zugleich nachhaltigste Ueberwindung mancher wiedertäuferischen Einwürfe sein mußte.*) Schon in der zürcherischen Predigerordnung vom October 1532 finden wir zwar die Anordnung, daß auf dem Lande alle Sonntage Nachmittags eine Predigt vorzüglich für die Jugend solle gehalten und darin mehrtheils der Katechismus behandelt werden d. h.,

*) In Straßburg finden wir um diese Zeit Aehnliches. Noch auf Weiteres (auf das nämlich, was man sich später in der Confirmationsfeier ausbildete) reicht Schwenckfeld's oben schon berührte Aeußerung, die er am 12. Juni 1533 bei der mit den straßburgischen Geistlichen Statt findenden Verhandlung that: „mit der Kindertaufe habe er nichts zu schaffen, er kenne bloß die Taufe Christi; übrigens wünsche er, daß wenigstens eine Ceremonie eingeführt werde, wodurch die getauften Kinder, wenn sie herangewachsen, zum Christenthum eingeweiht würden." Man sieht daraus wenigstens, wie die persönliche Aneignung des Christenglaubens und die Bezeugung derselben in ihrem Zusammenhange mit der Kindertaufe als wünschenswerth gefühlt wurde.

daß Unterricht in der christlichen Religion soll ertheilt werden. Allein es gab dafür noch kein Handbuch; man hielt sich eben an die althergebrachten Lehrstücke, die heil. zehn Gebote, die zwölf Artikel des christlichen Glaubens und das heil. Unservater. Man setzte übrigens damals voraus, daß hauptsächlich die Eltern für den Religionsunterricht ihrer Kinder sorgen, namentlich ihnen die heil. zehn Gebote ꝛc. einprägen. Dies lag auch insgemein ganz im Sinne der Eltern. Das Lehrbuch nun, welches Leo herausgab, will ihnen hierfür an die Hand gehen; es will kein solches sein, das bloß die Kinder handhaben sollten; noch weniger ist es zum Auswendiglernen bestimmt. Er benennt es selbst: „Christliche, klare und einfalte Einleitung in den Willen und in die Gnade Gottes, darin nicht nur die Jugend, sondern auch die Eltern unterrichtet werden, wie sie ihre Kinder in den Geboten Gottes, in christlichem Glauben und rechtem Gebet unterweisen mögen." *)

Ein kurzes Vorwort von Bullinger, datirt vom 3. Januar 1534 (dem nämlichen Tage, an welcher derselbe den oben erwähnten Brief über Leo's völlige Lossagung von Schwenckfeld an Vadian schrieb) weist vor Allem darauf, wie viel dem Herrn an der Jugend gelegen sei und wie manche Eltern es büßen müssen, wenn sie ihre Kinder übel auferziehen. „Dies Alles hat nun unser lieber Bruder und Mitarbeiter im Evangelio Christi, Leo Judä, betrachtet und weislich ermessen, und deshalb diesen Bericht verfaßt, nicht nur für die Jugend, sondern auch für die Eltern, damit sie ihre Kinder daraus zu unterweisen wissen. Dieser Bericht soll dir um so lieber sein, je getreuer und berühmter im Evangelio Leo nun viele Jahre her gewesen ist, er auch mit klarer und lauterer Einfältigkeit geschickt und in kurzen Worten die schwere und weitläufige Aufgabe weit besser als sonst jemand bisher gelöst hat; nicht daß er darum die Arbeit anderer im Evangelio Christi treuer und gelehrter Diener verkleinere; denn er schämt sich auch nicht, das Geeignetste daraus abzuschreiben und in das Seine aufzunehmen, da ja dasselbe nicht nur von den hochgelehrtesten unter den alten Lehrern, sondern auch von den heiligen Propheten geschehen ist."

Die Fragen sind nicht, wie in unseren jetzigen Katechismen, dem Lehrenden in den Mund gelegt, sondern dem „Jünger." Dieser begnügt sich nicht mit jeder Antwort; er macht Einwendungen, in treuherzig naiver Weise, wirft Zweifel auf, die großentheils auch jetzt noch zu berücksichtigen sind, und veranlaßt dadurch den Lehrer mitunter zu ausführlichen Darlegungen.

*) Leo Judä's größerer Katechismus erschien in neuer Auflage, von J. C. Grob herausgegeben, Winterthur, 1836.

Das Ganze zerfällt in vier Abschnitte: vom Willen Gottes, von der Gnade Gottes, vom Gebet der Gläubigen, von den Sakramenten. Von dem vielen Treffenden und Kräftigen mag hier nur Weniges Platz finden. So kommt beim zweiten Gebote die Stelle vor: „Rechte, wahre, tapfere, feste Gottes-Ehre ist, da der Mensch einen Gott im Herzen mit sich herum trägt, wo er hin geht", und beim vierten Gebote: „Obgleich die äußere Ceremonie in Christo aufgehört hat, so soll doch der Kern, der im Sabbath begriffen und verschlossen ist, nicht aufhören, sondern von den Christen viel fleißiger ersucht und gehalten werden." Vom Glauben heißt es: „Der Glaube begreift zwei Dinge, erstlich: Erkenntniß Gottes; denn niemand vertraut auf ein Ding, das ihm unbekannt ist, für's Andre: anhangen dem erkannten Gut und fest darauf vertrauen . . . Er trägt auch die Wahrheit mit; denn niemand will auf ein los, falsch, verlogen Ding sein Vertrauen setzen . . . . Dieser lebendige Glaube ist eine kräftige und labende Arznei der Seelen; wer sie trinkt und einnimmt, der wird gesund und heil, sicher und selig." Weiterhin folgt auf die Bitte des Jüngers: „Sage mir, was ist Gott und wie man an solchen Gott glauben soll," die Antwort: „Gott ist das oberste und höchste Gut, in dem alle Dinge wachsen, athmen, leben und sind. Allenthalben ist er gegenwärtig, allenthalben hilft er, allenthalben läuft er zu. Er ist das Leben, Wesen und Kraft aller Dinge, der Brunnen und Ursprung alles Guten und nichts ist gut, es komme denn aus ihm. Gott ist die einige, ewige, unendliche, unbegreifliche, unerforschliche und unaussprechliche Macht, Weisheit und Güte, von welcher, durch welche und in welcher Himmel, Erde, Meer und Alles, das darinnen ist, seinen Anfang und Ursprung hat, von dem auch alle geschaffenen Dinge erhalten und regiert werden. Er ist das Leben, das Licht, die Stärke, ja der Schatz und die vollkommene, überfließende Fülle alles Guten. In solch hoch und herrlich Gut soll unser Glaube und Vertrauen reichen, an ihm allein soll des Menschen Herz und Gemüth haften. Darum heißt glauben hier vertrauen; denn wir glauben nicht allein, daß ein einiger Gott sei (welches auch der Teufel glaubt und mit Zittern und Schrecken erkennt), sondern wir haben all unser Vertrauen zu ihm. Ich glaube an Gott, ist so viel geredet als: Mein Vertrauen steht allein zu Gott, der das wahre und höchste Gut ist, das Leben, Wesen und die Kraft aller Dinge." Aus der Sendung des Sohnes „sehen wir, daß Gott uns aufs höchste lieb hat, ja so lieb als sich selbst, da er sich selbst für uns hingibt." Bei dem Leiden des Sohnes wird darauf hingewiesen: „daß das ganze Leben Christi von der Geburt an bis ins Grab Leiden sei." Vom heil. Geiste heißt es: „Noch täglich geschieht es bis an den jüngsten Tag, daß Gott seinen

heiligen Geiſt in die Herzen ſeiner Auserwählten gießt unſichtbar, der die Herzen der Seinen anzündet, erleuchtet, ſtärkt, tröſtet und ihnen das Evangelium zu verſtehen gibt, den Glauben auferweckt, die Liebe inbrünſtig macht und die Hoffnung befeſtigt ..... Alle Dinge, die der Menſch von Gott, von Chriſto und allen göttlichen Dingen hört, lieſt, redet, iſt Alles kalt, todt und unfruchtbar, wo es der heil. Geiſt nicht lebendig macht." Auf die Frage: „Wer ſind die Kirche?" wird geantwortet: „Alle die, die da bekennen und wahrhaft glauben, daß Chriſtus der Sohn ſei des lebendigen Gottes." Vortrefflich wird gezeigt, wie der Geiſt zu Hülfe komme unſerer Schwachheit beim Gebete. Gegenüber der Einwendung, daß Gott ja alle Dinge wiſſe, wird geſagt: „Ein frommes, gläubiges Gemüth beſpricht ſich gern mit Gott, ſeinem Gemahl, von den Dingen, von welchen es weiß, daß ſie ihm gefällig ſeien und die er aus freier Gnade verheißt." Bei dem Sakramente ſpricht der Jünger: „Lieber Meiſter! lege mir aus und gib mir eigentlich zu verſtehen, was doch Sakrament heiße oder ſei?" Lehrer: „Es gibt einfältige Menſchen, ſo ſie dies Wort hören, vermeinen ſie, es ſei ein Ding, das uns die Sünde abnehme und uns heilig mache oder das uns Reinigkeit, Frömmigkeit und Heiligkeit gebe." Jünger: „Alſo hab ich's auch gehalten." Lehrer: „Allein die Gnade Gottes durch Chriſtum und ſeinen Geiſt gibt Reinigkeit und Heiligkeit, kein äußerlich oder leiblich Ding weder im Himmel noch auf Erden." „Die Sakramente aber, wird weiterhin gelehrt, bedeuten uns nicht bloß hohe Dinge, ſondern tragen ſie auch nach ihrem Vermögen und ihrer Art vor unſre Augen und Empfindniſſe, ... ſo daß ſie empfindlich lehren, vorbringen und nicht minder erfreuen denn die äußere Lehre und Rede, ja das menſchliche Gemüth viel gewaltiger entzünden, als wenn man die göttlichen Gutthaten ohne die Sakramente erzählt" .... „So man ſpricht, der wahre Leib Chriſti ſei wahrhaft im heil. Abendmal in der Betrachtung und Anſchauung des Glaubens, werde gegeſſen und getrunken von der gläubigen Seele, ſo iſt's wahr, iſt dem Glauben und aller Schrift gemäß .... Denn der Glaube macht uns den Leib Chriſti und ſein Blut, am Kreuze vergoſſen, viel gegenwärtiger, als wenn er leiblich gegenwärtig wäre, und iſt die geiſtliche Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Chriſti, die durch den Glauben inwendig genoſſen wird, viel theurer und gewiſſer, als die leibliche, ſo viel der Geiſt mehr und gewiſſer iſt denn das Fleiſch." Wir finden hier alſo die nämliche Darlegung der Abendmalslehre, wie in dem von Bullinger verfaßten zürcheriſchen Bekenntniß vom November 1534, in der erſten ſchweizeriſchen Confeſſion von 1536, deren Abfaſſung Leo in Baſel mit berieth, ſowie

in der Erläuterung derſelben. (Vgl. Peſtalozzi's Bullinger, S. 178. 185. 195. f.)

Dieſer Katechismus Leo's fand allgemeinen Beifall und wurde mannigfach benutzt. Er kam in Schaffhauſen, St. Gallen, Graubünden, Thurgau ꝛc. in Gebrauch. Eine Verkürzung davon, die Meganber in Bern 1536 herausgab, fand daſelbſt durchgehends Eingang. Aus St. Gallen ſchrieb ſchon im März 1534 der gelehrte Bürgermeiſter Vadian an Leo: „Dein neulich erſchienener Katechismus wird mit ſo großem Verlangen, Beifall und Jubel aller Frommen geleſen, umhergeboten und durchgeleſen, daß ich mich kaum erinnere, daß irgend ein anderes Buch, das von einem der Unſern deutſch heraus gekommen, günſtiger aufgenommen worden wäre.... Keine andern Ergötzungen hab' ich in meinen karg zugemeſſenen Freiſtunden, als mich mit deinen, Pellican's und Bullinger's Arbeiten abzugeben. Möge der Herr Jeſus euch lange unverſehrt erhalten zum allgemeinen Beſten der Frömmigkeit!" *)

In Zürich wurde im October 1534 von der Synode beſchloſſen, man ſolle überall auf Einführung von Katechiſationen hinarbeiten, und Leo ſolle auf künftige Synode einen hiefür geeigneten Katechismus abfaſſen. Letzteres verzog ſich indeß, vielleicht wegen der eintretenden Verhandlungen über ein mit andern Kirchen gemeinſames Bekenntniß ꝛc. Erſt ſpäter trat dieſes kürzere Lehrbuch Leo's hervor, wie es ſcheint, im Jahre 1541. Es führt den Titel: „Der kürzere Katechismus, eine kurze chriſtliche Unterweiſung der Jugend in Erkenntniß und Geboten Gottes, im Glauben, im Gebet und anderen nothwendigen Dingen." Der Verfaſſer geſteht im Vorwort ſelbſt, der frühere Kinderbericht „ſei vielleicht für die jungen Kinder zu lang und unbegreiflich," daher habe er nun den jetzigen verfaßt, aus welchem die Erzieher der Jugend, ſeien es Pfarrer, Schullehrer oder Eltern, die Jugend unterrichten und über das Gelernte wieder befragen mögen. Hier ſind daher die Fragen dem Lehrenden in den Mund gelegt. Während die frühere Arbeit bloße Privatſache war, wird bemerkt, daß dieſe von der Obrigkeit, ſowie von den Mitarbeitern am Worte in der letztgehaltenen Synode ſei gutgeheißen worden. Während die Zahl der Fragen in dieſem kleinern Katechismus, „für die herangewachſenen und verſtändigen" 212 beträgt, findet ſich ein Anhang für die „gar jungen Kinder", der auf wenigen Blättern (in 56 Fragen)

*) Die Benutzung von Leo's Katechismus fand begreiflich zunächſt in der Schweiz Statt. Indeß ſchreibt Gerhard zum Camph am 7. April 1546 aus Emden in Friesland an Pellican nach Zürich: „Euer Katechismus hat Vielen ſo gefallen, daß ſie ihn in unſer Idiom überſetzten und ihren Gemeinden empfehlen. In unſerm Katechismus iſt der eurige uns vom größten Nutzen."

den Hauptinhalt kurz zusammen faßt, mitunter in musterhafter Kürze. Z. B. auf die Frage: „Wie ist man fromm und redlich?“ die Antwort: „So man glaubt, was er verheißt, und thut, was er heißt, und unterläßt, was er verbeut;“ ferner auf die Frage: „Wer gibt Kraft, die Gebote zu halten?“ die Antwort: „Allein Gott durch Christum, so man an ihn glaubt;“ ferner in der Auslegung des heil. „Unservaters“ auf die Frage: „Warum bittest du Gott, daß er dich nicht in Versuchung führe?“ lautet die Antwort: „Da sind die Anfechtungen stark und ich schwach, und vermag nichts ohne Gottes Hülfe.“

Einläßlicher sind die Fragen der ersten Abtheilung für die etwas reifere Jugend. Auch davon mögen noch einige Proben folgen. Auf die Frage: „Zu welchem Ende hat dich Gott erschaffen? sollst du allweg hier sein in dieser Welt?“ lautet die Antwort: „Das Ende, wozu der Mensch geschaffen ist, ist Gott; den soll er lernen erkennen, ihn ob allen Dingen allein lieben und ihn nach dieser Zeit im ewigen Leben ewiglich genießen. Darum soll ich alle Creaturen mit dem Herzen übersteigen und Gott meinem Schöpfer allein anhangen.“ Falscher Freiheit tritt auf die Frage: „Wie sind wir von Sünden ledig, so wir doch, so lange wir leben, immerdar Sünder sind?“ die Antwort entgegen: „Sünder sind wir, so lange wir leben, das ist: das Fleisch, der Teufel und die Sünde reizen uns allerdings an, sie mögen aber uns, so wir an Christum glauben, nicht beherrschen und obsiegen. Wir sind frei von Sünden und vom Teufel, nicht dergestalt, daß sie uns nicht anfechten, anreizen und anfallen, sondern also sind wir frei, daß sie uns fürhin nicht mögen beherrschen und unter ihr Joch bringen. Denn die, welche der Sohn Gottes ledig und frei gemacht hat, die sind wahrhaft und recht frei. Nun hat uns Gott aus der Gewalt der Finsterniß gezogen in das Reich seines geliebten Sohnes Jesu Christi, daß er nun fürhin unser Herr und König sein soll und wir frommlich unter ihm als unserm Haupte leben. Diejenigen aber, welche christliche Freiheit zu Muthwillen und Wollust ihres Fleisches gebrauchen, welche niemand seine Schuld bezahlen, niemanden unterworfen dienen und gehorsam sein wollen, sondern ohne Aufsehen und Achtung ihres Nächsten nach ihrem Muthwillen leben, die sind weder gläubig noch Christen, sondern fleischliche, ungläubige Menschen.“ — Ueber Glauben und Werke finden wir auf die Einwendung des Lehrenden: „So denn der Glaube allein ohne die Werke des Gesetzes fromm und selig macht, so würde folgen, daß die guten Werke weder nöthig noch nütze seien, woraus dann die Menschen verrucht und arg würden,“ die Antwort: „Ich scheide die Werke nicht vom Glauben, ich trenne auch den Glauben nicht von den Werken, sondern ich sage,

daß der Glaube nimmermehr ohne gute Werke sein mag noch soll. Ich schreibe aber die Frömmigkeit und Seligkeit dem Glauben allein zu, nicht den Werken. Unter Glauben verstehe ich die Barmherzigkeit Gottes durch Christum. So ich nun das thue, verwerfe ich die guten Werke nicht, sondern ich zeige den rechten Ursprung und Brunnen aller guten Werke an, nämlich den Glauben. Denn was der Mensch ohne Glauben thut, es scheine wie hübsch und gut er immer wolle, ist doch weder gut noch gottgefällig, sondern es ist Sünde. Röm. 14, 23. Hebr. 11, 6." — Auf die Frage, wozu die Wiedergeburt diene, wird geantwortet: „Welche also wiedergeboren und neue Menschen werden, die fangen von Stund an der Sünde abzusterben, der Sünde feind zu werden und wider die Sünde zu streiten; und das treiben sie, so lange sie in dieser Zeit leben; sie ziehen den Herrn Christum an wie ein Kleid, daß er allenthalben aus ihnen hervor schimmert (erglastet) in Worten und Werken; sie sind demüthig, geduldig, gehorsam, sanftmüthig; sie lieben den Nächsten und dienen ihm willig und mit Freuden, und ergeben sich ganz und gar Christo in aller Gottseligkeit zu leben."

Noch früher als die Herausgabe dieses kürzeren Katechismus Leo's fällt das Erscheinen seines lateinischen Katechismus, der keineswegs die Uebersetzung eines seiner deutschen Katechismen ist, sondern eine durchaus davon verschiedene Arbeit, für die lateinische Schule (das Gymnasium) in Zürich bestimmt. In der Widmung an den Rektor desselben Johannes Fries spricht sich Leo ganz offen aus: Die Schwierigkeit der Sache, sowie insbesondere seine ungeheure Geschäftslast, die ihn beinahe erdrücke, habe ihn bis jetzt verhindert, seinem Versprechen gemäß, ein solches Lehrbuch zu liefern. Doch habe er da einen tüchtigen Stellvertreter aufgefunden. Johann Calvin nämlich, der Frömmigkeit und Wissenschaft im höchsten Maße in sich vereine, habe neulich gewisse „Unterweisungen (Institutionen) in der christlichen Religion" verfaßt. Aus diesen habe er (Leo) die wichtigsten Abschnitte ausgezogen und mit Rücksicht auf den Jugendunterricht verkürzt. Auf Ruhm oder Lob mache er daher gar keinen Anspruch; das gebühre einzig Calvin, als dem Urheber. Dieser werde es ihm nach seiner Freundlichkeit wohl zu gute halten, daß er sein Werk so benutzt habe zum Besten der christlichen Jugend. — Großentheils entspricht daher Leo's lateinischer Katechismus wörtlich dem in Genf öffentlich angenommenen, von Calvin im März 1538 herausgegebenen und mit obigem Titel versehenen Katechismus; Anderes, wie die Lehre von den Sakramenten, ist nach der in Zürich damals gangbaren Ausdrucksweise umgebildet. Die Frag- und Antwort-Form gehört

Leo zu, indem jenes Lehrbuch Calvin's derselben entbehrt. Leo's Bearbeitung muß bald nach der Calvin's erschienen sein.

Wir haben also hier die merkwürdige Erscheinung, daß mehr als ein Jahrzehend vor dem sogenannten Zürcher Consensus (der förmlichen Zusammenstimmung der Zürcher mit Calvin von 1549) ein von Calvin herrührendes Lehrbuch in der höheren Schule Zürichs beim Religionsunterricht gebraucht wurde, wie denn eben das Leben an Beziehungen und Verbindungen oftmals reicher ist, als man sich's gewöhnlich denkt. Und zwar sehen wir dies gerade durch einen Mann vollführt, der zu den entschiedensten Gegnern der lutherischen Lehre gehörte.

In Leo's kürzerem deutschen Katechismus entspricht die am Schlusse befindliche einläßliche Zusammenfassung der Lehre von den Sakramenten, insbesondere vom heil. Abendmal wörtlich seinem lateinischen Katechismus.

So hat Leo durch seine Bemühungen auf dem katechetischen Gebiete nicht wenig dazu beigetragen, daß die evangelische Lehre dem nachwachsenden Geschlechte lebenskräftig eingepflanzt werde. Noch während der letzten Zeit seines Lebens wurden die Katechismuspredigten angeordnet, die auch in den folgenden Jahrhunderten sich forterhielten, sowie öffentliche Prüfungen (Katechisationen), zu denen in Zürich damals die Volksmenge zahlreich herbei strömte. Letztere fanden anfangs nur etliche Male des Jahres, dann monatlich, späterhin noch öfter statt. Leo's kleineren Katechismus pflegte man dem Gedächtniß einzuprägen. Derselbe blieb im Gebrauche, bis ein neues Zeitalter eintrat, das auch auf diesem Gebiete einläßliche Lehrbestimmungen zu bedürfen glaubte (in Schaffhausen 1569, in Zürich 1609). Immerhin erhielt sich auch in den nunmehr gangbar werdenden Umarbeitungen des Katechismus Vieles von Leo's Werk.

11. Leo's Theilnahme an der confessionellen Entwicklung.

Seine Beziehungen zum Elsaß.

Nicht weniger lebhaft als an den Fragen über Kirchenzucht, über das richtige Verhältniß von Staat und Kirche und an der katechetischen Aufgabe seiner Zeit nahm Leo Antheil an denjenigen Verhandlungen, die zur Aufstellung des kirchlichen Bekenntnisses führten, insbesondere an all den Versuchen, die auch nach Zwingli's Tode gemacht wurden, eine Annäherung zwischen den Anhängern Zwingli's und denen Luther's zu erzielen. Sein ganzes Herz ward um so stärker davon bewegt bei seinem innigen Verhältnisse zu Zwingli einerseits und anderseits bei seiner nahen persönlichen Bekanntschaft mit den Hauptleitern jener Versuche, den Straßburger Theologen.

Wir finden ihn nun vorerst überaus geneigt zum Entgegenkommen, so weit es unter Festhaltung des Zwingli'schen Lehrbegriffes irgend möglich war; dann aber auch eben so entschieden in der Ablehnung weiter gehender Zumuthungen, zumal zweideutiger Formeln, die nur den Schein einer Einigung gewähren, hernach aber nur desto größere Zerwürfnisse herbei führen konnten. Wir sehen ihn hierin fortwährend mit Bullinger einig gehen; nur daß er bei seinem heftigen Temperamente in den Warnungs- und Mahnbriefen, die er an Freunde schrieb, sich weit stärkerer Ausdrücke bedient.

Tief entrüstet ward Leo über die im Drucke erscheinenden, feindseligen Sendschreiben, durch die Luther bald nach Zwingli's Tode die Fehde erneute und die Bekenner von Zwingli's Lehre in Deutschland aufs neue verfolgte. Zu dem Sendbriefe, welchen die Zürcher Prediger deshalb (im Juni 1532) an Markgraf Albrecht von Brandenburg zu richten sich gedrungen sahen, besorgte Leo die deutsche Uebersetzung des um 840 von Ratramnus verfaßten Schriftchens „vom Leib und Blute des Herrn," welches hinzu gefügt wurde zu schlagender Widerlegung des Vorwurfs von Luther, als ob Zwingli's Lehre eine neue Erfindung, „aus den Fingern gesogen" wäre und sich von dem Zeugnisse der gesammten christlichen Kirche losrisse. (S. Pestalozzi's Bullinger S. 164. 630.)*)

Gleichzeitig beklagt sich Leo bei Butzer schmerzerfüllt über Luther: „Wir achten Luther," sagt er unter andern, „als ein Werkzeug des Herrn, als unsern Mitbruder; aber wir verabscheuen seine Schmähsucht, seine ungezähmte Hitze, seinen Stolz und seine Bannsprüche. Wir müssen es zwar dulden, daß er seine Mitdiener verfolgt und nicht einmal die Todten ruhen läßt, daß er unsere Lehre und unser Predigamt vor aller Welt durchzieht, uns Schüler des Teufels und Ketzer nennt, ja uns sogar dem Satan übergibt; aber billigen können wir es nicht. Was für ein Geist aus ihm spricht, mag er selbst beurtheilen. Immer fährt er fort, bei dem Kaiser und den Fürsten uns als Schwärmer anzuschwärzen und auf unsere Vertreibung zu dringen. Wohl ertragen wir Luther's Schmähungen standhaft, aber nicht die Schmähung unserer Lehre." Ueber sich selbst spricht er dabei höchst bescheiden, indem er seinen stillen Kummer, über die eigene Unzulänglichkeit, ganz in's Herz des Freundes ausschüttet mit einer Offenheit, die uns tief in sein Inneres blicken läßt: „So schreib' ich dir eben, mein lieber Butzer, nach meiner geringen Einsicht; nimm's nach deiner Milde und Freundlichkeit wohl auf. Ich stecke zwischen Thür und Angel. Ich sehe wohl, daß ich in

*) Dieses bemerkenswerthe Schriftchen wurde in der Folge noch in einer Reihe von Ausgaben lateinisch, französisch und englisch gedruckt.

göttlichen Dingen gar nichts vermag und daß von gelehrten Männern viel an mir vermißt wird. Daher sinne ich manchmal auf Flucht aus diesem so überaus mühseligen Dienste; nicht daß ich der Arbeit überdrüssig bin, wohl aber über mich selbst verdrießlich und ärgerlich auf's heftigste. Vieles wird hiezu erfordert, was, wie ich wohl weiß, mir fehlt, Wissenschaft, Frömmigkeit, Muth und Festigkeit; die Einen spötteln bei mir über Furcht, Andere über Unbesonnenheit und Dreistigkeit. Will ich fest und ernst auftreten, so fürcht' ich, es sei Keckheit und ich errege Zerrüttung; bin ich mild und sanft, so fürcht' ich, es sei Trägheit und Gleichgültigkeit: o welch' ein gefahrvolles Loos! Verrichtet Jemand etwas Leibliches, so läßt sich's wieder verbessern; aber die Seelen, die mit dem Blute Christi erkauft sind, versäumen oder zum Schlimmern führen, ist das nicht das ärgste Verbrechen? Bitt' Gott für mich, daß er mich aus diesen Gefahren befreie!"

Mit Bezug auf die Vermittlungsversuche schreibt Leo (im Juli 1532) an Myconius: „Daß du zur Eintracht mahnst, ist recht; denn ohne sie kann die Kirche nicht bestehen. Daß aber Einigkeit unter den Kirchen Bestand haben könne bei Zwiespalt in der Lehre, das versteh' ich nicht, geschweige daß ich's glauben könnte. Aber du hast diese Ueberzeugung, setzt er ironisch hinzu, ohne anders aus Schriftstellen; ich bitte dich sehr, mir diese anzugeben. Uebrigens ermahnen wir unsre Gemeinden tagtäglich, mit dem Glauben Liebe und heiligen Wandel zu verbinden, nach Frieden und Wahrheit zu trachten."

Wiederholt aber fühlte er sich gedrungen, den ihm so nahe befreundeten Butzer von falschen Vermittelungen und irre führenden Wendungen abzumahnen. Auf's schneidendste warnt er ihn vor allzu großer Willfährigkeit gegen Luther im Februar 1534 in Folge einer eben erschienenen Druckschrift Butzer's, bald nachdem Letzterer geholfen hatte ihn vor Verwirrung zu behüten. „Ich nehme die Mahnung an, mich vor Schwenckfeld, Hofmann und den übrigen Leuten solchen Gelichters zu hüten; ich glaube aber, gleicher Weise solltest du dich vor Luther hüten, der nicht bloß in Hinsicht der Sakramente, sondern in vielen Punkten der Schrift zuwider lehrt, uns dem Satan übergibt, sich von uns trennt." Er vergleicht sodann Butzer (im Briefe an diesen vom 27. April) im Verhältniß zu Luther mit einem unglücklichen Liebhaber; so wüthend, so streitsüchtig, so leidenschaftlich sei Luther; und doch empfehle Butzer ihn jedermann, während er Schwenckfeld verwerfe und verabscheue und jedermann vor ihm warne, obwohl dieser von Butzer und seinen Amtsbrüdern das Zeugniß eines unklagbaren Lebenswandels habe. Luther sei ja mit den ärgsten Fehlern behaftet; er verachte und

ſchmähe die Andern alle; ſpreche von der Zudienung der Sakramente und dem Kirchendienſt ſo unwürdig und irreligiös, rede ſo ungewaſchen, habe Oekolampad beſchimpft ſeines Abſterbens halben; er ſcheine wie vom Satan getrieben; da ſei ja nichts wahrzunehmen vom heil. Geiſte, denn die Liebe fehle. „Was iſt aber Glauben ohne Liebe?“ Auch den Erasmus, dieſen um die Wiſſenſchaft ſo hoch verdienten Mann, habe er auf ſo unwürdige Weiſe beſchimpft. „Ich verdamme Luther nicht, fügt Leo bei; ich freue mich auch nicht über ſeinen Unfall und Unverſtand; aber ich glaube, es liege Alles daran, daß er von den andern Dienern der Kirche zurecht gewieſen werde; ſonſt haben wir einen neuen Papſt.... Vielleicht klingt dies heftiger, als mir geziemt oder du gern hörſt. Aber die Einheit der (evangeliſchen) Kirche iſt zu bedenken!... Ich bitte Gott, daß er Luther ſanft und milde mache, ihn mit ſeinem Geiſte und mit Liebe beſchenke.“ Der friedfertige Schluß iſt geeignet, die vorangehende Schärfe des Briefes zu mildern, die freilich durch Luther's fortgehende Verdammungen veranlaßt war, ſowie durch das Verlangen, Butzer vor haltloſer Willfährigkeit zu bewahren.

Wenige Wochen nachher (im Mai 1534) ward Württemberg von der öſtreichiſchen Herrſchaft frei und ſeinem angeſtammten Fürſten wieder zu Theil, der raſch die Reformation ſeines Landes betrieb und dazu auch Leo's Freund Ambroſius Blaarer berief. Leo zürnte dieſem anfangs wegen ſeines mit Schnepf eingegangenen Uebereinkommens. (S. Peſtalozzi's Bullinger. S. 177.) Doch alsbald beſänftigt ſchreibt er ihm an 25. Oktober: „Deine Genugthuung nehme ich gerne an; an Deiner Lauterkeit zweifelte ich nie; — aber, ſetzt er recht aufrichtig hinzu, ich pflege ſo gegen Freunde meine Aufwallungen, vielleicht ziemlich unklug, auszuſchütten .... Zweideutiges iſt mir eben zuwider. „Leo ſelbſt erhielt einen Ruf zur Mitwirkung an der Umgeſtaltung Württembergs. Er ſchreibt darüber in demſelben Briefe: „Grynäus, ein Mann, den ich im Herrn verehre, hat mir geſchrieben, um mich zu bereden, daß ich mit ihm die ſchwere Aufgabe (die Reformation der Univerſität Tübingen) übernehme, gewiß mehr durch ein Uebermaß von Liebe zu mir bewogen, als durch richtiges Urtheil. Ich halte mich dieſer Verrichtung für unwürdig und ihr nicht gewachſen; auch darf ich meines Erachtens ohne Geheiß des Rathes nicht von hier weggehen. Es geſchehe der Wille des Herrn; ihm muß unſer Leben geweiht ſein!“

Ganz einverſtanden war Leo mit dem kurzen „Bekenntniß, betreffend das Abendmal“, welches Bullinger an Blaarer und Butzer gelangen ließ, und nachdem es von den meiſten Schweizerſtädten genehmigt war, auf die von Butzer im Dezember 1534 nach Conſtanz ausgeſchriebene Verſammlung von Geiſtlichen ober-

deutſcher Städte ſandte, um die Willigkeit zu einer Ausgleichung mit den Proteſtanten Deutſchlands darzuthun und zu zeigen, wie weit die ſchweizeriſchen Kirchen ihrerſeits hierin entgegen kommen könnten. Ja, ſo eifrig war Leo für dies Entgegenkommen, daß er auf's ſchärfſte und lebhafteſte den noch ſich ſträubenden Bernern zuſetzte, ſie ſollten durchaus ihre Zuſtimmung geben; er ſucht ihnen gar eindringlich zu zeigen, wie richtig man ſagen dürfe: „im heil. Abendmal ſei der Leib Chriſti da, und nicht blos dies, ſondern er werde auch ausgetheilt und werde auch gekaut (gegeſſen)." Dabei verſichert er ſie: „Nicht einen Halm breit ſind wir Zürcher von Zwingli's Meinung abgewichen." Doch die Berner hielten feſt an ihren Bedenken; erſt eine Conferenz Leo's mit Meganber in Brugg zu Ende Aprils 1535 brachte völlige Verſtändigung. (S. Peſtalozzi's Bullinger. S. 180.)

Hieran ſchloſſen ſich die Verhandlungen, aus welchen 1536 die „erſte helvetiſche Confeſſion" in Baſel (auch „zweite basleriſche Confeſſion" genannt) hervorging, an deren Abfaſſung auch Butzer und Capito ſich betheiligten. Leo war es, der im Auftrage der übrigen Geiſtlichen die Ueberſetzung in's Deutſche vornahm, welche ſofort für den Urtext erklärt wurde. Im Zuſammenhang mit ihrer Annahme ſtand Bullinger's Herausgabe von Zwingli's letzter, reifſter Schrift, der „kurzen Erklärung des chriſtlichen Glaubens" an Franz I.; Leo ließ ſie alsbald in's Deutſche überſetzt erſcheinen. An Vadian, der ihm um dieſelbe Zeit ſeine trefflichen „Aphorismen über das heil. Abendmal" vor dem Drucke zur Begutachtung vorlegte, ſchreibt er in ſeiner gewohnten Beſcheidenheit: Vadian habe unklug gehandelt, daß er dafür an ihn ſich wandte; denn es heiße „Schuſter bleib beim Leiſten!"; er (Leo) hätte gewünſcht, man wäre in der Kirche ſtets bei der apoſtoliſchen Einfachheit geblieben; nun danke er Gott, daß von ihm ein ſolcher Mann gegeben ſei, der Alles auf's klarſte darlege. „In ſo heiligen Myſterien, fährt er dann nach einläßlicher Beurtheilung der Schrift Vadians fort, iſt's kein Wunder, wenn jeder nach der ihm verliehenen Gnade das ausſpricht, was ihm zum Preiſe Gottes zu gereichen ſcheint. Und gewiß iſt die Sache, die durch dieſes Sakrament dargeſtellt wird, ſo herrlich und ſo weit, daß es niemand mit Worten ausdrücken kann!"

Als Butzer in der Folge ungeachtet aller Warnung immer mehr doppelſinnige Formeln vorbrachte, als die berniſche Kirche dadurch in Zerwürfniß gerieth, Meganber daſelbſt entlaſſen ward (1537), als vollends Butzer's mißlicher Brief an Luther (vom 19. Januar 1538) zum Vorſchein kam, ſprach Leo unverholen ſeine Entrüſtung gegen Butzer aus, wollte auf nichts mehr eingehen und veranlaßte auch die Eltern ſeines Neffen Johann Fabritius (Schmid) aus

Bergheim im Elsaß, der eine Zeit lang in Butzer's Hause gewesen, ihn von dort zurück zu rufen, wozu freilich auch noch andere Gründe mitwirkten. So sehr war ihm, seiner obigen Aussage gemäß, alles Zweideutige zuwider. — Mit Calvin dagegen, den er 1536 und 1538 kennen gelernt hatte, finden wir ihn auch weiterhin in freundschaftlichem Verkehr.

Ein höchst dringender Ruf gelangte im Herbst des Jahres 1535 an Leo, gleich jenem nach Tübingen ebenfalls in Folge der Rückkehr Württembergs unter das angestammte Fürstenhaus, ein Ruf, der sehr viel Lockendes für ihn hatte, in sein liebes Heimatland, in's Elsaß. Graf Georg, der die dortigen württembergischen Besitzungen Horburg und Reichenweier im Namen seines Bruders des Herzogs Ulrich regierte, berief ihn zur Einführung der Reformation in diesen Herrschaften. „Leo, den treuen Hirten der Schäflein Gottes, und seinesgleichen", schreibt er an den Rath zu Zürich, „sollte man, ob sie gleich nicht wollten, in die große Ernte hinaus treiben, die ihm der Herr bei uns bereitet hat." Durch wiederholte Bittschreiben, sowie durch einen Abgeordneten betrieb er die Sache in Zürich. Doch ließ man Leo nicht ziehen, weil man ihn in Zürich nicht entbehren mochte.

Statt seiner wurde Erasmus Fabritius dem Grafen für etliche Jahre überlassen. Leo dagegen erhielt in den nächsten Jahren (1538) in Zürich das Bürgerrecht nebst etwelcher Aufbesserung seines Einkommens.

An gutem Willen für sein Geburtsland zu wirken, hätte es Leo nicht gefehlt. Fortwährend trug er es auf seinem Herzen. Schon aus der früheren Zeit haben wir Zeugnisse davon. So schrieb er im Spätjahr 1524 seinen Verwandten in Bergheim, woselbst seine Schwester Clara mit dem Metzger und nachherigen Spitalmeister Jakob Schmid verehelicht war, mit Bezug auf die Gefahren, die damals noch den evangelisch Gesinnten drohten, sie sollten sich nur treulich zu Gott halten. „Wie möchte doch ein so milder, gnädiger Vater seine Kinder verlassen? Seht nur zu, daß ihr ihm fest vertrauet und seine Wege haltet, so wird es euch an nichts gebrechen weder im Geistlichen noch im Leiblichen." Er beschreibt ihnen dann den günstigen Stand der Sache des Glaubens in Zürich und fügt bei: „Wollte Gott, daß es möglich wäre, daß wir möchten bei einander wohnen!" Er empfiehlt ihnen auch seinen damaligen Amtsnachfolger in St. Pilt, Wolfgang Schuch; indem er Herrn Diebolt grüßen läßt, fügt er bei: „Bittet diesen, daß er dem jetzigen Leutpriester Herrn Wolf Gutes thue; denn ich hoff' und vermein' — trüg' ich mich nicht — der sei ein frommer Hirt und ein wahrer rechter Lehrer und ein gottesfürchtiger, lieber Mann." Weiter grüßt er zwei Gevattern, sowie zwei Frauen und „insonders

auch den Bruder Lienhard; denn der Pfarrer zu St. Pilt, Herr Wolf, hat mir geschrieben, er hange auch treu am Gotteswort und habe sich bekehrt; und das hat mich so wohl erfreut, als ich's las, daß mir die Augen überliefen vor Freud. Denn es freuen sich auch die Engel über einen Menschen, der sich bekehrt; wie sollte denn ich nicht frohlocken, wenn täglich viel Gläubige zu Christo kommen. Ich bitte euch auch, ihr wollet doch dem Leutpriester zu St. Pilt allweg das Beste thun; denn er hat mir gar viel Gutes über euch gesagt in seinen Briefen. O wollte Gott, daß ihr zu Bergheim einen solchen Mann hättet! Aber Herr Simon will nicht dran. Gott erbarm sich über ihn; grüßet ihn auch von mir; ich bitte täglich Gott für ihn, daß er ihn erleuchte."

Ueber Wolfgang Schuch täuschte Leo sich nicht; er steht da unter den großen Märtyrern unserer evangelischen Kirche, als ein Zeuge des Glaubens und der hingebenden Liebe, zu der Christus die Seinen entzündet. Er predigte treulich das Evangelium und gestaltete demselben gemäß den Gottesdienst um unter allgemeinem Beifall von Seiten der Gemeinde. Allein der Herzog von Lothringen, dem St. Pilt zugehörte, drohte auf die Kunde davon die Stadt mit Feuer und Schwert zu zerstören, da er nach der Darstellung seines Beichtvaters in ihren Bewohnern nicht bloß Ketzer, sondern auch Aufrührer sah. In einem ehrerbietigen Schreiben (vom 2. Januar 1525) legte nun Schuch ihm Rechenschaft ab von seiner evangelischen Predigt, durch die gerade der beste Gehorsam gegen die Obrigkeit gewirkt werde, nämlich der willige. Da jedoch dieser Brief ohne Erfolg blieb, reiste er selbst nach Nancy, der Residenz des Herzogs, um „als treuer Hirt" das Verderben von seiner Gemeinde abzuwenden und allein auf sein Haupt zu laden. Klar über sein eigenes Schicksal, standhaft im Bekenntniß seines Glaubens in langer Kerkerhaft und unter mancherlei Verhören vernahm er freudig sein Todesurtheil und starb demüthig und zugleich voll heiligen Muthes in den Flammen am 21. Juni 1525, eine Wittwe mit sechs Kindern hinterlassend. St. Pilt aber entging der angedrohten Verwüstung, die der Herzog an andern Ortschaften unter entsetzlichem Blutvergießen im ausgedehntesten Maße wirklich vollzog. Doch die Saat des Evangeliums, die Leo daselbst ausgestreut und Wolfgang Schuch gepflegt hatte, ward völlig ausgerottet.

Als Leo im Sommer des Jahres 1531 Gelegenheit hatte, seinem Schwager Jakob Schmid in Bergheim durch den ehemaligen Administrator von Einsiedeln, Theobald von Geroldseck, einen Brief zu senden, berichtet er ihm, er selbst sammt seiner ganzen Haushaltung sei frisch und gesund, er möchte dasselbe gerne auch von ihm (seinem Schwager) vernehmen; „doch viel lieber, fügt er bei, möchte

ich hören, daß man auch bei euch die Wahrheit öffentlich dürfte bekennen; dies würde mich über Alles erfreuen. Lasset uns Gott ernstlich darum bitten; er wird uns erhören!" Allein dieser Wunsch ging nicht so bald in Erfüllung. Späterhin faßte daher Leo's Schwester (1539) den Entschluß, um des Evangeliums willen „aus Babylon" nach Zürich auszuwandern, der indeß nicht zur Ausführung kam.

An den Nachfolger des Erasmus Schmid in Reichenweier, den tüchtigen Matthias Erb, der früher in Bern gewesen, schreibt Leo am 1. Mai 1541 in einem gar freundschaftlichen Briefe: „Ich bitte dich, daß du bei meinen Elsäßern, wie du thust, Alles dran setzest, daß sie im Glauben an Christum unterwiesen nach Unschuld streben. Dies ist deine Pflicht. Von Lohn mag ich nichts versprechen; denn das Wort Gottes trägt ihn reichlich in sich. Ich will, so viel an mir liegt, unsern treuen Vater im Himmel bitten, daß er dich mit seinem Geiste begabe und stärke gegen alle Feinde. Bete auch du inbrünstig für unsere Kirche."

12. Fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit Leo's, besonders als Uebersetzers.

Fortwährend finden wir Leo emsig in der Förderung und Ausbreitung der evangelischen Wahrheit auf schriftstellerischem Wege, besonders auch in der bescheidenen Stellung eines Herausgebers und Uebersetzers von Schriften Anderer.

Vor Allem sind hier zu nennen seine Uebersetzungen der damals sehr schätzenswerthen Paraphrasen (Umschreibungen) des Erasmus von Rotterdam zum Neuen Testamente. Schon in Einsiedeln hatte er, wie oben bemerkt, damit begonnen, durch Verdeutschung einzelner Episteln. Im Jahre 1523 erschienen diese insgesammt und 1542 das ganze neue Testament. Im Vorwort zu der Ausgabe von 1523 bemerkt Leo, er habe auf Bitten frommer Männer dieser für ihn fast zu schweren Arbeit sich unterzogen in der Absicht, auch dadurch „die evangelische und christliche Lehre, die jetzt allenthalben durch das Anhauchen Gottes zu wachsen und zuzunehmen beginne, zu fördern." Das schöne Latein habe er freilich nicht zu erreichen vermocht, habe sich auch lieber „des gemeinen, landlichen, denn des hohen und höfischen Deutsch" befleißen wollen um der schlichten Laien willen, für welche diese seine Arbeit vornehmlich bestimmt sei.

„Die aber, fährt er fort, die meinen, es sei vorzüglicher, den bloßen Text ohne Beireden und menschliche Auslegung dem Volke darzubieten, die reden recht; ich bin auch ihrer Meinung und wollte mit ihnen wünschen, daß nichts als das lautere Wort Gottes ohne

menschlichen Zusatz den Christen vorgelegt würde. Da aber der Mehrtheil der Menschen noch so schwach ist und unverständig, daß sie der festen Speise noch nicht genießen mögen, so achte ich, es sei kein Schaden, wenn ihnen dieses als eine Milchspeise gegeben werde, und die, so für sich selbst noch nicht erstarkt sind, hieran als an einer Bank zu gehen sich üben." Damit aber niemand dennoch etwa meine, er habe hier den bloßen Text der Episteln St. Pauli vor sich, so fügt er ausdrücklich die „Warnung" hinzu, man solle das hier Stehende nur für eine kurze Auslegung halten, die der hochgelehrte Erasmus mit großem Fleiß aus den alten Kirchenlehrern, Origenes, Hieronymus, Augustin, Ambrosius, Vulgarius ꝛc. zusammen gelesen habe, um zu zeigen, wie sie Paulus verstanden. Allerdings weiche diese Erklärung manchmal vom Sinne des Paulus ab, was aber der, der den Geist Gottes habe, leicht beurtheilen möge; man dürfe sich nicht verwundern, wenn Menschen als Menschen zu Zeiten geirrt und wenn Fleisch den Geist Gottes nicht erreichen noch verstehen möge. Da jetzt das Neue Testament zu Deutsch im Drucke ausgegangen, so könne ja der schlichte Laie den lautern Text daneben vor sich nehmen. „Welche aber, fügt er bei, der Geist Christi dermaßen erleuchtet und gestärkt hat, daß sie dieser Auslegung nicht bedürfen, die sollen Gott Lob und Dank sagen."

Was für Frucht aus den Episteln zu schöpfen sei, ergebe sich aus der von ihm (Leo) jeder Epistel und jedem Kapitel vorgesetzten Inhaltsangabe. Die Epistel an die Römer leuchte allen voran „wie ein Edelstein und schöner Karfunkel". Pauli Lob wäre nicht genug zu preisen. Was er von Gott, von Christus, von der Sünde, von den Kindern der Erwählung, von der Freiheit, von der Dienstbarkeit ꝛc. sagt, sei nichts Andres, als daß er im Kurzen die ganze Schrift erläutere. „Wo aber der Mensch die Augen des Gemüthes tiefer hinein läßt, o wie große, o wie hohe Heimlichkeiten sind in seiner Lehre verborgen! Paulus richtet wieder auf die niedergeschlagenen, schwachen und erschrockenen Gewissen. .... O wie kräftige Arznei finden hierin alle kranken Seelen! o wie großen Trost alle betrübten Gewissen! o wie starke Wehre wider allen Anlauf der Feinde!"

Daher richtet Leo an alle Christen die Ermunterung sich hierin fleißig zu üben. „Dies ist, sagt er, ein wahrer, rechter Gottesdienst, Gott der allerangenehmste und gefälligste, so man das Gemüth täglich speist und stärkt mit dem Worte Gottes und fleißigem Lesen der heil. Schrift. Verschließet diesen Schatz begierlich in euere Herzen! belustigt euch in diesem wohl gezierten Garten! schöpfet aus diesem Brunnen die lauteren und lebendigen Wasser eueren durstenden Seelen! von diesem fruchtbaren Baume brechet die Frucht des Lebens!"

Wir sehen, wie auch für das Geheimnißvolle, für die Tiefen des Gotteswortes wie des christlichen Gemüthslebens unserm Leo der Sinn nicht abgeht, vielmehr sein Gemüth hiefür offen und rege ist. Bezeichnend erscheint in dieser Beziehung, daß er in eben diesem Jahre (1523), während er an der Seite Zwingli's und wie bisanhin im völligen Einklang mit ihm zu wirken im Falle war, das sinnige und innige, ganz auf das innere Leben gerichtete Büchlein des Thomas von Kempen: „Von der Nachfolge Christi" in deutscher Bearbeitung, vermehrt und verbessert, herausgab. Während man so leicht geneigt ist, den schweizerischen, insbesondere den zürcherischen Reformatoren die Neigung und Stimmung des Gemüthes für diese Seite des Christenlebens abzusprechen, gewährt uns dies eine namhafte Ergänzung und Bereicherung für die richtige und allseitige Auffassung des sie beseelenden Christenthums. Von derselben Schrift erschien in den nächsten Dezennien nochmals in Zürich eine deutsche Ausgabe. Doch scheint gegenwärtig keines dieser deutschen Exemplare mehr vorhanden zu sein.

Besonders werthvoll waren im Fortgang des Reformationswerkes Leo's oben nur kurz erwähnte Uebersetzungen zwinglischer Schriften theils aus dem Lateinischen ins Deutsche, theils aus dem Deutschen ins Latein. Ueberdies hat man seinem ausharrenden Fleiße die Erhaltung und Herausgabe mancher Schriftauslegungen Zwingli's zu verdanken, die er sich während der täglichen Vorträge Zwingli's aufzeichnete; zum Theil ward er von Meganber bei der Herausgabe unterstützt. Auf solche Weise wurde Zwingli's Auslegung der beiden ersten Bücher Mose's, der Evangelien und mehrerer Episteln Gemeingut für die Mit- und Nachwelt.

Kurze Zeit nach Zwingli's gewaltsamem Tode gab Leo das „Handbüchlein der Psalmen" heraus, welches sämmtliche Psalmen in Zwingli's lateinischer und deutscher Uebersetzung enthält. Bezeichnend für Leo's ungebeugten Muth nach schwerer Zeit und seine innige Bruderliebe zu dem vielgeschmähten Helden des Glaubens ist sein Vorwort dazu, das er „Ermunterung an die christlichen Leser" überschrieben hat. „Neulich ist uns in ungünstigem Treffen von wilder Hand Zwingli, dieser Mann heiligen Andenkens, entrissen worden, christliche Leser, doch nicht ganz. Denn was können sterbliche Menschen thun, als gegen den Leib wüthen, diesen ganz vernichten oder auch nach dem Tode über den Schuldlosen mit Schmachreden herfallen. Aber ein schimpflicher Tod trifft nie den Tapfern (wie Cicero sagt) noch ein elender den Weisen! Noch lebt und ewiglich lebt er, der Helden tapferster, und hinterläßt ein unvergängliches Denkmal der Ehren, das von keinem Feuer kann verzehrt, durch keine Flammen vertilgt werden. Dem Leibe nach zwar ist er nieder-

gemacht von denen, deren Heil und Rettung er sein ganzes Leben hindurch eifrigst erstrebte .... O höchste Schamlosigkeit! o Undank, unverzeihlicher Undank! Doch ihm ist wohl geschehen, herrlich wohl; seine Tugend kann durch kein Vergessen ausgewischt, durch kein Verschweigen begraben werden. Gott wird sorgen, dessen Ehre er bis zum Tode verfocht, ja mit seinem Blute wahrte, daß wider Willen und trotz des Widersprechens der Feinde dieses Mannes Gedächtniß ruhmvoll und unvergänglich sein wird; dafür werden alle Frommen besorgt sein .... Lebt wohl und lernet am Vorbild dieses Tapfersten unter den Tapfern den Tod für die Wahrheit und Gerechtigkeit nicht scheuen, sondern unverzagten Herzens ihm entgegen gehen!"

Diese begeisterten Worte zündeten. So schrieb ihm Markus Bertschi, Pfarrer zu St. Leonhard in Basel, am 5. Juni 1532: „Es ist kaum auszusprechen, theuerster Bruder, welchen Gefallen du uns erwiesen hast durch die Herausgabe des Handbüchleins über den Psalter von unserm seligen Zwingli. So sehr hat uns dein kurzes von tapferen Gesinnungen erfülltes Vorwort entzückt. Deßhalb bitten wir dich, daß du den so heiligen Nachlaß des gelehrten Zwingli, von dem bei dir, wie wir wissen, sehr viel vorhanden ist, nicht im Staube oder Moder zu Grunde gehen lassest. Du wirst kaum einen andern und geeigneteren Weg finden, die Ehre und Schuldlosigkeit dieses unvergleichlichen Helden zu schirmen mit größerem Ruhm und Nutzen, und zudem wirst du uns Alle dir ewiglich verpflichten."

Leo zeigte durch die That, daß er willig war diesem Ansuchen zu entsprechen. Schon im folgenden Jahre gab er Zwingli's Auslegung der Epistel St. Jacobi heraus. In der Vorrede vertheidigte er diese Epistel gegen Luthers Anfeindung, ohne diesen zu nennen, indem er zeigt, wie der Glaube und dessen Früchte, die Liebeswerke mit einander müssen verbunden sein. „Darin, fährt er fort, hat gerade Zwingli Großes geleistet. Er hat so den Glauben gelehrt, daß niemand unserer Gerechtigkeit und den menschlichen Kräften weniger beimißt, niemand des Fleisches Lüste und Begehrlichkeit mehr bekämpft hat. Hinwieder hat er so auf Werke gedrungen, daß niemand die Heuchelei schärfer niederkämpfte."

Bei Herausgabe der Auslegungen Zwingli's zu der evangelischen Geschichte und den Episteln im Jahre 1539 erklärt Leo in der Vorrede: „er werde nächstens Zwingli's Schriften herausgeben, wenn er sehe, daß diese Anklang finden." Schon im Jahre 1533 hatte Bertold Haller dies verlangt (s. Pestalozzi's Bullinger S. 306.). Indeß kam es dazu erst in den nächsten Jahren nach Leo's Tode auf besondere Veranlassung. Seine Zeit war ohnedies durch eine große Arbeit aufs reichlichste ausgefüllt.

Achten wir indeß zunächst noch auf einige kleinere Produkte, so ist zuvörderst seine freie Uebersetzung von Bullingers 1531 erschienenen „Gesprächen gegen die Wiedertäufer" zu erwähnen. So stark waren die Aenderungen und Vermehrungen in Leo's Ausgabe, daß wie schon der Titel sagt, „die frühere kaum mehr zu erkennen war." Er gab sie 1535 heraus in eben dem Jahre, in welchem die wiedertäuferische Herrschaft zu Münster in Westphalen ihr schreckliches Ende fand, und zwar damit, wie er selbst bemerkt, „auch die, welche außerhalb Deutschland Christum bekennen, dieses Gegengift wider das Schlangengift der Wiedertäufer gebrauchen mögen. Denn wo immer Christus sich erhebt, stellen alsbald die Wiedertäufer sich ein, um die hergestellten und glücklich geordneten Gemeinden zu verwüsten und zu zerreißen." Mit allen Waffen sei die Wahrheit ihrem unheilvollen Irrthum gegenüber zu verfechten. „Wir suchen jedoch, bezeugt er dabei ausdrücklich, nicht das Verderben der Wiedertäufer; vielmehr bitten wir Gott, daß sie vom Irrthum zur Wahrheit bekehrt werden; den Irrthum verfolgen wir, nicht die Menschen. Lassen sie ihn fahren, so werden wir sie aller Ehrerbietung und Liebe werth achten." Diese Schrift Leo's dient uns übrigens, gleichwie sein (größerer) Katechismus vom Jahre 1534, auch noch zum Beweise, wie völlig er all jene Anfechtungen überwunden hatte, von denen er im Jahre 1533 betroffen war.

Im Jahre 1537 trat seine Uebersetzung von dem, wie Neander sich ausdrückt, „schönen" Buche des berühmten Kirchenlehrers Augustin: „Vom Geist und Buchstaben" ans Licht, worin der Entwicklungsgang des religiös-sittlichen Lebens dargestellt ist. Leo leitet seine Uebersetzung ein mit einigen gereimten Ermunterungen zur rechten Schätzung des Geistes:

„Der Geist — der wirkt aus Gottes Kraft;
Wo der nicht baut, da wird nichts g'schafft,
Und ist auch alle Schrift vergeben (vergebens);
Der Buchstab tödt, der Geist macht leben!"

Weiter ruft er im Gegensatz zu den Widerstrebenden seinem Leser zu:

„O frommer Christ, sei nit so schnell;
Betracht des heil'gen Geists Urthel (Urtheil);
Lies nit die Schrift nach Art des Fleischs;
Allein such drin den Sinn des Geists,
Der auch darin verborgen liet (liegt). —
Thu niet (nichts) dazu, davon auch niet (nichts);
Denn Christus hat selbst kund gethan,
Himmel und Erd' werd' eh' zergan (zergehen),
Eh' von seim (seinem) Wort ein Pünktlein fall'!"

„Allen denen, die den Namen Jesu Christi wahrhaft bekennen," wünscht Leo in seinem Vorwort, als „ein Mitdiener der gläubigen Kirche Zürich, vollkommene Erkenntniß Christi von Gott dem Vater." Auf Bitten seines lieben Gevatters, des greisen Herrn Wilhelm von Zell habe er diese Arbeit übernommen, zur Widerlegung der irre gehenden Päpstler, sowie derer, „die uns aller Welt verdächtig machen," zumeist aber um Gottes Ehre und des Heiles der Gläubigen willen. „Denn auch unter diesen, sagt Leo, gibt es Solche, die noch immerdar an ihren Werken hangen, auf ihre Frömmigkeit und Verdienste etwas Trost und Hoffnung setzen. Diese werden hieraus, hoffe ich, Bericht empfangen ihres Irrsals und lernen Gott allein alle Ehre zuschreiben. Es will uns noch immerdar die Gnade Gottes durch Christum nicht hoch und theuer genug sein in unseren Herzen; Christus will nicht genug bei uns gelten und der theure Schatz, den uns Gott in ihm gegeben hat, will von uns nicht recht und genugsam ermessen werden." . . . „Hier werdet ihr nun finden, daß Frommmachung und Seligmachung weder dem Gesetze Gottes, noch unsern Werken, noch dem freien Willen, noch dem äußern Worte, noch dem Kirchendiener, noch der Taufe, noch dem Nachtmal Christi, noch keinem Ding in Himmel und Erden soll zugeschrieben werden, denn allein der einigen bloßen, lauteren Gnade Gottes durch Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, in Kraft seines heil. Geistes, der die Liebe ausgießt in unsere Herzen." Nicht der Schriftgebrauch überhaupt bildet nämlich den Inhalt dieser Schrift Augustins, sondern das Verhältniß von Gesetz und Gnade, Gesetzlichkeit und christlicher Freiheit, indem er darin zeigt, wie das Gesetz als gebietender Buchstabe wohl zur Erkenntniß der Sünde und zu Knechtschaft führe, wie aber durch den Glauben allein die Gnade erlangt werde, welche die Seele heile, den Willen von der Sünde befreie und zum freien Dienste der Gerechtigkeit treibe durch den lebendig machenden Geist des Gesetzes, die durch den heil. Geist in die Herzen ausgegossene Liebe. Die Verbreitung dieser ächt evangelischen Gedanken suchte Leo durch seine Uebertragung zu fördern. Augustin achtete er überhaupt hoch und hielt sich auch sonst mit dem christlichen Alterthum in steter Verbindung, um die Erkenntnisse und Erfahrungen der alten Kirche für die Gegenwart nutzbar zu machen.

In den nächsten Jahren übertrug Leo auch zwei kleinere lateinische Druckschriften von Calvin ins Deutsche. Einerseits nämlich Calvins Schreiben an Gerard Roux, Magister der Sorbonne, dann Abt und Bischof, „Von der Pflicht eines Christenmenschen, das Priesteramt in der päpstlichen Kirche entweder zu verwalten oder nieder zu legen." Offenbar wollte Calvin Unentschiedene dadurch zur heilsamen Entscheidung drängen. Anderseits übersetzte er Calvin's

Brief an Niklaus Chemin: „Daß man die ungebührlichen Messen der Gottlosen meiden müsse.“ Den Namen des Verfassers ließ Leo bei der ersteren Schrift weg, um ihn Unannehmlichkeiten desto weniger auszusetzen. Da er aber für die zweite dieser Schriften niemanden fand, der es ohne den Namen des Urhebers drucken wollte, so schrieb er deßhalb zu Ende Februars 1540 an Calvin nach Straßburg, und erbat sich von ihm die Einwilligung seinen (Calvins) Namen der deutschen Uebertragung beizusetzen. Daß Calvin 27 Jahre jünger, war für Leo, wie wir schon bei seinem Katechismus sahen, nicht im mindesten eine Abhaltung, sich auch unter ihn zu stellen, indem er sein Uebersetzer wurde.

Er selbst vergleicht einmal sein Sammeln dem Bienenfleiße. „Ich bin, sagt er, wie das emsige Bienchen von Blume zu Blume geflogen und habe aus jeder etwas Honig gesogen, nicht mir allein, sondern daß ich allen Gläubigen damit Nutzen brächte.“ Was er da zunächst von seiner Schrift „Ueber das Leiden Christi“ (vom Jahre 1539) sagt, das ist wohl das Bezeichnendste in Bezug auf den größten Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

13. Leo's Bibelübersetzungen.

Insbesondere aber bewährte sich Leo's Bienenfleiß in seinen Hauptwerken, seiner deutschen und lateinischen Bibelübersetzung. Was die erstere betrifft, so ist vorab daran zu erinnern, daß Luther's Uebersetzung der Propheten und Apokryphen lange auf sich warten ließ; jene erschienen zusammt erst 1532, diese 1534. Von wiedertäuferischer Seite kam man ihm mit einer Uebersetzung der Propheten zuvor (Ludwig Hetzer und Hans Denck gaben diese 1527 in Worms heraus). Da indeß „Viele eine Scheu hatten“ sich dieser Uebersetzung zu bedienen, so erschien in Zürich 1529 eine deutsche Bibel, in welcher die Propheten und Apokryphen selbstständig übersetzt waren, jene, wie der Titel sagt, aus hebräischer Sprache „mit guten Treuen und hohem Fleiß durch die Prediger zu Zürich,“ diese „durch Leo Jud verdeutscht.“ Leo war freilich auch der Bearbeiter der Uebersetzung der Propheten; diese ging aber aus der täglichen öffentlichen Schriftauslegung hervor, wie sie damals in Zürich unter dem Namen „Prophetie“ (Prophezei) bestand, wobei von den anwesenden Gelehrten der Urtext mit der griechischen und lateinischen Uebersetzung verglichen und erklärt wurde. Die Vorrede sagt sehr anspruchlos: „Nachdem wir (die zürcherischen Prediger) jetzt etliche Jahre die Bücher des alten Testamentes öffentlich gelesen, haben viele Fromme gebeten, daß wir unsre deutsche Uebersetzung der Propheten heraus gäben. Unser Pfündlein wollten wir nicht vergraben ...

Wir schätzen uns nicht, daß wir jemand übertreffen oder verachten wollten, lehnen aber Etlicher Ungunst und Nachred ab, die nichts gut und recht achten, denn was von ihnen geschieht. Wir suchen allein unserm Herrn zu gefallen. So wir aus Unwissenheit irgendwo gefehlt (denn der Untreue und Argliſt sind wir uns nicht bewußt) oder den Sinn nicht getroffen hätten, so mögen wir wohl, daß Andere Besseres und Klareres hervortrügen. Denn unser Verstand verhält sich ja zur Schrift, wie das Auge zum Sonnenglanz; Einer hat schärfere Augen als der Andere; keiner aber vermag vollkommlich darein zu sehen. Niemand mag die Propheten auslegen und verstehen, er habe denn zum Vorleuchter und Führer den Geist, aus dessen Eingebung die Propheten geredet und geschrieben haben."

Fünfmal wurde nun die ganze deutsche Bibel in Zürich gedruckt, schon bevor Luther's erste Gesammtausgabe derselben (1534) erschien. Seit 1531 ist auch die Uebersetzung der poetischen Bücher des alten Testamentes eine von den zürcherischen Predigern selbstständig verfaßte. Bei den geschichtlichen Büchern begnügte man sich, in Luther's Uebersetzung Einzelnes zu verbessern und der oberdeutschen („hochdeutschen") Sprache entsprechend auszudrücken. In letzterer Hinsicht dürfte sie auch der Sprachforschung Manches darbieten. — Leo Judä's Uebersetzung der Apokryphen findet sich auch in den Straßburger Bibelausgaben von 1529 und den nächstfolgenden Jahren.

Von 1538 an wurde die ganze Bibel von Leo sorgfältig Wort für Wort mit dem Grundtext verglichen und demselben näher gebracht; er that dies auf den Rath des sachkundigen Pellican unter Beihülfe Michael Adams, eines jüdischen Gelehrten, welcher Christ geworden war und nun seinen Wohnsitz in Zürich nahm, sich auch daselbst verehelichte. In dieser Bearbeitung erschien die deutsche Zürcher Bibel seit dem Jahre 1540. Der Buchdrucker Froschauer stattete diese sowie die früheren Ausgaben würdig aus.

Die Krone aber von Leo's Arbeiten bildet seine lateinische Bibelüberſetzung. Auch sie schloß sich an an die oben erwähnte „Prophetie" und konnte insofern als ein Werk der zürcherischen Bibelforscher angesehen werden. Leo aber war es, der sie besorgte und mit eigener Hand niederschrieb. Wir finden ihn 1539 eifrigst damit beschäftigt. Im Jahre 1541 erschienen als Probe dieser „möglichst wortgetreuen" Uebersetzung die „Sprüche Salomo's". Betreffend Leo's Gewissenhaftigkeit beim Uebersetzen haben wir hier sein eigenes Zeugniß. „Das allein," sagt er im Vorwort, „habe ich bei allen meinen Studien stets mir vorgesetzt, das ist mein einziges Ziel, dem ich nachtrachte — und diesen Sinn möge Gott mir erhalten! — daß

ich, was aus dem Munde Gottes hervor gegangen, mir als Maßstab und als Prüfstein vorhalte, wornach ich mich richten müsse, und wovon ich nicht ein Haar breit weichen dürfe, sodann, daß ich mir und Andern das, was ich aus Gottes Munde vernommen, zur Förderung wahrer Frömmigkeit und Tugend aneigne und so Vielen Nutzen schaffe. Erreiche ich dies, so bin ich's wohl zufrieden; wo nicht, so beruhigt mich das Bewußtsein, ich habe das Rechte gethan und das, wozu die Liebe treibt, die nichts Arges thut." Er versichert noch, er sei „mit gewissenhafter Treue" zu Werke gegangen.

Wie großen Beifall diese Probe fand, zeigt uns ein Schreiben Ambrosius Blaarer's an Bullinger vom 6. October 1541, worin er seinen innigsten Dank und den lebhaftesten Wunsch der Seinigen ausspricht, daß Leo ununterbrochen in seiner Arbeit fortfahre; „wir bitten den Herrn von ganzem Herzen, daß ihr an das begonnene Werk glücklich die letzte Hand legen möget."

Leo arbeitete rastlos fort, und hatte das Glück, die kanonischen Bücher des alten Testamentes beinahe vollenden zu können. Er brachte ein Werk zu Stande, dessen die zürcherische und überhaupt die evangelische Kirche sich freuen durfte. Ueber die Entstehung derselben gibt Bullinger, als Vorsteher der zürcherischen Kirche, Namens ihrer Prediger im Vorworte zu dieser lateinischen Zürcher Bibel folgendermaßen Auskunft: „Nicht aus eigenem Belieben, sondern durch dringende Bitten von Vorstehern vieler Kirchen sind wir zu diesem Werke bewogen worden; wir waren uns wohl bewußt, daß niemand vermöge etwas Vollkommenes zu leisten . . . Wir bedachten, wie etliche Uebersetzer so an der hebräischen Redeweise hängen geblieben, daß ihre Uebersetzung allzu hebräisch, daher schwerfällig und für die jener Sprache Unkundigen allzu dunkel ausfiel . . . Daher standen wir an, bis endlich Leo Judä, unter den Hirten und Dienern der zürcherischen Kirche nicht der letzte, jenes Wort des Hieronymus vorbrachte: ,,,,Im Tempel Gottes bringt ein jeder das, was er kann, die Einen Gold, Andere Silber und Edelgestein ꝛc.; mit uns steht's gut, wenn wir nur Felle und Ziegenhaar bringen,'''' und wiederum: ,,,,Die Talente und Gottes Gaben sind verschieden; verflucht, wer nicht rüstig mit dem ihm anvertrauten Talente wuchert!'''' Ich also, sagte Leo, will mein geringes Vermögen dran setzen und versuchen, ob ich einen Gewinn heraus bringe. Dieser Mann Gottes hat's daher in heiligem Eifer gewagt, und zuerst unter uns angefangen eine lateinische Bibelübersetzung zu unternehmen; gleich von Anfang aber, wann er etwas gefertigt hatte, zeigte er es alsbald etlichen Gelehrten, indem er horchte, was Andre von seinem Vorhaben und seinen Arbeiten dächten; ja er bat sie dringend, ihm nichts zu verhehlen, sondern aufrichtig zu sagen, wie es ihnen vorkomme. Sein Vornehmen

gefiel aber ja den Besten und der Fortgang derselben sagte ihnen so sehr zu, daß sie ihn fleißig ermunterten, in dem begonnenen Werke fortzufahren und es vollständig an's Licht treten zu lassen."

„Bei seiner Uebersetzung, fährt Bullinger fort, bediente sich Leo eines vorzüglich genauen hebräischen Textes; an diesen hielt er sich auf's treuste, faßte ihn überall in's Auge und folgte ihm, als dem einzigen Leitstern und der Richtschnur der ewigen und untrüglichen Wahrheit. Indeß zog er auch andere hebräische Texte bei, besonders bei schwierigen und zweifelhaften Stellen. Und obschon er nicht meinte, die wahre Lesart sei aus den griechischen oder den verschiedenen lateinischen Ausgaben zu schöpfen, zog er doch häufig auch sie zu Rathe; ebenso berücksichtigte er, was die rechtgläubigen kirchlichen Schriftausleger hie und da in Betreff der ächten Lesart und des richtigen Sinnes überliefern."

„Trefflich wurde er unterstützt durch die Arbeit und den Fleiß der hocherleuchteten Männer, welche, in den Sprachen und den Sachen wohl erfahren, schon seit mehr als achtzehn Jahren in der zürcherischen Kirche das alte Testament nach dem hebräischen Urtext und mit Vergleichung der Sprachen, auch mit Berücksichtigung der Ueberlieferungen der gelehrtesten Ausleger auf's treuste erklärt haben. Er war ihr steter Zuhörer und zeichnete jedes Mal fleißig aus ihren Vorträgen auf, was sie von der Eigenthümlichkeit und dem Genius der hebräischen Sprache, den Rabbinen oder hebräischen Auslegern, den Ansichten der älteren und neueren Kirchenlehrer, der Vergleichung der Handschriften und verschiedenen Lesarten mit unglaublicher Gelehrsamkeit und Sorgfalt vorbrachten. Zu Hause verarbeitete er erst das Alles, verglich es mit den Autoren selbst und den authentischen Schriften und bereitete so, ohne anders unter vorausgehender Anordnung der göttlichen Vorsehung, das Material für dieses sein künftiges Werk."

„Durch dies Alles unterstützt und dies Alles zu Rathe ziehend, faßte er seine lateinische Uebersetzung ab treulich der hebräischen Wahrheit entsprechend. Keinen andern Zweck setzte er sich bei dieser seiner Arbeit, als den Nutzen der Kirche, die er aus allen seinen Kräften fördern wollte. Daher er nirgends wissentlich auch nur ein Jota wegließ, nirgends vorsätzlich irgend etwas verdrehte." . . . .

„Im Uebersetzen war er nicht kleinlich. Den Sinn gab er nämlich so treu wie möglich wieder, blieb aber nicht zu sehr an den Worten hängen. Hinwieder mißbrauchte er die Freiheit des Uebersetzers nicht, indem er überzeugt war, es sei bei den heiligen Schriften noch größere Gewissenhaftigkeit erforderlich, als bei weltlichen . . . Er sorgte überall dafür, daß die Sprache einfach sei und so viel

möglich lateinisch, doch mit Beibehaltung gewisser gangbarer Ausdrücke oder Termen."

Uebereinstimmend mit dem, was Bullinger hier ausspricht, sind auch die Urtheile Anderer über diese stattliche, in gutem Latein geschriebene und mit zahlreichen Randglossen versehene Zürcher Bibel. Im In- und Ausland fand sie Anerkennung. So sagt Beza, der selbst urtheilsfähig genug war: „Verdienter Maßen ist diese lateinische Bibelübersetzung, in welcher die Einfachheit des Styles und die Schönheit der Sprache mit einander wetteifern, sehr bewundert worden von Vatablus (Watableb), der unter den christlichen Gelehrten unseres Jahrhunderts für den ersten Hebräer galt, so daß es ihm keineswegs mißfiel, als sie von Robert Stephanus (Estienne) mit geringen Veränderungen auch in Paris gedruckt wurde." Es geschah dies 1545, schon zwei Jahre nach ihrem Erscheinen in Zürich. Von der dem neu erwachenden Evangelium feindlichen Pariser Universität (der Sorbonne) wurde diese Ausgabe freilich verdammt und dem dortigen Verleger eine Reihe von Verdrießlichkeiten bereitet.

Später ließen spanische Theologen sie in Lyon auf's neue drucken, durchgesehen von Wilhelm Rouille. Der berühmte französische Geschichtschreiber de Thou sagt dabei: „Ich habe deshalb geglaubt, dies erwähnen zu sollen, damit man den Ursprung dieser bei uns und bei den Spaniern so hoch gewertheten Bibelübersetzung kenne, und es als ein glänzender Beweis dastehe davon, welch großer Gewinn aus den Schriften und dem Fleiße unsrer Widersacher zur Ehre Gottes sich ziehen lasse, wofern wir, Gehässigkeiten bei Seite legend, Liebe und Billigkeit anziehen."

Von der Werthschätzung, welche die spanischen Theologen dieser Bibel angedeihen ließen, haben wir ein bedeutendes Zeugniß aus dem Munde des gelehrten, in den orientalischen Sprachen wohl bewanderten Ferdinand von Escalante, in seinem „Schild des Predigers", einem Werke, das er dem Könige von Spanien, Philipp III. widmete. Derselbe bezeugt auch, wie der Erzbischof von Sevilla, Ferdinand Valdes sein Wohlgefallen daran hatte. — Die Fakultät in Salamanca ließ sie (1584) wörtlich wieder abdrucken.

Auch der württembergische Reformator Brenz fand großes Wohlgefallen daran. Darüber schreibt der Walliser Paul Venetscher, der in Württemberg ein Pfarramt bekleidete, (am 15. Juni 1553) an Bullinger: „Meine Zürcher Bibel, die ich ihm zur Benutzung geliehen, habe ich nimmer von ihm losbringen können; so lieb ist sie ihm, wie ich höre." Daß Luther's Verschmähung des ihm vom Buchhändler zugesandten Exemplares auf den innern Werth dieser Bibelübersetzung keinen Bezug hatte, ist bekannt. (S. Pestalozzi's Bullinger S. 216.)

Auch bei Spätern, wie Matthäus Poole, Richard Simon ꝛc. fand diese zürcherische Uebersetzung ehrenvolle Anerkennung. Insbesondere wird von ihr gerühmt, sie zeichne sich aus durch die sonst nur zu seltene Eigenschaft, daß die Lehrmeinungen (die dogmatischen Ansichten) des Uebersetzers nirgends durchblicken.

Wie viel aber dieses große Werk Leo kostete und wie es ihm bis zu Ende seines Lebens am Herzen lag, ist weiterhin noch zu erwähnen.

14. Leo's persönliches, häusliches und geselliges Leben. Lieder, Briefwechsel und Freunde.

Um so mehr setzen uns diese Leistungen Leo's in Erstaunen, wenn wir beachten, wie Manches in seinem persönlichen Leben ihm daran hätte hinderlich werden können.

Wohl hatte der von Statur kleine Mann stets eine lebhafte Gesichtsfarbe, doch „war er sonst schwachen und blöden Leibes, da er einen bösen verderbten Magen hatte, brauchte auch mehr Arznei, als ihm gut war." Gerne wandte er sich an Vadian in St. Gallen als vorzüglich geschickten Arzt. So schreibt er ihm im Spätjahr 1523 bald nach seiner Verehelichung: „Meine Krankheit nimmt immer mehr zu, so daß ich begierig das erwarte, was du mir versprochen. Das Bauchgrimmen und die Schmerzen in den Eingeweiden werden immer ärger. Die Schmerzen sind größer, als daß ich sie länger zu ertragen vermöchte, durch alle Glieder verbreitet, so daß ich beinahe contract bin, nicht anders, als wenn ich mit Stöcken oder Knitteln zerbläuet wäre. Daher bitte und beschwöre ich dich bei unserm Herrn Jesu, daß du diese Gabe, welche Gott dir beschеert hat, für mich anwendest; denn die Gnadengabe der Gesundmachung ist, wie Paulus sagt, eine Gabe Gottes . . . Kaum habe ich vermocht dies zu schreiben, mein Vadian, denn ich liege zu Bette, erwartend, was unser himmlischer Vater durch dich rede . . . Schickst du nicht bald mir Hülfe, so sterbe ich." Innig dankt Leo demselben Freunde etliche Wochen später für die beiden Briefe, durch die er ihm über die Diät wie über die Heilmittel Anweisung ertheilt und seine Dienste ihm so bereitwillig anerboten habe. „In beiden," schreibt er, „erkenne ich deine Vatersorge um mich, deinen ächten Freundessinn, ja jene Zärtlichkeit, welche Eltern gegen ihre Kinder hegen. Für immer fühle ich mich dir zur Dankbarkeit und zu jedem Dienste verpflichtet... Indeß dauern die Ueberreste der Krankheit fort. Doch, hoffe ich, werden auch diese bald nachlassen, falls es nicht Gott unserm Vater anders gefällt, dessen Willen auch wir gehorchen müssen, denn er ist's, der verwundet und heilt, er tödtet und macht lebendig, durch seinen

Wink leben, ſtreben und ſind wir. Er erhalte uns dich ſammt den Deinen noch lange!" Im Mai des folgenden Jahres (1524) ſchreibt er ihm auf's neue: „Ich kann dir nicht genug danken. Meine Geſundheit verdanke ich ganz dir. Wende ich ſie ganz im Dienſt des Herrn auf, ſo iſt der Lohn, den du von mir nicht erhältſt, vom himmliſchen Vater bezahlt. Wo nicht, ſo wäre es, denk' ich, beſſer, ich wäre immer krank." Schon im Auguſt 1525 bittet er wieder um Hülfe wegen Magenleiden und dankt im October dafür, wiewohl mit neuer Beſchwerde über furchtbaren Schweiß. In völliger Gelaſſenheit ſetzt er hinzu: „Doch was red' ich davon? warum klag' ich? da doch beim alternden Leibe wie bei einem alten Gebäude der Einſturz ſeinen ſteten Fortgang haben muß. Sollte ich nicht vielmehr fröhlich und mit höchſter Freude dieſe Schwachheit tragen als eine chriſtliche Zierde? und meinem Gotte dafür Dank ſagen, da ja nicht ſelten des Leibes Schwäche die Stärke des Geiſtes fördert und Gottes Kraft in unſerer Schwachheit mächtig wird. Zudem wirkt ja die Trübſal Geduld, die Geduld Bewährung, die Bewährung aber Hoffnung, die niemals zu Schanden wird. Allein wir ſind Fleiſch; daher erkennen wir gar nicht genug dieſe ſo großen Gaben, die der allgütige Vater uns zuſendet und ſind ihm nicht recht dankbar dafür." Auch im Sommer 1526 finden wir Leo kränkelnd; ebenſo hören wir davon gelegentlich im Mai 1533 und weiterhin. Im Juli 1527, als er ſeinem Vadian wieder meldet, er ſei immer kränklich, Arzneien helfen nicht, ſie reizen nur, meint er: „Aber Gott ſei Lob, der mich ſeines Kreuzes auch theilhaft werden läßt! Er ſelbſt gebe mir Standhaftigkeit, daß ich nicht durch die Schwachheit des Fleiſches überwältigt erliege! Einzig das weiß ich aus Erfahrung, daß durch übermäßiges Leſen die Krankheit zunimmt; aber ich muß meiner Pflicht Genüge leiſten und ich gehöre ja nicht mir ſelbſt an, ſondern bin Chriſti Diener. Drum wird das Kränkeln ſtets fortdauern; denn das Leſen und Studieren dauert immer fort." Bei Anlaß der Peſt, die im Herbſte 1530 in St. Gallen erſchien, ſchreibt er an den Pfarrer Fortmüller daſelbſt: „Daß die Peſt bei euch herrſcht, wiſſen wir längſt. Möchten wir inzwiſchen lernen, die zu uns heran ſchleichende mit frohem Muthe aufzunehmen! Aber das Fleiſch iſt zaghaft und ſchwach, wie man auch an Chriſto unſerm Erlöſer ſehen kann. Erſt der ſtirbt recht, welcher lange zuvor ſterben gelernt hat!"

Wenden wir uns zu Leo's übrigen Lebensverhältniſſen, ſo wird uns gemeldet: Seine Kleidung war „ſchlecht, doch ſauber und rein"; er behielt, wie Zwingli, die prieſterliche Kopfbedeckung, das Baret bei, wie es ſpäterhin in Zürich nicht mehr gebräuchlich war; doch vertauſchte er es bisweilen mit dem ſpitzen Hute. Er trug keinen

Bart, sondern ließ sich scheren, wie er ebenfalls schon als Priester gewohnt gewesen. Seine Lebensweise war äußerst einfach. Da ihm während der Jahre 1525 bis 1535 acht Kinder geboren wurden, von denen zwei frühzeitig starben, die Pfründe aber bei St. Peter nur gering war, so lebte er in steter Dürftigkeit. Seine Gattin, deren Vorzüge er wohl zu schätzen wußte, „ein ehrbar, gottesfürchtig Weib," wie Bullinger sie bezeichnet, lag daher „Tag und Nacht dem Weben ob." Dennoch wußte er Nothleidenden beizustehen, wie er denn ein „freundholdseliger, gütiger, milder und insonders zur Barmherzigkeit geneigter Mann war." Arme, um des Glaubens willen Vertriebene nahm er ins Haus auf, behielt Manchen derselben einen, zwei, drei Monate und noch länger. Seinen Schwestersohn Johann Fabritius (nachherigen Pfarrer in Chur) hatte er Jahre lang unentgeldlich bei sich und unterrichtete ihn selbst sammt seinem eigenen Sohne zu Hause im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen; ebenso andere arme Knaben, von denen etliche ihm nicht mehr als zwölf Gulden jährlich als Kostgeld gaben. „Wo er arme Leute wußte, (erzählt uns sein Sohn) besonders in seiner Pfarre, auf dem hinteren Kirchhofe, an der Augustinergasse ꝛc., so theilte er mit ihnen. Besonders that das die Mutter (d. h. Leo's Gattin); die trug allen armen Kranken und Wöchnerinnen zu." Durch ihr Weben „gewann sie viel Geld; das ließ ihr der Vater; daraus kaufte sie Tuch und Zeug für das Hausweſen." Dennoch mußte Leo bei seinem geringen Einkommen stets noch entlehnen, und wiewohl er nicht große Schulden machte, konnte er doch auch nichts erübrigen und vorschlagen. Indeß beklagte er sich über seine kleine Pfründe nicht, aus Besorgniß, man möchte sagen, „es könnte den Pfaffen niemand genug geben." Und da ihn Myconius und Grynäus öfter brieflich nach Basel zu kommen aufforderten unter Anerbietung einer Predigerstelle mit genügendem Einkommen, lehnte er es doch jederzeit ab gleich andern Berufungen. Erst im vorletzten Jahre seines Lebens trat er vor die versammelten Räthe und stellte ihnen seine Lage vor; da man nun seine Noth sowie seine Treue und Frömmigkeit kannte, und wußte, wie eingezogen und sparsam er lebte, verbesserten sie ihm die Pfründe bereitwillig um fünfzig Gulden und schenkten ihm sofort fünfzig Gulden.

Wie er nach seiner Abreise aus dem Elsaß seiner Mutter versprach Geld zu schicken, haben wir oben (in seinem Briefe von 1519) gesehen; sie starb indeß im November 1520. Mancherlei Wohlthaten erwies er den armen Verwandten seiner Gattin und berieth sich darüber öfter mit Vadian. Als ihm dieser seinen (Leo's) Schwager, Namens Gschwend empfahl, der in großer Armuth mit seiner Familie von St. Gallen nach Zürich kam, erwiedert Leo (am 17. März 1534) in seiner gewohnten Demuth und Liebesfülle: „Was

ich nur immer thun kann, anerkenne ich als meine Schuldigkeit; doch fürcht' ich, daß ich zu wenig vermöge oder zu wenig thue. Denn darin, irr' ich nicht, fehlen wir Alle, daß, wenn wir auch lieben, Wenige der Liebe entsprechen. Ich will deutlicher sagen, was ich meine. Wohl lieben wir Alle mit dem Wort und der Zunge, in That und Wahrheit aber niemand. Mag dies in Betreff Andrer unwahr sein, so wage ich doch mit Gewißheit dies von mir zu behaupten. Nie erreicht unsre Schwachheit das von Gott uns vorgesteckte Ziel. Möge also Gottes Gnade uns beistehen durch Christus, unser vollkommenstes Urbild; o möchten wir ihn einst erreichen! Möge Gott die Begierde nach dem Zeitlichen von uns nehmen und die Liebe, dieses Himmelsgeschenk, uns einpflanzen!" Dieser Schwager, der durch Lässigkeit und Mangel an haushälterischem Sinne Leo's Gutthaten anfänglich verschleuderte, brachte ihn in großes Gedränge. Als vollends diesem Manne die Gattin starb mit Hinterlassung von sechs hülflosen Waisen, wußte auch Leo sich kaum zu fassen: „Ich, ich bin der, schreibt er im April 1535 an Vadian, der das Alles ausbaden muß. Nun habe ich mich zu dem verstanden, was ich unmöglich verwinden kann. Nicht daß ich den Verlust meines Vermögens so sehr bedaure; aber ich muß zuletzt mit ihm zu Grunde gehen .... Vor wenigen Tagen war ich zu meinem großen Seelenschmerze gezwungen, von unserm Rathe eine gewisse Summe Geldes zu begehren und zu erbetteln. So sind meine Mittel durch die täglichen Ausgaben schon seit einigen Jahren erschöpft und geschmälert, daß sie für meine Familie nicht länger ausreichen. Das ängstigt und plagt mich; zudem fürchte ich, diese Sache möchte mir bei gewissen Leuten noch den Makel des Geizes oder des Unmaßes zuziehen und sogar das Evangelium und der Name Christi meinethalben in übeln Ruf kommen. Dies schütte ich daher in deinen Schooß aus." Aufs dringendste bittet er Vadian, jenen Waisen, als St. gallischen Bürgern, Unterstützung auszuwirken. Schon im Sept. 1535 erneuert Leo seine dringende Bitte für Gschwend mit dem Beifügen: „Wäre dieser wie viele Andre in französischen Kriegsdienst gezogen, so wären die Kinder euch ganz zur Last gefallen; ich kann auch keineswegs über Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit bei ihm klagen; er arbeitet jetzt Tag und Nacht; dennoch drückt ihn bittere Noth." Leo anerbietet sich, was bewilligt werde, in Empfang zu nehmen und für die Kinder zu verwenden. Schon nach zwei Jahren starb Gschwend an der Wassersucht. „Was ich inzwischen, schreibt Leo dabei an Vadian, einige Jahre hindurch gelitten habe, verschweig' ich wohl besser; ich habe vielleicht weniger gethan, als die Noth oder Gottes Gebot erforderte, aber mehr, als meine Kräfte erlaubten." Im Januar 1540 schickt er, „obschon sein eigener Hausrath gar zu ärmlich sei," doch seinem Schwiegervater

in St. Gallen aus Liebe und Dankbarkeit, auf dessen Wunsch, durch Vadian vier Kronen leihweise bis auf Pfingsten. Im Februar 1541 bittet er bei Vadian um Verzeihung bei einer abermaligen Bemühung, mit dem Beifügen: „Aber dem Nächsten in der Noth helfen und rathen, Elende schirmen, Niedergeschlagene trösten, das nimmt doch unter allen Werken, die Gott gefallen, den höchsten Rang ein."

Seine demuthvolle Hingebung bewies Leo auch gegen den Schreiber des Ehegerichtes. Dieser war ein alter Mann, der wenig von der Sache verstand. Damit derselbe aber nicht seines Amtes und Dienstes verlustig werde, fertigte Leo an seiner Statt unentgeldlich alle wichtigern Aktenstücke selbst aus.

Die eigene Handreichung ergänzte er durch Verwendung bei Andern. So schreibt er unter Andern im September 1534 an A. Blaarer nach Württemberg ebenso milde als aufrichtig: „Was liebt Gott mehr als Fürsorge für die Armen? Der Ueberbringer dieser Zeilen ist um Christi willen wiederholt vertrieben worden und hat unter dem Kreuze gelebt, ist aber im Bekenntniß nicht eines Fingers breit gewichen. Gott hat ihm bisanhin diese Standhaftigkeit erhalten; er ist's daher werth, daß Alle um Christi willen sich ihn lassen empfohlen sein. Das Fleisch ist schwach; dieses muß man stets unterstützen, damit es nicht wanke. Deshalb empfehlen wir dir nun diesen Greisen; er ist nicht sowohl gelehrt als fromm d. h. er zeichnet sich weniger durch Gelehrsamkeit aus als durch viel Fleiß und Treue, was mir weit vorzüglicher scheint als jenes. Es ist bei ihm nicht Einfalt ohne Kenntnisse, sondern die Umsicht eines Greisen, durch lange Erfahrung erworben, so daß man nicht besorgen muß, er handle in irgend etwas blindlings und unbesonnen, wodurch Manche die Kirchen in vielerlei Schaden bringen." Ebenso offenherzig schreibt er 1535 an Myconius in Betreff eines Studierenden Namens Hermann, den er den Bernern zu einem Stipendium empfahl: „Er ist langsam und nicht besonders fähig, aber schlicht und lauter, was man bei Fähigen und vorzüglich Begabten nicht immer trifft."

Zu den Liebeserweisungen Leo's dürfen wir wohl auch die Ermunterungen rechnen, durch die er bei Andern den Eifer für die Sache des Evangeliums zu entzünden suchte, wie bei Peter Choli aus einem angesehenen Geschlechte in Zug, der längere Zeit in Paris studierte. Im März 1534 schreibt ihm Leo: „Wir sagen Gott dem Vater hohen Dank, der dir solchen Sinn verliehen, daß außer jenen Gaben, die er dir reichlich im Zeitlichen und Leiblichen sowie im Seelenleben beschеert hat, auch das, was geistlich und göttlich ist, dir so sehr gefällt. Glück auf, edler Jüngling! Fahre so fort, wie du begonnen hast. Gott wird diesen Samen, den er in dein Herz gelegt hat, dereinst lassen rege werden, daß er aufs reichlichste

Frucht trage, nicht bloß dir, sondern deinem ganzen Volke. Du aber versäume nicht die Gottesgabe, die in dir ist, versäume nicht die Gelegenheit und die günstige Zeit, die du mit christlicher Klugheit beachten wirst; denn klug müssen wir sein, nicht bloß einfältig und lauter. Ich hoffe aber der Sauerteig, der durch dich beigebracht werden soll, werde die ganze Masse umwandeln, so du nur recht kneteſt. Nicht leer wird Gottes Wort vorüber gehen, sondern Frucht schaffen bei denen, die Gott erwählt hat.

Ich zweifle nicht, daß Mehrere bei euch seien, die der Vater zum Heile bestimmt hat durch Christum und daß sie deßnahen dereinst die Stimme ihres Hirten frei öffentlich und sicher werden hören können. Sei du nur der treue und kluge Haushalter, der vom Herrn belobt wird, daß er zu seiner Zeit einem jeden sein Theil vorzulegen gewußt habe. Der Herr erhalte dich lange seinem Volke, theurer Petrus!" Dieser rechtfertigte Leo's Hoffnungen; er bemühte sich redlich das lautere Evangelium in seinem Heimathlande zu fördern, wiewohl umsonst, und trat sodann in den Dienst der zürcherischen Kirche.

Leo war indeß bei solchem Streben auch auf ungünstige Erfolge längst gefaßt, wie er denn (bereits 1530) an den Prediger Fortmüller nach St. Gallen hierüber schreibt: „Ich habe schon seit vielen Jahren gelernt, nicht nur Schimpf und Schmach, sondern auch üble Thaten von Solchen zu empfangen, denen ich Gutes erweise."

Nichts desto weniger behielt Leo seine Milde und Freundlichkeit bei; er war stets ein Freund harmloser Heiterkeit und feinen Scherzes, wie seine Zeitgenossen von ihm rühmen und manche seiner schriftlichen Aeußerungen ebenfalls bewähren. So finden wir ihn z. B. nach der Erzählung Keßler's aus St. Gallen (des nämlichen, der als Studierender mit Luther in Jena zusammen traf) sammt den übrigen Predigern unter der Zahl der siebenhundert Festgäste, die bei einem Schützenmale im August 1526 auf dem Lindenhofe in Zürich zu Tische saßen.

Was Leo's Erholung betrifft, so fand er diese vorzüglich in der Musik, von der er gleich Zwingli zeitlebens ein großer Freund war. „Er konnte, wie sein Sohn berichtet, das (damals beliebte) Hackbret schlagen und die Laute ein wenig. Er hatte eine herrliche Stimme zum Diskant (d. i. Tenor), den er so hell sang, daß es ihm keiner vorthat. Oft kamen zu ihm Hr. Dietrich Wanner, Pfarrer zu Horgen, und Hr. Jakob Löuw, Kirchherr zu Thalweil, und andere Musiker, aßen allwegen mit ihm und darauf sangen sie mit einander." Jetzt noch haben wir geistliche Lieder von ihm, die er zum Theil selbst in Musik setzte, — lebendige Zeugnisse seines festen Muthes, seines treuen Herzens und demüthig ernsten Sinnes. So Psalm 9.: „Dir, o Herr, will ich singen ꝛc.", Psalm 37.: „Dem König und

Regenten dein ꝛc."; ferner das Lied „Gottes Gnad' und sein' Barmherzigkeit," sowie das folgende, dessen Schreibart hier nur zur Erleichterung des Verständnisses der neuern näher gebracht worden:

1. Dein, dein soll sein das Herze mein,
Freundlicher Herre Gotte!
Du hast mich b'kleid't und sicher g'leit't
Im Weg deiner Gebote.
Mich soll von dir, so du's gönnst mir,
Kein' Gunst nach G'walt abziehen,
Und ob denn schon das Fleisch trät' von,
Soll doch das Herz nit fliehen!

2. Dein, dein soll sein das Herze mein,
Du auserwählter Christe!
Du gibst recht Freud', vertreibst all's Leid;
Du bist die wahre Friste!
All mein Begier steht hin zu dir
In Lust und Freud' mein's Herzen;
Du bist mein Hort, dein ew'ges Wort
Vertreibt mir all' mein' Schmerzen!

3. Dein, dein soll sein das Herze mein,
Du Hülf' und Trost der Armen!
Sieh an mein'n Streit, den ich erleid',
Und thu dich mein erbarmen!
Gebeut dem Feind und still' die Sünd';
Das g'scheh' dir, Herr, zu Ehren!
Zeuch mich nach dir und thu in mir
Allzeit den Glauben mehren!

Wie er dies gewiß aus Herzensgrund sagen konnte, so ist es uns, als hörten wir ihn ebenfalls sein eignes Christenleben schildern, wenn er am Schlusse eines andern Liedes vom Wandel der Gläubigen sagt:

Sein Kreuz, das trägt er Christo nach,
Begehrt kein' Rach',
Erleidet fröhlich Schand' und Schmach
Sein'm Herren zu gefallen.
Sein' Hoffnung, die er hat zu Gott,
Wird nit zu Spott;
Und ob er auch gleich sterben sott (sollte),
So wird er nit abfallen,
Denn Gott liebt er ob Allen:
Aus solcher Huld leid't er mit G'duld
Die Ruth', die ihm der Vater send't,
Zu dem er sich ganz willig wend't,
Verharret fest bis an sein End'.

Einige dieſer Lieder Leo's wurden in das von Johannes Zwick in Konſtanz beſorgte Geſangbuch aufgenommen, welches 1540 in Zürich bei Froſchauer erſchien.

Außer ſeinen muſikaliſchen Freunden beſaß Leo noch manche liebe Freunde und Gefährten unter der Bürgerſchaft Zürichs, ſowohl unter denen vom Kaufmannsſtande, als unter den ehrbaren Handwerkern, zumal Solche, die zugleich Mitglieder des Rathes waren. Namentlich aber hatte er ſeinen Freundeskreis an Zürichs Predigern und Gelehrten. Es iſt ſchon erwähnt worden, daß er wie mit Zwingli ſo auch mit ſeinem Nachfolger, dem bedeutend jüngern Bullinger auf's innigſte verbunden war. „Leo und Bullinger," bezeugt uns ſein Sohn, „hatten einander ſo lieb wie natürliche Brüder, haben alſo in die eilf Jahre mit einander der Kirche treulich gedient in großer Einigkeit und Frieden und mit ihrer Lehre und chriſtlichem Wandel viel Gutes geſchaffet in Stadt und Land." Außerdem ſind zu nennen die Prediger Erasmus Fabritius, Niklaus Zehnder, Rudolf Thomeiſen, die Profeſſoren Konrad Pellican (Kürſchner) und Theodor Bibliander (Buchmann) und die vormaligen Kaplane zu St. Peter, ferner Georg Müller, ehedem Abt des Kloſters Wettingen, und der begüterte Werner Steiner von Zug, der ſeit 1529 in Zürich weilte.

Der ebenſo liebenswürdige als gelehrte Pellican gedenkt Leo's mit hoher Achtung; er wird nicht müde, in dem für ſeine Söhne verfaßten Chronikon Leo als einen der tapferſten Kämpfer Chriſti, als treueſten Verkündiger des Evangeliums und unermüdlichen Knecht Gottes im Weinberge des Herrn zu preiſen. Bibliander widmete 1532 ſeine Antrittsvorleſung Pellican und Leo, als „ſeinen Lehrmeiſtern," voll Freude und Dank über ihren Beifall; ſie Beide nennt er „ſeines Lebens Führer und Wegweiſer." Wie nahe Leo mit Werner Steiner verbunden war, der ihn bei der Herausgabe von Zwingli's Schriftauslegungen theilweiſe unterſtützte, ſehen wir aus der Widmung, durch die ihm Leo 1536 die deutſche Ueberſetzung von Zwingli's „Darlegung des Glaubens" an Franz I. zueignete. „Vieles, ſchreibt er, bewegt mich, dieſes Werklein dir zu dediciren, beſonders der Wunſch, dir für die vielen Wohlthaten, mit denen du mich überſchütteſt, etwas Dankbarkeit zu erzeigen; denn das Vergelten iſt mir unmöglich. Wiewohl es klein iſt, dachte ich doch, es würde dir vor vielem Andern theuer und werth ſein; weil es ja von unſerm lieben, getreuen Vater, Hirten und Lehrer Ulrich Zwingli das letzte, ſo viel als ein Teſtament iſt. Denn wir wiſſen wohl, mit welcher Liebe und Treue und beſonders freundſchaftlicher Heimlichkeit (Vertraulichkeit) du ihm im Leben verwandt geweſen und was für Liebe du zu ihm gehabt haſt. Damit du nun ihn auch nach dem Tode lebendig

und ſtets fort mit dir redend habeſt, wird dir dieſes Büchlein ihn den Abweſenden in lieblicher und kräftiger Weiſe gegenwärtig machen ... Und da Zwingli es einem Könige zueignete, ſo konnte ich es ſchicklich dir widmen, indem du ja auch ein König, eines Königes Sohn biſt, von Gott aus dem Pabſtthum und dem Reiche der Finſterniß in das Reich ſeines geliebten Sohnes gezogen; um ſeinetwillen haſt du ja die Heimath, die Verwandten ꝛc. verlaſſen. Ich ſage dies nicht um zu liebkoſen oder zu ſchmeicheln, ſondern gebe nur der Wahrheit Zeugniß ... Weil dich denn Gott einmal durch ſeine Gnade in ſeine Schule aufgenommen hat, bitt ich ihn, daß er dir ſeinen Geiſt verleihe, der dir die übrig gebliebenen Anfechtungen im Fleiſche, die böſen, ſchädlichen Tyrannen (die ſich unterſtehen das Regiment zu erobern, die aber dienen ſollen) helfe kräftig regieren und bezwingen, daß er allein in dir regiere und du ein recht geiſtlicher König ſeiſt. Stärker iſt der, der ſich ſelber, als der eine Schaar von Feinden überwindet! Denn den ſchädlichſten Feind tragen wir bei uns, und ſo wir Alles verlaſſen mögen, iſt uns doch das Schwerſte vom eigenen Selbſt zu laſſen. Gott der Herr erhalte dich noch lange ſeiner Kirche! Er gebe dir einen ſtandhaften, königlichen, herrlichen Geiſt, der dich über alle Dinge erhebe und dich niemals zu einem Knechte der irdiſchen Reichthümer werden laſſe!"

Mit ſeinen auswärtigen Freunden ſtand Leo durch einen ausgedehnten Briefwechſel in vielfacher Verbindung. Manches davon hat bereits Erwähnung gefunden. Der größte Theil ſeiner Correſpondenz iſt indeß untergegangen, manche Briefe an ihn wahrſcheinlich zu Oſtern 1573 bei dem Brande des Pfarrhauſes zu Flaach, welches ſein Sohn Johannes bewohnte. Eine Menge derſelben enthielt, wie ſein Sohn meldet, Anfragen und Antworten betreffend ſchwierigere Punkte des Kirchenweſens, wie Eheſachen, Kindertaufe, Bann, Eidſchwur, kirchliche Freiheit ꝛc. Johann Oekolampad, Oswald Myconius, Simon Grynäus und Markus Berzius (Bertſchi) in Baſel, Meganber und Rhellikan in Bern, Vadian, Fortmüller und Zilli in St. Gallen, den Schulmann Jakob Salandronius (Salzmann) in Chur, den Arzt Johann Adelphi (Adolf) in Schaffhauſen, Ambroſius Blaarer und Johannes Zwick in Konſtanz, Konrad Som (Sam) in Ulm, Peter Gynorian in Augsburg, ferner die Elſäßer Martin Butzer, Wolfgang Capito, Matthäus Zell, Kaſpar Hedio (Heid), Paul Phrygio, Peter Frabenberger (Frauenberger), Johannes Sapidus (Witz), Paul Volz finden wir unter ſeinen Correſpondenten. Wie in der obigen Widmung an Steiner wußte er in chriſtlicher Feinheit tiefen Ernſt mit anmuthiger Heiterkeit, Freundlichkeit mit freimüthiger Mahnung zu verbinden.

So schreibt er an Vadian (im Juli 1527) nach dessen Erwählung zum Bürgermeister: „Dir und dem Volke deiner Stadt wünsche ich Glück dazu, daß du zum Vater des Volkes geworden nicht durch Ehrsucht oder Begier von deiner Seite, sondern durch die Einstimmigkeit aller Gutgesinnten. Deine Tugend und Bescheidenheit hat dies verdient. Niemand zweifelt daran, daß es durch einen höhern Willen erfolgt sei, welcher dich dem Staate zum Verbesserer und Vervollkommner vorsetzte. O, wie glücklich das Volk, das einen solchen Führer erhält, der mehr an der Freiheit und dem Wohle der Bürger seine Freude findet als an Knechtschaft und Unterwerfung, der durch Arbeit und Wachsamkeit den Nutzen Aller zu fördern trachtet, der mit seinen Mitbürgern umgeht wie ein Vater mit seinen Kindern! Dies sage ich indeß nicht um zu schmeicheln, sondern wirklich als Glückwunsch."

15. Leo's Lebensende.

Leo's unausgesetzte Anstrengungen mußten allmälig seine leiblichen Kräfte verzehren, wie wir oben sein eigenes Geständniß darüber vernommen haben, daß das stete Lesen seine Leiden mehre. Als er fühlte, wie seine Kräfte täglich abnahmen, versuchte er im Jahre 1540 durch den Gebrauch der Bäder im nahe gelegenen Baden (Kanton Aargau) sich zu helfen; allein da der Sommer jenes Jahres ganz ungewöhnlich heiß war, erhitzte er sich über die Maßen, besonders war die Leber entzündet, so daß seine Leiden stets sich mehrten. Nichts desto weniger setzte er seine Arbeiten fort. Auch in den Fasten des Jahres 1542 hatte der Besuch des nämlichen Bades keinen günstigen Erfolg; sein Zustand wurde immer bedenklicher. Dessen ungeachtet arbeitete er emsig an seiner lateinischen Bibel. „Dieses Werk hat aber," sagt Bullinger in der Vorrede zu demselben, „den trefflichen Mann viel gekostet. Denn bevor er es zum erwünschten Ziele führen konnte, verfiel er, erdrückt von der großen Arbeitslast, in schwere Krankheit. Die Aerzte, welche er zu Rathe zog, erwiederten ihm, es sei für sein Leben und seine Gesundheit nichts mehr zu hoffen, denn sein ohnehin zarter Körper sei theils wegen Alters geschwächt, theils durch viele Arbeit abgemattet, zudem durch Sorgen und übermäßiges Studieren aller Kräfte beraubt; daher habe er nichts Anderes als einen zwar allmäligen, aber gewiß baldigen Tod zu erwarten. Und sie hatten nicht so Unrecht. Denn nachdem er etliche Monate zu Bett gelegen, spürte er selbst, daß alle Lebenssäfte vertrocknet und alle seine Kräfte völlig erschöpft seien, und ihm gewißlich nichts mehr bevorstehe als der Tod. Daher berief er vier Tage vor seinem Hinschiede uns Alle zu sich, die wir der Kirche dienen in der Stadt Zürich, die Pfarrer, Professoren und Helfer (Diakonen), und

legte uns in einer kurzen, aber geistesklaren Ansprache dar, wie er bis anhin neunzehn Jahre und drüber sich in der zürcherischen Kirche verhalten, wie er durch mancherlei Ungemach sei geprüft worden und mit wie großer Gnade und Erbarmung der Herr ihn getragen, was und wie er die ihm vom Herrn anvertraute Kirche (Gemeinde) gelehrt und wie er in der Hinsicht ein völlig gutes Gewissen habe, daß die wahre (orthodoxe) Lehre von ihm verkündet worden und wie er auch dabei beharre. Sonst, gestand er, erkenne er sich wohl als den größten Sünder." Demüthig ging er, wie uns berichtet wird, in diesem seinem Sündenbekenntnisse mit seiner gewohnten Aufrichtigkeit bis in's Einzelne. „Als Jüngling," sprach er, „lebte ich noch im Papstthum und beging da Manches nach damaliger Sitte. Erst in Einsiedeln lernte ich das Evangelium ganz kennen, aber auch dort ließ sich nicht so leben, wie sich geziemte, wegen mancher Verlockungen. Seit ich hieher gekommen, habe ich wahrhaft Christo gelebt. Mein Glaube war nun einzig und allein auf ihn gerichtet und ich bezeuge, daß ich ihn lauter und rein verkündigt habe; darauf (auf diesen Glauben) sterb' ich jetzt." Zweifellos und von Herzen, bekannte der Sterbende, glaube er der heiligen (kanonischen) Schrift und dem heiligen Geiste, der wie in jener so in den Herzen aller Gläubigen durch die gesammte Kirche hin von Jesu Christo zeuge. „Ihm," fuhr er fort, „meinem Herrn und Seligmacher, der meine Hoffnung und mein Heil ist, weihe und übergebe ich mich völlig mit Leib und Seele; auf seine Gnade und Barmherzigkeit verlaß ich mich; auf seine Verheißungen und seine ewige Wahrheit vertraue ich ganz, ohne irgend ein Vertrauen auf das Meinige, und sterbe ruhig darauf, in der festen Hoffnung, ich werde jener glückseligen Gemeinschaft mit ihm genießen, von der ich schon so lange Andern gepredigt, wornach ich inniglich mich gesehnt habe und worin die höchste Wonne und immerwährende Freude besteht." „Hierauf, erzählt Bullinger weiter, dankte er Gott dem himmlichen Vater durch Jesum Christum auf's einläßlichste für alle die unendlichen Wohlthaten, welche er ihm und dem ganzen Menschengeschlechte erzeigt habe, indem er Gott um Verzeihung bat für seine Sünden und darauf auch uns Alle einzeln, so er irgend einen von uns sollte gekränkt haben; hinwieder verzieh er allen Menschen, welche ihn durch Wort oder That jemals beleidigt hätten, und flehte den gnadenreichen Gott auf's inständigste für sie an.

Sodann ermahnte er die Brüder zur Nüchternheit und Wachsamkeit, zum steten Gebete, zu christlicher Liebe und Eintracht unter einander, zu treuer Sorge für die vom Herrn ihnen anvertraute, von ihm mit seinem Blute theuer erkaufte Heerde. „„Ich ermahne euch,"" sprach er zu uns, „„daß ihr in diesen gefahrvollen Zeiten

tapfer, fromm, ſtandhaft und vorſichtig ſeid. Schwere Zeiten ſtehen bevor, denen man mit ſtarkem Herzen entgegen gehen muß. Dazu, daß ihr dies könnet, wird Eintracht viel helfen. Dies lege ich euch an's Herz. Nehmt ein Beiſpiel an andern Kirchen. Hütet euch vor Krieg; treibt die von ſelbſt Kriegsluſtigen ja nicht dazu an. Trachtet nach Erhaltung des Friedens. Chriſten und vor Allem den Hirten geziemt Demuth und Geduld, nicht Rachgier. Ich rieth ſeiner Zeit zum (Kappeler-) Kriege; — ein großes Uebel, doch ruf' ich Gott an, er möge, meiner ſich erbarmend, mir's vergeben. Laßt euch den unglücklichen Ausgang zur ſteten Erinnerung dienen. Ich empfehle euch meine ehrenwerthe Gattin, die mir treulich gedient hat, ebenſo meine vier Kinder, welche nun bald Waiſen ſein werden, denen ich nichts oder wenig hinterlaſſe. Sorget ihnen für eine Behauſung, wo ſie ihr Leben verbringen mögen. Laſſet die Söhne in den Wiſſenſchaften unterrichten, gleicherweiſe meinen Schweſterſohn (Johannes Fabritius aus Bergheim im Elſaß). Eins aber bitte ich: daß ſie ja nicht in's Papſtthum hinausgeſtoßen werden aus Mangel an Beihülfe.""

Dies Alles ſprach er mit großem Ernſte, aus tiefſtem Herzensdrang, auf's innigſte bittend und eindringlich mahnend. Alsdann empfahl er den Stand Zürich, Rath und Volk, ebenſo die Kirchendiener, auch die ganze Gemeinde, ſammt ſeiner eigenen Haushaltung Gott unſerm Vater durch Jeſum Chriſtum, nahm von uns Allen Abſchied und bat uns alle Befreundeten in ſeinem Namen zu ſegnen.

Zuletzt aber wandte er ſich an Theodor Bibliander, den treuen und zuverläſſigen Ausleger der heiligen Schrift in der zürcheriſchen Kirche, mit den Worten: „„Dich, mein innig geliebter Theodor, bitte und beſchwöre ich bei unſerm Herrn Jeſu, deſſen Diener wir ſind, und bei der Bruderliebe, durch die wir Alle mit einander zu Einem Leibe vereinigt ſind, ſowie auch der Kirche halben, für die wir Alles zu thun ſchuldig ſind, vollende du unſere Ueberſetzung der Bibel, die ich, durch dieſes mein Krankenlager unterbrochen, nicht zu Ende bringen konnte, nämlich die letzten acht Kapitel des Propheten Ezechiel, Daniel, Hiob, die acht und vierzig letzten Pſalmen, nebſt zwei ſalomoniſchen Schriften, dem Prediger und dem Hohenliede, die ich wegen der Schwierigkeiten des Inhaltes und des Styls bis jetzt unberührt ließ, indem ich mir ihre Bearbeitung bis zuletzt vorbehielt, Willens, dieſelben, wenn es meinem Gotte ſo gefallen hätte, mit ganz beſonderer Sorgfalt zu überſetzen. Du hätteſt freilich die ganze Bibel von Anfang weit glücklicher, gelehrter, einfacher und beſſer überſetzen können als ich. Allein, da wir dich bisanhin dazu nicht haben bereden können, ſo laß doch wenigſtens hiefür die Bitte eines ſcheidenden Bruders bei dir Eingang finden."" Wir Alle fügten ebenfalls unſere Ermahnung hinzu, mit der Bitte, er

ſolle doch einem Sterbenden ſeinen Wunſch erfüllen. Endlich ließ er ſich denn überwinden, zumeiſt durch die Bitte des Scheidenden, und gab das heilige Verſprechen, er wolle die Arbeit auf ſich nehmen, obwohl er ſelbſt damals ſehr ſchwacher Geſundheit war und ſich faſt beklagte, wir legen ihm eine Laſt auf, die zu tragen ſtärkere Schultern erforderlich ſeien. Inzwiſchen verſprach der berühmte Profeſſor der hebräiſchen Sprache, Konrad Pellican, nach ſeiner gewohnten Anmuth und Freundlichkeit dem Sterbenden von ſelbſt auch ſeinerſeits alle möglichen Dienſte. Ihm übertrug daher Leo, er möchte Alles genau durchgehen, was er ſelbſt der Krankheit wegen noch nicht durchgeſehen hatte, und dafür ſorgen, daß das Ganze möglichſt fehlerfrei ans Licht trete." Beruhigt über die Vollendung dieſes Werkes, das um des Herrn willen ihm am meiſten am Herzen lag, konnte Leo wenige Tage nachher am 19. Juni 1542 ſein Auge ſchließen. Gar chriſtlich und bei vollem Bewußtſein loſch er aus wie ein Lichtlein um ein Uhr des Nachmittags im Beiſein vieler Amtsbrüder.

Jeder von ihnen befliß ſich, was er hier an Leo's Sterbebette verſprochen, treulich zu erfüllen. Bibliander überſetzte das am alten Teſtamente noch Fehlende mit großer Genauigkeit und Feinheit in treffliches Latein, Peter Choli, der in Paris bedeutende Kenntniſſe ſich erworben, der früher (1534) von Leo zur Treue an der evangeliſchen Wahrheit ermuntert worden und um derſelben willen Zürich ſeine Dienſte widmete, überſetzte die apokryphiſchen Bücher, und beſorgte nebſt Rudolf Gwalter, dem nachherigen Antiſtes, das neue Teſtament auf Grundlage der Ueberſetzung des Erasmus. Pellican revidirte das Ganze, Bullinger fügte die Vorrede hinzu. So erſchien das ſtattliche Werk im Februar des Jahres 1543, nach Leo's Wunſche und mit Bibliander's Zuſtimmung den ſämmtlichen Kirchendienern im Gebiete Zürich's zugeeignet.

Groß war die Trauer über Leo's Hinſchied. Wie ſchmerzlich die Diener der Kirche Leo's Hingang empfanden, zeigt uns beſonders Bullinger's Wehklage in einem Briefe an Vadian: „Unſere Kirche hat an ihm einen unſchätzbaren Schatz verloren, ein Kleinod von Demant. Fürwahr, mit dieſem theuern Bruder iſt ein gut Theil meines Lebens dahin geſchieden. Wahrlich, würde nicht die Hoffnung des künftigen Lebens und der Auferſtehung mich tröſten, ſo könnt' ich dieſen Verluſt nicht ertragen!" An Bullinger ſchreibt Calvin (8. November): „Leo's Tod, mit Recht allen Gutgeſinnten höchſt ſchmerzlich, hat mich tief betrübt. Denn er hat mir perſönlich ſtets eine ganz beſonders liebevolle Zuneigung erzeigt. Ueberdenke ich aber vollends, welch einen großen Verluſt die Kirche an dieſem ausgezeichneten Manne erlitten hat, ſo fühle ich mich tief erſchüttert."

Es bestand allerdings zwischen Leo Judä und Calvin, diesen beiden wahrhaft ernsten Männern, deren tiefes Gemüth gleich sehr von heiligem Eifer für die Sache des Herrn glühte und darum gleich sehr erregbar war, eine innere Verwandtschaft der Seelen. Abgesehen davon, daß jener Calvins „Anleitung", wenn auch überarbeitet, so rasch nach Zürich verpflanzte, und daß beide auf dem katechetischen Gebiete sehr thätig waren, mag hier nur an das Eine erinnert werden, daß das, was Leo einst im Innersten gewünscht hatte in Hinsicht der kirchlichen Zucht, von Calvin an dem Orte seines Wirkens erreicht und vollführt wurde.

Wie allgemein man damals in Zürich, obwohl sonst weit entfernt von weichherziger Empfindsamkeit, der Ansicht war, Leo sei vor der Zeit seinen allzu vielen und anstrengenden Geschäften erlegen, zeigt der Umstand, daß am nämlichen Tage, da er sein irdisches Tagewerk vollendete, vom Rathe im Einklang mit den Geistlichen Bullinger'n das Seinige ziemlich erleichtert wurde, damit nicht auch er allzubald von übermäßiger Arbeit dahin gerafft würde.

Ehrenvoll ward Leo zu Grabe geleitet; der größte Theil der Rathsherrn sammt beiden Bürgermeistern folgte der Leiche; diese wurde von angehenden Geistlichen getragen, unter denen wir Johannes Haller, nachher Pfarrer und Vorsteher der Kirche zu Bern, Johannes Wolf, später Pfarrer am Fraumünster, und Leodegar Hirsgartner, nachmaligen Pfarrer in Laufen antreffen. Seine Ruhestätte fand Leo in der Kirche zu St. Peter, der er so lange gedient hatte, unter dem Steine, der gleich unter der Kanzel liegt.

Leo starb arm. Auch hierin zeigte sich's, wie sehr er nicht das Seine gesucht, sondern dieses dem Dienste an Andern nachgesetzt hatte. Seine ganze Hinterlassenschaft bestand außer dem nöthigsten Hausgeräthe in einem Dutzend beschlagener Löffel und einem silbernen Becher, den ihm sein begüterter Freund Werner Steiner geschenkt hatte. „Mit Leo's Tode war nun," wie der Sohn sich ausdrückt, „auch die Pfründe und alles Einkommen gestorben." Da schaffte Bullinger, der allezeit hülfbereite Vorsteher der zürcherischen Kirche, Rath. Er trat mit der Wittwe und den Waisen in den Rathsaal vor die Zweihundert, und stellte ihnen einläßlich vor, welch treue Dienste der selige Leo von Anfang seines Amtes bis an sein Ende dem Stande Zürich geleistet, wie große Gefahr er bestanden, welchen Nutzen er geschafft, und wie wenig er dabei empfangen, so daß er nichts zu erübrigen vermocht habe, wovon die Seinigen jetzt leben könnten; er bat deshalb die Gnädigen Herren, in Betracht dessen als Väter zu handeln und sich in Gnaden die Wittwe und die armen Waislein empfohlen sein zu lassen; Leo habe dies um die Stadt wohl verdient, da er sie mit seinen Büchern groß gemacht und sonst

vielfach gefördert habe; er führte besonders an die Uebersetzung der Paraphrasen des Erasmus, die deutsche und lateinische Bibel, den Katechismus ꝛc.

Auf dieses hin wurde seiner Gattin ein Wittwengehalt bestimmt, den sie mehr als vierzig Jahre lang empfing. Sie starb in sehr hohem Alter 1583 bei ihrem Schwiegersohne Rudolf Wonlich, Pfarrer in Rickenbach (später Archidiakon), nachdem sie fünf Jahre in völliger Blindheit und zuletzt in großer Beschwerlichkeit zugebracht, ihrer Gutthätigkeit und übrigen Tugenden wegen als „Mutter Leuin" von Vielen hoch geehrt. Die beiden Söhne, Johannes und Theodorich, jener beim Tode des Vaters vierzehn, dieser sieben Jahre alt, wurden unentgeldlich zum Dienste der Kirche erzogen; jener ward in das Collegium zum Fraumünster aufgenommen, dieser nach einem Jahre in die Schulanstalt zu Kappel. Jener, später Pfarrer zu Flaach, sammelte 1574 die Lebensnachrichten über seinen Vater, an die wir uns hier großentheils gehalten haben; der jüngere ward Pfarrer zu Wädensweil. Auch Leo's talentvoller Neffe, Johannes Fabritius Montanus (Schmid aus Bergheim im Elsaß) wurde, obgleich Ausländer, Leo zu Ehren und um seiner Verdienste willen, unentgeldlich in den zürcherischen Anstalten gepflegt und zum tüchtigen Kirchendiener heran gebildet; er erwarb sich als Leiter des Alumnates in Zürich und besonders als Pfarrer in Chur große Anerkennung; auch galt er nicht wenig als lateinischer Dichter. Worte des innigsten Dankes und kindlicher Verehrung widmete er dem „Führer seines Lebens," „der, auf alle Wechselfälle des Menschenlebens mit unglaublich kräftigem und immer frischem Muthe ausgerüstet, an Frömmigkeit und Humanität sowie in Erweisung jeglicher Christenpflicht gar reich und mächtig gewesen."

So möge denn Leo Judä, der als Gehülfe Zwingli's und Mitarbeiter Bullinger's für die Herstellung der Kirche so Großes gethan hat, auch uns, die wir immer noch die Früchte seines Wirkens genießen, in seiner anspruchlosen Lauterkeit vor der Seele stehen als einer der treu bewährten Streiter Christi, welche in der Armuth reich, in der Schwachheit stark, im Kampfe zu Helden des Glaubens geworden durch die Gnade des Herrn!

Nachweise und Bemerkungen.

Wie am Schlusse des fünften Bandes, betreffend Bullinger, und aus denselben Gründen lasse ich auch hier die Angabe der Quellen folgen nebst Berichtigung einzelner Irrthümer Anderer, die mir im Laufe der Untersuchung hie und da aufgefallen sind, — Beides in möglichster Kürze.

Auch hier habe ich durchaus nach handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen gearbeitet. Dies erschien um so nothwendiger, da bisanhin noch keine eingehende Biographie Leo Judä's existirte. Als Hauptquelle ist anzusehen der Entwurf einer Lebensbeschreibung Leo Judä's, verfaßt von seinem Sohne Johannes Jud, genannt Leu, Pfarrer zu Flaach. Auf dem Titel gibt er als Jahreszahl 1574 an; aus dem Texte (S. 73. 79. 81.) geht jedoch hervor, daß er auch noch 1575 daran schrieb. Er hat seiner Arbeit den lateinischen Titel vorgesetzt: De vita et obitu, de genere et familia, liberis denique ac nepotibus clariss. viri Domini Leonis Judæ, olim ministri Ecclesiæ Tigurinæ, quæ est apud D. Petrum, Farrago. Anno Domini 1574. Apocal. V. Vicit Leo de tribu Juda, radix David. Sie findet sich (mit wenigen Veränderungen) gedruckt in den Miscellanea Tigurina. B. 3. (Zürich, 1724.) S. 1—82, wozu daselbst S. 83—138 noch Appendices kommen. Ich werde sie hier weiterhin nur selten besonders citiren. Das Autographon, in Quart geschrieben, welches hinten noch Familiennachrichten für die Kinder des Verfassers und desselben Autobiographie enthält, befindet sich in der zürcherischen Stadtbibliothek. Seine Lebensbeschreibung betreffend Leo Judä, mit Recht von ihm nur als farrago bezeichnet, ist wirklich ein bloßer Entwurf oder Material, wie auch die leeren und halbleeren Blätter zeigen, welche hie und da zwischen den beschriebenen vorkommen. Sie ist öfter ungenau oder mißverständlich und enthält eine nicht unbedeutende Zahl von nachweisbaren Unrichtigkeiten, daher sich auch in allen den Skizzen von Leo's Leben, die gelegentlich da und dort erschienen sind, manches Unrichtige findet. — Beim Tode Leo Judä's war dieser Sohn erst 14 Jahre alt; er war mithin abhängig von dem, was er von Andern über das Leben seines Vaters vernahm. Für Einiges hatte er indeß sichere Quellen; so beruft er sich S. 70 auf seine Mutter, S. 29 auf das, was er 1571 vom Antistes Bullinger hörte. Irrig sagt Wirz in seiner helvetischen Kirchengeschichte (Zürich, 1814) B. 4. S. 474., der Sohn habe im hohen Alter 1574 das Leben seines Vaters geschrieben. Er war 1574 erst 46 Jahre alt.

Ferner sind als Quelle zu betrachten Leo Judä's gedruckte Schriften, seine Uebersetzungen ꝛc. Ein genaues und vollständiges Verzeichniß derselben findet sich nirgends; das beste wohl bei Haag, la France protestante, (Paris, 1856) B. 6. S. 99. Doch heißt es dort irrig:

„En fait d'ouvrages inédits nous ne connaissons qu'un vol. in 4° sous ce titre: Chronika von dem alten siebenjährigen Zürcher Kriege, cité dans le Cat. de Hænel comme se conservant à la Biblioth. de Bâle". In Hänel's Catalogus, S. 548, steht aber: „Chronika von dem alten siebenjährigen Zürcher Kriege von Joan. Leo Juda; 4." Diese ungedruckte Schrift ist also nicht von Leo Judä, sondern von seinem Sohne Johannes, dem Verfasser der eben erwähnten Biographie Leo Judä's, wie sich aus der eigenen Angabe seines Namens ergibt, Miscell. Tigur. B. 3. S. 72.

Von besonderm Werthe war mir überdies Leo's Briefwechsel, der freilich großentheils sich nicht mehr erhalten hat. Er scheint bisanhin fast ganz unbenutzt geblieben zu sein. Das Vorhandene befindet sich hauptsächlich in der Simmler'schen Sammlung der zürcherischen Stadtbibliothek abschriftlich. Dies ist bei allen hier erwähnten ungedruckten Briefen der Fall, über welche nichts Anderes bemerkt ist.

Kapitel 1. Seite 1. Daß Leo Judä in Gemar geboren wurde, nicht in Rappoltsweiler, wie Wirz, helvetische Kirchengeschichte (Zürich 1813), B. 4. Abth. 1. S. 108 und Andere angeben, ist von seinem Sohne, Miscell. Tigur. B. 3. S. 12, deutlich gesagt. Nur der mißverständliche Ausdruck, welchen dieser S. 10, gleich zu Anfang gebraucht, hat zu jener unrichtigen Angabe veranlaßt. Röhrich, Geschichte der Reform. im Elsaß (Straßburg, 1830), B. 1. S. 412 hat das Richtige.

S. 1. Betreffend Heinrich Winkeli s. J. J. Amiet, Denkmale der Dornacherschlacht von 1499. Solothurn, 1859. S. 64; vgl. Glutz-Blotzheim, Fortsetzung von Müller's Geschichte der Eidgenossen B. 5. Abth. 2. S. 129.

S. 2. Betreffend den Gebrauch der Form „Judä", auch geschrieben „Jude", schon zu Leo's Zeit auch im Deutschen s. die Titel des (größeren) Katechismus von 1534, ebenso des „Leidens Christi" von 1539, und der „Auferstehung Christi", auch Bullinger's Vorworte zur ersten und letzten dieser Schriften, sowie Bullinger's Reformationsgeschichte (Frauenfeld, 1838—1840), B. 1. S. 295. B. 2. S. 4. B. 3. S. 291. 320.

S. 2. f. Ueber Crato und die Schule zu Schlettstadt s. Röhrich, Mittheilungen. Paris und Straßburg, 1855. B. 1. S. 94 ff. Ueber Paul Volz ebendas., B. 3. S. 203. Ueber Leo's Liebe zur Arzneikunst s. auch Bullinger, Reformationsgeschichte B. 1. S. 76.

S. 3. Betreffend Leo Judä's Immatriculation in Basel habe ich, von Herrn Professor Dr. Hagenbach gütigst hingewiesen auf die Matrikel der dortigen Universität, diese selbst nachgesehen. Am Feste St. Lucä (18. Oktober) 1499 wurde laut derselben zum Rektor gewählt Hieronymus von Waiblingen. Bei den unter seinem Rektorat Eingetragenen findet sich: „Leo Keller de Basilea". Nirgends findet sich sonst ein Leo verzeichnet weder in den frühern noch in den spätern Jahren. Berücksichtigt man hiebei die von seinem Sohne in den Miscell. Tigur. B. 3. S. 70 mitgetheilte, oben S. 2, Note, erwähnte Benennung Leo Keller als Name, den Leo Judä gerade in seinen Jünglingsjahren „in der Fremde" führte, so ist wohl als sicher anzunehmen, daß Leo Judä gemeint sei. Der Beisatz: „de Basilea" erklärt sich wohl am ehsten aus dem Umstand, daß es in Basel damals Familien dieses Namens gab und daß Leo durch seine Verhältnisse sich zum Anschluß an eine baslerische Familie dieses Namens und zum Gebrauche dieses Familiennamens veranlaßt

sehen mochte. Daß die Bezeichnungen der Heimathsorte in dieser Matrikel wenigstens nicht völlig genau sind, zeigt beim 1. Mai 1502 die Angabe: „Udalricus Zwinglius de Liechtensteig".

S. 4. Betreffend Leo's Urtheil über Wittenbach s. seine præfatio zu Zwingli's annotationes in evangelicam historiam epistolasque aliquot Pauli. Zürich, 1539. Vgl. R. Gwalter „præfatio" zum ersten Theil seiner Homiliæ in evangelium Matthæi. Zürich, 1581.

S. 5. Ueber die Zeit, da Leo Magister wurde, sagt sein Sohn Miscell. Tigur. B. 3. S. 12: „Sie (Leo und Zwingli) magistrirten beide mit einanderen A. Domini 1512." Die Jahreszahl 1512 hat er, wie es scheint, aus Pantaleon's Heldenbuch, laut Miscell. Tigur. B. 3. S. 74. Sie ist aber mit Bezug auf Zwingli falsch, da dieser laut Bullinger's Reformationsgeschichte B. 1. S. 7 nicht nach 1506 Magister ward; Pantaleon selbst gibt im „Heldenbuch" (Basel, 1578) unter „Zwingli" das Jahr 1506 an, ebenso Schuler in der Geschichte von Zwingli's Bildung zum Reformator. Zürich, 1819 S. 298. Auch mit Bezug auf Leo scheint daher die Jahreszahl 1512 unrichtig, da dieser nicht nur etliche Jahre älter war als Zwingli, sondern auch etliche Jahre früher in Basel immatriculirt wurde. Eher mag die Angabe richtig sein, daß Zwingli und Leo gleichzeitig magistrirten.

S. 5. Ueber die Zeit, wann Leo Diakon zu St. Theodor in Basel und wann er Pfarrer zu St. Hippolyte geworden, fehlt jede Angabe. Nach der Darstellung des Sohnes, die freilich gerade bei dieser Periode sehr viel Unsicherheit verräth, sollte man meinen, Leo wäre erst nach seiner Bekleidung des Pfarramts zu St. Hippolyte, „unlang" nach dem Tode des Herrn Maximin II. von Rappoltstein (der laut Schöpflin Alsatia illustrata, Colmar, 1761 B. 2. S. 613, im Jahre 1517 starb) wieder nach Basel gegangen Studierens halben, dort Diakon zu St. Theodor geworden und von Basel nach Einsiedeln gekommen.

Dies ist falsch, da Zwingli laut B. 7. S. 60 seiner Werke, Ausgabe von Schuler, seinen Brief an Leo vom 17. Dezember 1518 adressirt, theils lateinisch: „Leoni Judæ, S. Hippolyti oppidi pastori," theils deutsch: „An Herrn Löuwen, Kirchherrn zu St. Pult;" sowie auch Leo selbst laut Miscell. Tigur. B. 3. S. 26 im Juli 1519, kurz nach seiner Abreise aus dem Elsaß, den Brief aus Einsiedeln an seine Mutter adressirt: „Der Frommen Frauen Elisabeth Hochsengin, Herr Löuwen, Kirchherrn zu Sant Pilt Mutzrer in Hand." Daraus ergibt sich, daß Leo unmittelbar vom Pfarramt zu St. Pilt nach Einsiedeln kam, wie auch Bullinger in seiner Reformationsgeschichte B. 1. S. 76 bezeugt, und daß mithin sein Diakonat zu St. Theodor in frühere Zeit fällt, wie Hagenbach in Herzog's theol. Encyklopädie, B. 7. S. 124, Note, richtig annimmt.

Kap. 2. S. 6. Ebenfalls ist, wie Wirz, helvet. Kirchengeschichte B. 4. S. 474 und Hagenbach, a. a. O. bemerken, die Vorstellung des Sohnes von Leo, Miscell. Tigur. B. 3. S. 13 und 26, welcher auch J. J. Hottinger, helvet. Kirchengeschichte, B. 3. (Zürich, 1708) S. 15 und Hartmann Annales Heremi in Helvetia (Freiburg, 1612) S. 445 huldigen, unrichtig, als ob Leo nach seinem Weggang aus der Heimat zu gleicher Zeit mit Zwingli in Einsiedeln gewesen und mit diesem daselbst gewirkt hätte. Dies widerspricht dem Datum und dem Inhalt der so eben angeführten Briefe Zwingli's und Leo's. Man

ſieht daraus vielmehr, daß Leo erſt ein halbes Jahr nach Zwingli's Abgang von Einſiedeln daſelbſt eintraf.

S. 9. Betreffend Leo's Vorleſungen in Einſiedeln vergl. Hottinger, helvet. Kirchengeſchichte B. 3. S. 99 und Kirchhofer, Oswald Myconius, Zürich, 1813 S. 60.

S. 14. Betreffend den Eindruck von Erasmus' Expostulatio Jesu ad hominem suapte culpa pereuntem auf Zwingli, ſ. Zwingli's Werke, Ausg. von Schuler, deutſch, B. 1. S. 298.

S. 14. Das Urtheil Liechtenburger's betreff. Leo's Charakter, ſ. in deſſen Briefe an Zwingli, in Zwingli's Werken, B. 7. S. 34, datirt: ex Basilea sexta post diem Matthiæ. Dieſer Brief ſcheint aber vom Herausgeber irrthümlich in's Jahr 1518 verſetzt zu ſein und vielmehr in's Jahr 1519 zu gehören, da der Briefſteller darin erwähnt, er ſei von Leo Judä eben zu ſeinem Famulus ernannt worden, und dies wohl nur zu Leo's Verhältniſſen in Einſiedeln paſſen kann, nicht zu ſeinen frühern. Laut S. 88 ebendaſelbſt war der Magiſter Johannes Liechtenburger wirklich bei Leo in Einſiedeln und ſtarb bald daſelbſt.

Kap. 3. S. 15. Leo's Erwählung zum Pfarrer am St. Peter geſchah laut Miscell. Tigur. B. 3. S. 30 und Bullinger's Reformationsgeſchichte B. 1. S. 75 am Sonntag vor Pfingſten 1522, laut Werner Steiner, welcher dabei war, am Sonntag nach Pfingſten, ſ. Zwingli's Werke, deutſch, B. 1. S. 137, Note.

S. 15. Ueber Leo's Statur vergl. auch Bernhard Weiß in Joh. Conrad Füeßli's Beiträgen zur Reformationsgeſchichte B. 4. (Zürich, 1749) S. 44.

S. 15. Betreffend Leo's Ueberſetzung der Schrift Luther's von den Mönchsgelübden ſ. Johann Botzheim's Brief an Vadian vom 30. Juli 1522; vergl. Zwingli's Werke, deutſch, B. 1. S. 31.

Kap. 4. S. 17. Betreffend die Einrede Leo's in die Predigt des Auguſtiners ſ. Zwingli's Brief an Oekolampad vom 3. Januar 1527, in Zwingli's Werken B. 8. S. 8, ferner Bernh. Weiß in Füeßli's Beiträgen B. 4. S. 44, und über den Auguſtinerprior, Bullinger, Reformationsgeſchichte B. 1. S. 132. Sehr bezeichnend für die Ungenauigkeit des Sohnes von Leo iſt deſſen Satz, Miscell. Tigur. B. 3. S. 30: „Als er dar kam (d. h. als Leo 1523 nach Zürich kam), fiel er dem Läßmeiſter zun Auguſtinern in die Predig, An. 26." Dieſe falſche Jahreszahl 1526, welche mit ſeiner eigenen Angabe „als er dahin kam" übel zuſammenſtimmt, erklärt ſich wohl daraus, daß Zwingli's Brief, der von dieſem Vorgange redet, vom 3. Januar 1527 iſt und das Jahr, wann dieſer Auftritt vorgekommen ſei, nicht ausdrücklich angibt. Daß er aber vor dem Religionsgeſpräche in Zürich ſtattgefunden, ergibt ſich deutlich daraus. Die Zeitordnung bei Weiß beſtätigt dies völlig.

S. 17. Betreffend Mönche, welche ſich bei ihren Predigten Einreden machen ließen von Zuhörern, die ſie dazu beſtellten, ſ. Wimpheling's Apologia pro republica Christiana von 1506, bei Heberle, die Anfänge des Anabaptismus, in den theol. Jahrbüchern von Liebner ꝛc., Stuttgart, 1858. S. 231.

S. 17 f. Betreffend Leo's Betheiligung an der erſten Disputation in Zürich, ſ. Zwingli's Werke, deutſch, B. 1. S. 137.

S. 19. Betreffend Leo's Beſorgung des Kloſters Oetenbach, ſ. Füeßli's Beiträge B. 2. S. 17—29. B. 4. S. 48.

S. 19. Leo's Taufform für Schwachgläubige ſ. Miscell. Tigur. B. 3. S. 139.

S. 21. Betreffend Leo's Betheiligung an der zweiten Zürcher Disputation ſ. Zwingli's Werke, deutſch, B. 1. S. 464—538.

S. 22. Betreffend Leo als Mitglied des Ehegerichtes, vgl. auch Füeßli's Beiträge B. 4. S. 66, Zwingli's Werke B. 8. S. 654, Goldaſt, Alamannicarum rerum scriptores (Frankfurt, 1606), B. 3. S. 207 und 209, und in der Simmler'ſchen Sammlung Leo's Brief an Vadian vom 27. December 1535.

S. 22. Zwingli's Vorrede zu Leo's Schrift gegen Kretz ſ. in Zwingli's Werken, deutſch, B. 2. Abth. 2. S. 338.

S. 23. Betreffend Leo's Sendung nach Appenzell ſ. J. J. Simmler's (gedruckte) Urkunden. Zürich, 1767. B. 1. S. 121, 821, 838.

Kap. 6. S. 31. Betreffend Leo's Aushülfe bei Erledigung von Leporin's Profeſſur ſ. Miscell. Tigur. B. 3. S. 436, und Pellican's handſchriftliches Chronikon. Dieſer ſagt bei ſeiner Ankunft in Zürich im Jahr 1526: „Audivi lectiones theologicas, destitutus libris, a Leone Jude, qui hebrea legebat et interpretabatur; is primus fuit, quem hebrea legere audissem.“

S. 32. Betreffend Leo's Vorſitz bei der Synode ſ. Bullinger's Reformationsgeſchichte, B. 2. S. 4. Die Rüge gegen Leo in den Synodal-Akten ſ. in Miscell. Tigur. B. 1. Abth. 4. S. 60 und die handſchriftlichen Acta ecclesiastica der Zürcher Stadtbibliothek B. 2.

S. 33. Ueber Klotz Eſcher vgl. auch Bullinger's Reformationsgeſchichte B. 3. S. 238.

S. 34. Ueber Leo's Standhaftigkeit nach Zwingli's Tode, vgl. auch Pellican in ſeinem handſchriftl. Chronikon.

Kap. 7. S. 38. Leo Judä's Correſpondenz mit Bullinger vom März 1532 betreffend Kirchenzucht, ſ. in Simmler's handſchriftl. Sammlung B. 31.

S. 39. Betreffend Zwingli's Berufung auf ſtillſchweigende Uebertragung, ſ. ſeine Werke B. 3. S. 339.

S. 39. Betreffend Leo's Predigt vom 24. Juni 1532, ſeine Anklage und Vertheidigung ſ. Bullinger's Reformationsgeſchichte B. 3. S. 320—329.

Kap. 8. S. 45. Betreffend die Synode in Straßburg vom Juni 1533, ſ. Röhrich Geſchichte der Reformation im Elſaß. B. 2. S. 38 und 267. Ueber Capito, B. 2. S. 77—79.

S. 46. Betreffend Schwenckfeld's Begehren einer Art Confirmation, ſ. Röhrich, ebendaſelbſt B. 2. S. 99.

Kap. 9. S. 47. Betreffend Schwenckfeld's Einwirkung auf Bernhard Rothmann ſ. Butzer's Brief an Blaarer vom 16. November 1533, und Bullinger's Brief an Vadian vom 3. Januar 1534; letzterer iſt gedruckt in J. C. Füeßli's epistolae reformatorum. Zürich, 1742. S. 111.

S. 54. Zur Beleuchtung des bisanhin noch ganz unaufgehellten Verkehrs Leo Judä's mit Schwenckfeld mag Folgendes dienen: Es ſind dafür zu beachten Schwenckfeld's „Sendbriefe“, 1566. B. 1. Daſelbſt ſteht S. 77—93 der erſte (vorhandene) Brief Schwenckfeld's an Leo, aus Straßburg, angeblich vom 3. März 1533. Dieſes Datum iſt unrichtig, wie denn laut der Vorrede, theils die Data dieſer gedruckten Briefe

nicht eben zuverlässig sind, theils Aenderungen im Texte vorkommen, die Schwenckfeld erst nach Absendung derselben darin gemacht haben soll. Das Autographon dieses Briefs an Leo, im Zürcher Staatsarchiv VIII. B. 44., trägt das Datum 5. Juli 1533. Gleich aus dem Anfang dieses Briefes erhellt, daß Leo vorher an Schwenckfeld geschrieben hatte. Statt der im Autographon vorkommenden Worte: „Damit Du aber, lieber Bruder", steht in Schwenckfeld's „Sendbriefen" B. 1. S. 84: „Damit Ihr aber, mein freundlicher Herr"; ferner ist S. 88 bei Erwähnung Bullinger's der im Autographon stehende Beisatz: „welches arbeit über die Epistel zun Hebreern mir in viel stücken wohl gefellt", weggelassen.

Der zweite Brief Schwenckfeld's an Leo steht in Schwenckfeld's „Sendbriefen" B. 1. S. 93—106; er trägt bloß die Jahreszahl 1532. Diese ist falsch. Das Autographon hat das Datum: September 1533. Schwenckfeld schrieb ihn „zu Speyer unterwegen", wie er im Postscript zu seinem Briefe an Leo vom 2. März 1534 sagt. Daß Leo ihn im December 1533 erhielt, ergibt sich aus seinem Briefe an Bullinger vom December 1533.

Schwenckfeld's Brief an Leo vom 2. März 1534 (oben S. 54 Z. 16 steht durch einen Druckfehler 1536) steht nicht in seinen gedruckten „Sendbriefen"; das Autographon befindet sich aber im zürcherischen Staatsarchiv a. a. O. Schwenckfeld schrieb diesen Brief aus Mindelheim, als Antwort auf Leo's Absagebrief vom 25. December 1533, den er am 2. März 1534 erhielt. Diese beiden Data gibt er gleich zu Anfang dieses Briefes.

Von dem Inhalt jenes Briefes Leo's an Schwenckfeld vom 25. December 1533 sind wir durch den Brief Bullinger's an Vadian vom 3. Januar 1534 in Kenntniß gesetzt, s. Füeßli's epist. reform. S. 113. — Butzer's Schreiben an Leo vom 30. November 1533, sowie Butzer's Briefe an Bullinger vom 29. und 30. October und 30. November 1533 stehen in Simmler's Sammlung B. 34. Der Brief Leo's an Bullinger, mit dem Leo die Briefe Butzer's und Capito's vom 30. November 1533 und den Brief Schwenckfeld's vom Sept. 1533 Bullinger'n zum Lesen mittheilte, ist ohne Datum, ebenso die ausführliche Antwort Bullinger's an Leo; beide sind in Simmler's Sammlung B. 199. Das erstere dieser Schreiben ist abgedruckt im Museum Helveticum (Zürich, 1746 ff.), Part. 15. Nr. 4. Daß diese beiden Briefe nach dem 30. November 1533 und vor dem 25. December 1533 geschrieben seien, ergibt sich aus ihrem Inhalt, zusammen gehalten mit den andern hier erwähnten Daten.

S. 54. Schwenckfeld's Schreiben an Bullinger, Leo Judä ꝛc. vom 16. Januar 1542, ist in Simmler's Sammlung B. 51. Schwenckfeld's Beschwerde über Leo in einem Briefe an Frau A. R. vom Jahr 1544, s. in seinen „Sendbriefen" B. 1. S. 719.

Kap. 10. S. 56. Unrichtig ist die Angabe bei Hottinger, helvet. Kirchengeschichte B. 3. S. 687 und bei Andern, daß Leo seinen (größeren) Katechismus (von 1534) lateinisch und deutsch geschrieben habe. Ebenso ist die Angabe von Sal. Heß, Geschichte des Zürcher Katechismus (Zürich, 1811) S. 21 unrichtig, als ob Leo's kleinerer Katechismus lateinisch und deutsch erschienen wäre. Richtig gibt schon Conrad Geßner in seiner biblioth. univ. von 1545 an (Misc. Tigur. B. 3. S. 76), Leo's „Catechismus latinus" sei „diversus" von den beiden deutschen. Joh. Jud aber, obgleich er dies vor sich hatte, hat durch seine theils

ungenauen, theils schiefen Ausdrücke, Misc. Tigur. B. 3. S. 40 f. jene unrichtigen Angaben veranlaßt.

Unrichtig ist ebenfalls die bei Sal. Heß a. a. O. S. 10 vorkommende Angabe: die Zürcher Synode von 1533 habe Leo beauftragt, einen Katechismus zu verfassen. In den Synodal-Acten von 1533 kommt über den Katechismus gar nichts vor; sondern der von Heß wörtlich angeführte Beschluß befindet sich erst bei der Synode vom October 1534, nachdem Leo's größerer Katechismus schon erschienen war, und kann sich daher nur auf Abfassung eines neuen, ohne anders eines kürzern Katechismus beziehen. Daß Leo's größerer Katechismus anfangs (im Januar 1534) nur als Privatarbeit erschien, nicht aus Auftrag der Synode, ist aus Bullinger's Vorwort zu demselben zu entnehmen; er redet darin von der Herausgabe nur als von einer Privatsache; von einem Auftrag der Synode ist darin durchaus nicht die Rede (während dieses 1541 in Leo's Vorwort zu seinem kürzern Katechismus der Fall ist).

S. 59. Betreffend den Ausdruck Sakrament gibt Stahl in seiner Schrift: „Die lutherische Kirche und die Union" (Berlin, 1859), S. 92 an: im Zürcher Katechismus von Leo Judä werde statt „Sakrament" „Pflichtzeichen" gesetzt. Dies ist unrichtig. Nicht statt des Wortes „Sakrament," sondern neben demselben steht an etlichen Stellen „Pflichtzeichen." Stahl's falscher Ausdruck ist ganz geeignet, die irrige Meinung zu verbreiten, als ob in jenem Katechismus der Ausdruck „Sakrament" nicht durchgängig als die regelmäßige Bezeichnung beibehalten, sondern etwa gar durch jene andere Benennung verdrängt wäre.

S. 60. Betreffend die Verbreitung des Leo'schen Katechismus, s. außer Misc. Tig. B. 3. S. 40 auch Finsler, kirchliche Statistik der reformirten Schweiz (Zürich, 1854), S. 678, und betreffend Megander's Auszug den dort citirten Aufsatz von E. Güder. Von dem Schreiben Gerhards zum Camph an Pellican von 1546, welches die Simmler'sche Sammlung enthält, theilt Hottinger helvet. Kirchengeschichte B. 3. S. 688 eine Stelle mit.

S. 60. Daß Leo's kürzerer Katechismus schon 1538 erschienen sei, wie Leu, schweiz. Lexikon (Zürich, 1756) B. 10. S. 630 und Sal. Heß, Geschichte der Pfarrkirche zu St. Peter in Zürich (Zürich, 1794), S. 113 angibt, hat sich mir nicht bestätigt. Vielmehr erscheint die Angabe von Sal. Heß, Geschichte des Zürch. Katechismus, S. 25 als richtig, daß er 1541 erschienen sei. Leo's Vorwort zu seiner Schrift vom „Leiden Christi" von 1539 bestätigt dies, da er sich einfach auf den „Kinderbericht" zurück bezieht, noch ohne den Beisatz „der größere," woraus zu entnehmen ist, daß „der kleinere" Kinderbericht damals noch nicht vorhanden gewesen sei.

S. 62. Der Titel von Leo's lateinischem Katechismus lautet: Catechismus. Brevissima Christianae religionis formula, instituendae juventuti Tigurinae, catechizandisque rudibus aptata, adeoque in communem omnium piorum utilitatem excusa. Tiguri apud Christophorum Froschoverum, ohne Jahrszahl. Diese, sowie das Verhältniß dieser Schrift zu Calvin ergibt sich aus Folgendem. In der Vorrede Leo's an Johannes Fries heißt es: „Joannes Calvinus, qui summam pietatem cum summa eruditione conjunxit, institutiones quasdam Christianae religionis nuper congessit, quas ego percurrens, praecipua quaedam capita excerpsi, quae mihi juventuti non

salutaria modo, sed et maxime necessaria esse videbantur, nihil vel parum immutans, minus addens de meo . . . . Hoc duntaxat meum est, quod copiose ab eo annotata et sparsa fusius, in arctum quoddam enchiridion contraxi . . . et quod ordine fortasse alio (quod sic commodum videretur) usus sum. Man könnte nun zunächst an das bekannte Werk Calvin's „Institutio christianae religionis“ denken, wovon die erste lateinische Ausgabe 1536 in Basel, in 6 Kapiteln, die zweite 1539 in Straßburg, in 17 Kapiteln, erschien. Allein mit jener stimmen die Abschnitte von Leo's lateinischem Katechismus nicht, und mit dieser nicht hinreichend überein. Vielmehr schließt sich dieser Katechismus Leo's an eine weniger bekannte Schrift Calvins an, welche im März 1538 lateinisch in Basel erschien mit dem Titel: Catechismus sive Christianae religionis institutio, communibus renatae nuper in Evangelio Genevensis Ecclesiae suffragiis recepta, et vulgari quidem prius idiomate nunc vero Latine etiam, quo de Fidei illius synceritate passim aliis etiam Ecclesiis constet, in lucem edita. Dies ist nicht der berühmte kleine Genfer Katechismus in Fragen und Antworten für Kinder, sondern ein großer Katechismus für Erwachsene, ohne Fragen und Antworten, ein Auszug aus Calvin's bekannten Institutionen. Mit diesem 1538 erschienenen Katechismus Calvin's stimmen die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte in Leo's lateinischem Katechismus völlig überein, bis auf einige geringe Modificationen. Auch das Verhältniß der Texte beider zu einander (wie ich es oben S. 62 bezeichnet habe) zeigt deutlich, daß jener es ist, aus dem Leo den seinigen excerpirt hat.

Zu vergl. ist Henry, Calvin (Hamburg, 1835 ff.) B. 1. S. 174, B. 2. S. 151, B. 3. Beil. S. 190. Nur ist dort die Angabe Henry's zu berichtigen, Hottinger in seiner helvet. Kirchengeschichte B. 3. S. 687 sage: „als Calvins institutio 1535 erschien,“ habe man in Zürich einen Auszug daraus in Fragen und Antworten gemacht und in den Schulen als Katechismus gebraucht. Hottinger nämlich gibt kein Jahr an; er sagt nichts vom Jahre 1535. — Ueberaus verunglückt ist Salomon Heß' Angabe, Gesch. des Zürch. Katechismus S. 34. „Leo habe ungefähr ums Jahr 1543 den lateinischen Katechismus ausgearbeitet,“ während Leo im Juni 1542 starb. — Vielmehr ergibt sich aus dem Obigen mit Sicherheit, daß Leo's lateinischer Katechismus 1538 oder spätestens 1539 erschien (wegen des Wortes „nuper“ in Leo's Vorwort).

S. 63. Betreffend die Einführung der Katechismuspredigten und der öffentlichen Katechisationen, vgl. Misc. Tigur. B. 3. S. 40 f.; J. J. Wirz, historische Darstellung des Kirchenwesens in Zürich (Zürich, 1793) B. 1. S. 17 f.; Hottinger a. a. O.; Finsler, kirchliche Statistik S. 699. Indeß die genaueste Angabe über die Anfangszeit der öffentlichen Katechisationen finde ich in Pellican's handschriftl. Chronikon, 21. August 1541: „Celebratus est primus catechismus in nostra ecclesia.“

Kap. 11. S. 64. Betreffend die Schrift des Ratramnus. Daß Leo zur ersten lateinischen Ausgabe von „Bertrami presbyteri de corpore et sanguine domini liber“ keine Vorrede geschrieben, habe ich in dem Bande über „Bullinger,“ S. 630 f. nachgewiesen.

S. 65. Leo's Briefe an Butzer vom 9. Februar und 27. April 1534, so wie einen kleinern „vom April“ desselben Jahres, welche sich nicht in der Simmler'schen Sammlung befinden, verdanke ich der Güte

des Herrn Professors C. Schmidt in Straßburg, der sie in der dortigen Bibliothek auffand nebst einem Briefe Leo Judä's an Johannes Sapidus vom 24. März 1525.

S. 67. Betreffend Leo's Entrüstung über Butzer, s. Butzer's Brief an Leo vom 25. Februar 1538. Betreffend die Zurückziehung des Johannes Fabritius Montanus s. Misc. Tigur. B. 3. S. 15 u. 378.

S. 68. Betreffend Leo's Berufung nach Horburg und Reichenweier s. Graf Georg's Schreiben nach Zürich vom 13. September 1535, sowie die der Geistlichen daselbst vom 16. September und 4. October.

S. 69. Betreffend Wolfgang Schuch s. Gerdes, historia reformationis, Gröningen, 1752 B. 4. S. 44, Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, B. 1. S. 412, derselben Mittheilungen B. 2. S. 355, sowie G. v. Polenz, Geschichte des franz. Calvinismus, Gotha, 1857 B. 1. S. 273, und besonders A. Coquerel, Sohn, im Bulletin de la société du protestantisme Français. Paris, 1854. B. 2. S. 632 ff. Einiges, was Coquerel S. 635 ungewiß läßt, findet in dem Obigen seine Erledigung, sowie auch, daß derselbe mit Unrecht von Leo's court ministère à St.-Hippolyte redet, da dieses sich bis 1519 erstreckte, die Anfangszeit aber unbekannt ist. Betreffend die Zahl der von Schuch hinterlassenen Kinder sagt er S. 648 „Crespin parle de dix ou de sept;" dem lateinischen Texte Crispin's zufolge in den Actiones et monimenta martyrum (Genf, 1560) Bl. 51. b sollte es heißen six ou sept.

Kap. 12. S. 72. Betreffend Leo's Uebersetzung der „Nachfolge Christi" sagt sein Sohn in den Misc. Tigur. B. 3. S. 42: „Die Nachfolgung Christi, hat ein alter Pater vor Zyten gemacht, er aber hats uß dem Staub gebracht, gemeeret und gebesseret an Tag gegeben." Die Jahreszahl und das Format finde ich angegeben in Leu's Lexikon B. 10. S. 632, woselbst steht, Leo habe zum Druck befördert: „Eines alten Kirchenlehrers Werklein von der Nachfolge Christi, vermehrt und verbessert. A. 1523. 4°." Conrad Geßner in seiner biblioth. univ. von 1545 gibt unter Thomas a Kempis an, diese Schrift sei 1545 ohne Namen, in Sedez, zu Zürich deutsch erschienen. Meine Nachforschungen in Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen und Straßburg nach einem Exemplar der Ausgabe in Quart oder derjenigen in Sedez sind leider fruchtlos geblieben.

S. 72. Betreffend Zwingli's Anmerkungen zur Geneſis. Ch. J. Trip, die Theophanten in den Geschichtsbüchern des alten Testamentes, Leiden, 1858, S. 53 führt irrig Leo Judä an statt Zwingli's, wie wenn jener der Verfasser wäre von der 1527 in Zürich herausgekommenen farrago annotationum in Genesin ex ore Huldrici Zwinglii per Leonem Judae et Casparem Megandrum exerptarum.

S. 75. Betreffend diese beiden kleineren Druckschriften Calvin's s. in Calvini epistolae et responsa (Lausanne, 1576) Leo's Brief an Calvin vom letzten Februar 1540, sowie die voranstehende vita Calvini; vgl. Henry, Calvin, B. 1. S. 185—191 und B. 2. Beil. S. 196.

Kap. 13. S. 76. Betreffend Leo's deutsche Bibel s. Simmler's gedruckte Urkunden B. 2. S. 383 ff. — Eulmann in den Skizzen aus Gervasius Schuler's Leben (Straßburg, 1855) führt S. 31 irrthümlich deutsche Glossen zu Bibelstellen an, als ob sie von Leo Judä wären. Sie sind aber nicht von ihm, sondern von Luther.

S. 77. Betreffend Michael Adam ſ. Pellicans handſchriftl. Chronikon zum Jahre 1538; Conrad Geßners, bibliotheca univ. unter Leo Judä; Misc. Tigur. B. 3. S. 43, 77.

S. 77. Betreffend Leo's Beſchäftigung, mit der lateiniſchen Bibelüberſetzung im Jahre 1539 ſ. Megander's Vorwort zu Zwingli's Commentar über die Epiſtel an die Hebräer, in Zwingli's Werken, lat. B. 6. Abth. 2. S. 291.

S. 79. Betreffend den hebräiſchen Text, deſſen ſich Leo bei ſeiner lateiniſchen Bibelüberſetzung bediente, ſ. Joh. Heinr. Hottinger, „Wegweiſer," (Zürich, 1647) B. 1. S. 137; es war eine in Venedig gedruckte Bibel.

S. 80. Beza's Bemerkung ſ. in ſeinen icones viror. doct., Genevæ 1580 S. 115.

S. 80. Betreffend die Ausgabe in Paris 1545, von Robert Stephanus, und die in Lyon (vermuthlich von 1566) ſ. de Thou, historia sui temporis, Buch 35.

S. 80. Betreffend Ferdinand von Escalante und die Ausgabe (von 1584) in Salamanca ſ. Joh. Heinrich Hottinger bibliothecarius S. 153 f., S. 167, und schola Tigur. S. 213, 215, 217, und deſſen „Wegweiſer" B. 1. S. 139 f. Vgl. darüber, ſowie betreffend die Urtheile ſpäterer: le Long, bibliotheca sacra (Paris, 1709) B. 1. S. 581—587; ferner Haag in ſeiner France prostetante B. 6. S. 100. — Betreffend Brenz, ſ. den Brief von Peter Venetſcher, in J. J. Hottingers helvet. Kirchengeſchichte B. 3. S. 752.

Kap. 14. S. 82. Betreffend Leo's Kränkeln im Sommer 1526 ſ. Zwingli's Brief an Gynoräus vom 31. Auguſt 1526 in Zwingli's Werken B. 7. S. 538.

S. 83. Betreffend Leo's Gattin ſ. auch ſeinen Brief an Vadian vom 19. Novbr. 1523, und Bullinger's Reformationsgeſchichte B. 1. S. 76.

S. 83. Betreffend Johannes Fabritius, ſ. Miscell. Tigur. B. 3. S. 16, 379, und Hr. Heinrich Winkeli's Brief an Clara vom November 1538.

S. 83. Betreffend die Anerbietungen von Baſel her, vgl. mit Misc. Tigur. B. 3. S. 64. Kirchhofer, Myconius S. 151.

S. 86. Betreffend Leo's feinen Scherz ſ. Carlſtadt im Vorwort zu Zwingli's Anmerkungen zum Philipperbriefe, Zürich, 1531; vgl. Leo's Vorrede zum lateiniſchen Katechismus. — Seine Anweſenheit beim Schützenfeſte, ſ. J. J. Hottinger's Geſchichte der Eidgenoſſen B. 6. S. 347.

S. 86. Leo's geiſtliche Lieder ſ. Ph. Wackernagel, Kirchenlied. Stuttgart, 1840. S. 447 ff. Ueber Leo als Tonſetzer ſ. G. Meyer von Knonau, Kanton Zürich. B. 2. S. 75.

S. 88. Betreffend Bibliander ſ. deſſen oratio in enarrationem Jesajae. Zürich. 1532.

S. 89. Betreffend den wahrſcheinlichen Untergang mancher Briefe an Leo Judä bei dem Brande des Pfarrhauſes zu Flaach ſ. Misc. Tigur. B. 3. S. 6 vgl. S. 41 u. 65.

Kap. 15. S. 90 f. Betreffend Leo's Lebensende vgl. Bullinger's praefatio zur lateiniſchen Zürcher Bibel von 1543; und betreffend ſein Bekenntniß eine anonyme Nachricht in der Simmler'ſchen Sammlung, beim

19. Juni 1542, welche ſich bei Sal. Heß, Bullinger, B. 1. S. 385, Note, gedruckt findet.

S. 93. Betreffend Biblianders Ueberſetzung, ſ. auch Bullinger's Brief an Vadian vom 19. December 1542. Betreffend Peter Choli ſ. meinen Bullinger S. 320. Betreffend Pellican's Reviſion und die Zeit des Druckes vgl. Pellican's handſchriftl. Chronikon.

S. 93. Calvin über Leo ſ. Calvin's Brief an Bullinger vom 8. Novbr. 1542 in Bretſchneider's Calvini, Bezae aliorumque literae nondum editae. Leipzig, 1835 S. 13.

S. 94. Betreffend Bullinger's Geſchäftserleichterung, an Leo's Todestage ſ. Bullinger's handſchriftl. Diarium.

S. 94. Betreffend Johannes Haller, Johannes Wolf, ſ. meinen Bullinger S. 285, 353 und 484.

S. 95. Leo's Gattin ſoll laut der Angabe ihres Sohnes Johannes in den Miscell. Tigur. B. 3. S. 8 im Jahre 1582 96 Jahre alt geſtorben ſein, oder laut des Autographon „by 96 Jaaren alt.“ Demnach wäre ſie bei ihrer Verehelichung, im Jahre 1523, 37 Jahre alt geweſen, nicht 30 Jahre alt, wie derſelbe S. 68 meint. Oder, wofern man letztere Angabe als richtig annimmt, hätte ſie ein etwas weniger hohes Alter erreicht.

S. 95. Betreffend des Johannes Fabritius Montanus Lobpreiſung Leo's, ſ. Miscell. Tigur. B. 3. S. 137, 379 und 398.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Franciscus Lambert

von

Avignon.

Von

F. W. Hassencamp,

theol. Dr.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1860.

EK

I. O. K.

Vorbemerkung.

Lambert von Avignon zählt nicht zu den Reformatoren ersten, ja nicht einmal zweiten Ranges. Weit entfernt davon wie Luther, Calvin, Zwingli eine Hauptströmung in dem Leben des Reformations-Zeitalters zu bedingen, oder wie Melanchthon und Beza auf dem theologischen oder politisch-religiösen Gebiete eine hervorragende Stellung einzunehmen, oder wie Bucer, Bugenhagen, Peter Martyr durch umfassende und erfolgreiche praktische Wirksamkeit hervorzuleuchten, gehört er nicht einmal zu denen, welchen wir im deutschen Sinne einen großen Character beilegen. Letzteres soll nun zwar nicht sagen, daß er eine unlautere Natur gewesen sei, (war er doch sogar ein Mann, der sich durch große Offenheit und Ehrlichkeit, mehr noch durch feste Entschiedenheit und seltene Opferfreudigkeit auszeichnete); aber doch das, daß seinem Feuer zu viel von Ungeduld, seinem Ernste zu viel von Flüchtigkeit, seiner Andringlichkeit zu viel von Zudringlichkeit, seiner Freimüthigkeit und Beredsamkeit zu viel von Redseligkeit und Eitelkeit beigemischt war, als daß ein deutsches Auge auf seiner Erscheinung mit besonderem Wohlgefallen ruhen könnte. Er war eben durch und durch ein Franzose und zwar ein Südfranzose.

Dennoch ist er eine sehr beachtenswerthe Persönlichkeit. Er hat in einem kurzen Leben die Reformation durch feurige Rede und viele Schriften mannigfach angeregt und in dieser Hinsicht namentlich für sein Vaterland viel gethan. Bei der Reformation in Hessen aber, welches neben Sachsen ein Hauptbrennpunkt des neuen Lebens wurde, wurde

ihm von Philipp dem Großmüthigen erst auf der Synode in Homberg und sodann durch Uebertragung eines Lehrstuhles der Theologie eine bedeutsame Stellung zugewiesen. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat er wenigstens mehr als Mittelmäßiges geleistet. Wenn sich seine Schriften auch nicht durch Tiefe und Gründlichkeit der Forschung auszeichnen, so läßt es sich ihnen doch nicht absprechen, daß sie viele gesunde Gedanken enthalten und durch ihre Klarheit und ihre eindringliche und lebendige Darstellung auf große Leserkreise befruchtend einwirkten. Sehr große dauernde Bedeutung hat Lambert aber dadurch gewonnen, daß er die Entwicklung der Verfassung und Kirchenzucht der reformirten Kirche mannigfach bedingte.

Lassen wir es uns nicht verdrießen, auf sein interessantes und wechselreiches Leben genauer einzugehen.

Benutzt wurden außer den Werken Lambert's und anderen angeführten Schriften: Baum, Lambert von Avignon, 1846. 8°., Til. Schenk vitae profess. theol. Marpurgi Catt. 4°., D. a Coelln memoria profess. th. M., Vratisl. 1827. 4°., Strieder, hessische Gelehrtengeschichte B. VII., S. 378—396. Auch standen einige bisher nicht bekannte Handschriften dem Verfasser zu Gebote.

Franciscus Lambert.

1. Seine Jugend und sein Mönchsleben.

Franz Lambert wurde im Jahre 1487 zu Avignon geboren und war wahrscheinlich das einzige Kind seiner Eltern. Sein Vater, welcher aus dem Städtchen Orgelet in der Franche-Comté stammte, wo auch später noch das Geschlecht der Lambert blühte, bekleidete die ansehnliche Stelle eines Geheimschreibers des römischen Erzbischofs und Legaten, welcher in dem großen und weitläufigen Schlosse der Päpste seine Residenz aufgeschlagen hatte. Avignon war längst von seiner früheren Herrlichkeit herabgesunken. Nur die vielen Klöster und Kirchen, welche auch in unseren Tagen noch den dritten Theil der Stadt einnehmen, bezeugten, daß es einstmals ein Mittelpunkt des kirchlichen Lebens und mittelalterlicher Herrlichkeit gewesen war. Da der Knabe, ein frommes und talentvolles, lebhaftes und schönes Kind, früh seinen Vater verlor, kam er unter die Leitung der Franciscaner, welche seine Mutter zu verstricken wußten und wahrscheinlich nach dem Erbe lüstern waren. Das ehrwürdige Aeußere und die einschmeichelnde Beredsamkeit der Mönche, welche die Heiligkeit und Verdienstlichkeit, Ruhe und Süßigkeit ihres Lebens dem Kleinen so häufig rühmten, wirkten in dem Maße auf Franz ein, daß er sich entschloß, ebenfalls Mönch zu werden. Fünfzehn Jahre alt wurde er als Novize aufgenommen und ein Jahr später als Mönch eingekleidet. Aber welche Enttäuschung wurde ihm nun zu Theil! In welche Abgründe des Verderbens, die man ihm, so lange seine Person und sein Vermögen dem Kloster noch nicht gesichert waren, sorgfältig verborgen hatte, mußte er nun hineinblicken! Nicht christliche Demuth, sondern Eitelkeit und Neid, nicht Liebe und Gehorsam, sondern Rachsucht und Trotz, nicht heilige Sitten, sondern elender Sündendienst herrschten in den heilig gewähnten Klosterräumen.

Lambert's frommer Sinn und seine Talente bewirkten, daß er bald ein Gegenstand fast allgemeinen Neides bei seinen Ordensbrüdern wurde. Selbst seine Predigten, womit er vor das Volk hintrat und dieses in feuriger, beredter Sprache zur Buße aufforderte, und der geistliche Ernst, womit er es auf die Rettung der armen Seelen abgesehen hatte, erweckten ihm Mißgunst. Die Mönche konnten es nicht ertragen, daß er bei Vornehmen und Geringen offenen Zugang fand und vielen Beifall gewann.

wodurch er frei zu werden hoffte. Und diese erschienen. Beauftragt Briefe an seinen General oder Vicegeneral nach Deutschland zu bringen, verließ er das Kloster, um niemals wieder dahin zurückzukehren, der erste französische Mönch, welcher dem Lichte des Evangeliums zustrebte.

2. Lambert in der Schweiz, Eisenach und Wittenberg.

Zwanzig Jahre lang war Lambert Mönch gewesen, als er im Frühling des Jahres 1522 Avignon verließ. Er stand nun im 35sten Lebensjahre. Ueber Lyon begab er sich nach Genf, wo damals Sebastian von Montfaucon, ein junger, stolzer und heftiger Herr, Bischof war. Wiederholt unterhielt er sich mit diesem über die damals vielfach angeregte Zeitfrage von der Gewalt und dem Ansehen der Kirche und der Concilien. Auch predigte er öfters vor ihm und zwar mit Beifall. Wie stark Lambert schon hier seine neuen Anschauungen hervortreten ließ, erkennt man unter Anderem daraus, daß die Mönche des Ortes ihn bei seinem Gönner als einen Ketzer verdächtig zu machen suchten. Von Genf begab er sich, mit Empfehlungsschreiben des Herrn von Montfaucon ausgerüstet, über Freiburg, wo er ebenfalls eine Predigt hielt, nach Bern. Hier trat ihm eine ganz neue Welt entgegen. Jung und Alt waren daselbst schon von den Reformationsideen angeregt und kämpften für oder wieder dieselben. Wie wurde ihm hier so wohl, da er das, was er bisher nur in stillem Herzen bewegt hatte, von Andern mit Klarheit und Schärfe aussprechen und mit Muth und Freudigkeit bekennen hörte! Wie förderte es ihn, da er hier mit einem Sebastian Meier und Berthold Haller seine Gedanken austauschen und vor ihnen sein volles Herz ausschütten durfte! Der feurige Lambert konnte, also angeregt, sich nicht enthalten, auch hier predigend aufzutreten. Und es machte einen wunderbar tiefen Eindruck auf das berner Volk und viele Priester, als sie das, was sie bisher nur von Deutschen selber aussprechen hören, nun auch von einem Franzosen und Mönch, ja einem Franziskaner, vertreten sahen. Lambert redete mit großem Freimuthe von der Kirche, dem Priesterthum, der Messe, der Tradition und dem heuchlerischen Aberglauben der Orden und Ordensleute. Da er des Deutschen unkundig war, sprach er in lateinischer Sprache. Von Bern ging Lambert nach Zürich. Haller gab ihm einen Empfehlungsbrief an seinen Freund, den Reformator Zwingli mit. Hier war der Kampf schon aufs heftigste entbrannt. Zwingli, gerade damals von den Ordensgenossen des Ankommenden hart verklagt, hieß den jungen Mönch, der sein graues Mönchskleid bis dahin noch nicht abgelegt hatte, herzlich willkommen. Lambert ließ sich über manche Punkte von Zwingli Aufschluß geben. Sehr entscheidungsvoll wirkt auf ihn eine öffentliche Disputation ein, worin er Zwingli gegenüber namentlich die Fürbitte der Heiligen zu rechtfertigen suchte. Er wurde gänzlich besiegt. Nach Beendigung der Dis-

putation sprach er vor der ganzen Versammlung das Bekenntniß aus: „Ich erkenne, daß die Fürbitte der Heiligen gegen die heilige Schrift ist, ich gebe alle Rosenkränze und alle Fürsprecher auf und ich will mich in aller Noth an Gott allein und Jesum Christum halten, unsern Herrn."

Ueber Basel, wo er den Desiderius Erasmus begrüßt haben soll, begab er sich nun in das Land, wohin vor Allem sein Verlangen stand. Damit er um so leichter den Verfolgungen seiner zahlreichen überall verbreiteten Ordensbrüder entgehe, vertauschte er seinen Namen und nannte sich Johannes Serranus. In Eisenach machte er Halt. Er hielt es für gut, sich, bevor er nach Wittenberg aufbreche, bei dem Kurfürsten von Sachsen und Dr. Luther vorher anzumelden. In einem Brief, worin er den Hofprediger Spalatin um seine Vermittelung anging, bat er um Zulassung zu einer Unterredung mit jenen Beiden.

Von November des Jahres 1522 bis zum Januar 1523 verweilte er, auf Antwort harrend, in Eisenach. Zu seiner großen Freude durfte er schon hier, in einer Stadt, worin der größere Theil der Bürger sich der Reformation bereits zuneigte, thätig in die Bewegung der Zeit eingreifen. Nicht nur daß er den des Lateinischen kundigen Bewohnern der Stadt das Evangelium des Johannes auslegte, veröffentlichte er auch 139 Thesen, welche er an einem zu einer öffentlichen Disputation ausgeschriebenen Tage (21. December 1522), gegen Jedermann zu vertheidigen sich erbot.

Spalatin hatte in Lambert's Sache sich den Rath Luther's ausgebeten. Dieser, da er nur zu häufig von entlaufenen zuchtlosen Mönchen getäuscht wurde und durch die unruhigen Anhänger Carlstadt's und die Münzerische Schwärmerrotte, welche ihm selbst und der Reformation zum Vorwurfe gemacht wurde, sich zu einer vorsichtigen Behandlung Fremder veranlaßt sah, war Lambert gegenüber anfangs nicht ohne Mißtrauen; dennoch sprach er sich dahin aus, daß man dem Lambert den Aufenthalt in Eisenach, wo er das Evangelium verkündigen könne, verstatten möge. Luther's Worte lauten: „Johannes Serranus scheint mir ein guter Mensch zu sein, doch bedürft Ihr meines Rathes nicht. Er scheint die Gesinnung und Natur des Fürsten nicht zu kennen. Man sollte ihn in Eisenach oder an einem anderen Orte dulden, damit er dort diejenigen, welche ihn hören wollen, lehre. Wie wir, so bedarf auch er dessen nicht, daß man ihn unter öffentlichen Schutz nehme. Gott möge ihn wie uns vertheidigen. Nur daß man ihn nicht verjage oder zurücktreibe."

Aber Lambert war durch solche Erklärungen wenig befriedigt. Sein sehnlichster Wunsch war gleich zu Anfang seiner Flucht ja der gewesen, Luther selbst, den Mann, welcher eine so mächtige Bewegung wie hervorzurufen so auch in Bahn und Schranken zu halten verstand, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Aufs Neue wandte er sich an Spalatin. Luther, der mittlerweile auch schriftstellerische Arbeiten des Mönches eingesehen hatte, gab sein Urtheil nun dahin ab, daß der Kurfürst ein klei-

nes Wegegeld daran hängen und dem Lambert die Reise nach Wittenberg erlauben möge. Dabei empfahl er aber auf das Neue Vorsicht. Am 26. December schrieb er an Spalatin: „Ich lege Dir hier die Briefe an, welche Serranus und Andere mir aus Eisenach gesendet haben. Allerdings werde ich den Mann, wenn er zu mir kommt, um mit mir persönlich zu reden, zulassen; aber sowie die Liebe befiehlt, von Allen das Beste vorauszusetzen (1. Cor. 13), so gebietet auch der Glaube (Matth. 10.: hütet Euch vor den Menschen!), von Allen das Schlimmste zu fürchten. Manches spricht für den Menschen, aber es ist auch Manches, welches meinen Argwohn, wenn auch nicht erregt, so doch auch nicht beschwichtigt. Das Beste also wäre, daß der Fürst ein kleines Wegegeld an ihn wende und es dann zuläßt oder befiehlt, daß er dort bleibe, damit wir sehen, was aus ihm werde. Es ist wahrscheinlich, daß der Satan Alles versuche und alle Künste seiner Gleisnerei aufbiete, weshalb Keinem zu trauen, es sei denn, daß man seiner Sache gewiß geworden sei. Wenn Christus Jemand als Evangelisten zu uns senden will, so wird er uns sicherlich durch vorausgehende oder nachfolgende Zeichen eine Ueberzeugung beibringen."

Lambert erhielt so endlich die Erlaubniß und die Mittel zur Reise nach Wittenberg. Am 23. Januar schrieb Luther über ihn an Spalatin: „Jener Johannes Serranus, dessen wahrer Name Franz Lambert ist, ist bei uns angekommen. Er ist ein Mann von vornehmer Geburt, hat zwanzig Jahre bei den Minoriten, welche ihm das Geschäft eines apostolischen Predigers übertragen hatten, gelebt, und ist dann wegen über ihn verhängter Verfolgung entflohen und in Armuth gekommen. An der Unbescholtenheit des Mannes ist nicht zu zweifeln; Männer, welche ihn sowohl in Frankreich als in Basel gehört haben, dann aber auch der Basler Suffragan Tripolitanus und Pellicanus geben ihm das beste Zeugniß. Wiewohl wir nun Ueberfluß an den besten Lehrern haben, so wollen wir ihn doch, wenn er anders tüchtig ist, nicht von uns stoßen. Der Mann gefällt mir in allen Stücken und ich glaube ihn, so weit dieß überhaupt möglich ist, hinlänglich bewährt und würdig gefunden zu haben, daß wir ihn in seiner Verbannung unterstützen und tragen. Aber Du kennst ja meine Vermögensverhältnisse und weißt, daß ich, geschweige ihn unterhalten zu können, selbst von Anderen unterstützt werden muß. Nach meiner Meinung muß man den Fürsten bitten, zwanzig bis dreißig Gulden, nicht um sie zu verlieren, sondern in Liebe für Christus auf Zins zu geben, an ihn zu wenden, bis er von seinen Landsleuten oder durch eigene Arbeit seinen Unterhalt gewinne. Schwerlich wird er, wie ich glaube, da er seines Gleichen oder Meister wohl finden wird, lange hier bleiben. Jedenfalls müssen wir uns über den Verbannten erbarmen."

Lambert verweilte in Wittenberg über ein Jahr, bis in die zweite Hälfte des Februar oder bis Anfang des März des Jahres 1524. Wie Vieles mochte er dort zu schauen, zu erfahren und namentlich zu lernen haben!

Wie sehr mußten aber dort auch die Anforderungen, die er an sich selbst zu stellen hatte, gesteigert werden. Ein Kleiner unter so vielen Großen! Luther gab ihm am Ende seines Wittenberger Lehrjahres das Zeugniß: „Er ist ein Mann, der im Vortrage gesunder Wissenschaft ein Etwas kann und vermag, aber nicht gewachsen unseren Barnabis und Paulis."

Seine äußere Lage war und blieb eine dürftige. Er war, was seinen Unterhalt betrifft, auf den Kurfürsten und einige Freunde, namentlich Luther selbst angewiesen. An den Kurfürsten schrieb er einmal: „Um Christi willen bitte ich Dich, daß Du Befehl ertheilest, mir eine Hülfe zu gewähren. Ich bin arm und habe nichts, wovon ich lebe." Und auf Luther's Güte wieß er mit den Worten hin: „Denn ich erröthe, daß ich auf Unkosten unseres sehr theuren Luther erhalten werde." Letzterer verwandte sich wiederholt für den Flüchtling, so unter dem 25. Februar 1523 in einem Briefe an Spalatin mit den Worten: „Du antwortest nicht darüber, was Du für den Franz Lambert aus Gallien bei dem Fürsten ausgerichtet hast. Jedenfalls ist er ein braver Mann und dazu ein Verbannter. Es fällt uns schwer ihn ganz zu erhalten, schwerer aber noch, ihn zu verlassen. Denn ohne Zweifel ist Christus selbst uns in diesem Armen dargestellt; wenn Du aber nichts für ihn erlangen wirst, so wird Christus den Seinen von anderer Seite her beizuspringen wissen. Ich begehre nicht ein Jahrgehalt für ihn, sondern daß er zeitweilige Unterstützungen empfange, oder wenigstens eine, etwa 10 Gulden." Dem Kurfürsten selbst wurde er am Pfingstfeste des genannten Jahres mit einigen vornehmen Franzosen, welche bis dahin in Wittenberg gelebt hatten, zu Lochau vorgestellt. Spalatin, der diese Audienz vermittelte, wurde damals sein Freund und Gönner.

Da Lambert bei seiner Unkenntniß der deutschen Sprache nicht als Prediger auftreten konnte, so suchte er sich auf den Rath Luther's anderweitige Beschäftigungen und war theils als Lehrer theils schriftstellerisch thätig. Zuerst las er über den Propheten Hosea, sodann über Lucas, Ezechiel und das hohe Lied. Sein Publicum war nicht gerade gering, die Einnahme dagegen sehr gering. So empfing er für seine halbjährigen Vorträge über das Evangelium des Lucas Alles in Allem 15 Groschen.

Die erste Schrift, welche er veröffentlichte, war eine solche, worin er sich selbst und seinen Uebertritt zur Gemeinschaft der Evangelischen rechtfertigte. Sie führt den Titel: Gründe, wegen welcher er die Gemeinschaft und die Kleidung der Minoriten abgethan habe.*) Leider verbreitet sie sich nicht so ausführlich über die Lebensgeschichte des Verfassers als wünschens-

*) „Fr. L. Aven. Theologi Rationes propter quas Minoritarum conversationem habitumque rejecit." Sie ist wiederholt in 4° und 8°, gedruckt worden, zuerst 1523. Genauere Nachrichten über die Literatur finden sich bei Baum im Anhange, worauf hier ein und für alle Mal verwiesen wird.

werth wäre. In engem Zusammenhange mit der eben genannten Schrift stand seine zweite: „Erläuterungen über die Regel der Minoriten", *) eine Warnungsschrift gegen das Klosterleben, gerichtet zumeist an Mönche und Nonnen und geschrieben mit dem flammenden Zorn und dem seligen Ernste eines solchen, der das Elend und den Sündendienst der Klöster, aber darnach auch die Freiheit eines evangelischen Christmenschen und die allgenugsame Gerechtigkeit des Sohnes Gottes geschmeckt hat. Sein Rathschlag geht dahin, die Klöster allmählig in Erziehungsanstalten umzuwandeln und sofort Allen den Austritt aus denselben zu verstatten. Vorgedruckt sind diesem Buche zwei Empfehlungsbriefe, der eine von Luther, der andere von dem franz. Ritter Anemundus Coctus verfaßt. Als drittes Buch veröffentlichte er einen Commentar zum Propheten Hoseas, dem eine Abhandlung über die Unfreiheit des menschlichen Willens angehängt ist **) und als viertes einen Commentar zum Evangelium des Lucas. ***) In der Widmungsschrift, an Spalatin gerichtet, sagt er über Entstehung des zuletzt genannten Werkes: „Weiter erbittest Du von mir Erklärungsschriften zum ganzen Lucas, nämlich zum Evangelium und der Apostelgeschichte, weil deren Geschichte eine zusammenhängende sei" und weiter unten: „Du willst, daß wir, was wir über das erstgenannte Buch, nämlich das Evangelium, beim Vorlesen auf der christl. Academie in Wittenberg aufschrieben, zum gemeinen Nutzen der Gläubigen dem Drucke übergeben. Dein Wille ist mir nun aber Befehl. Nach Deinem Befehle also haben wir selbige Commentare zurecht gemacht und an vielen Stellen gemehrt, damit sie zur Unterrichtung des Volkes desto wirksamer seien. Wir hatten es dabei darauf abgesehen, daß man aus diesem Commentar nicht bloß den Lucas, sondern auch den Matthäus und Marcus und Mehreres aus dem Johannes, Paulus und anderen heiligen Schriften verstehen könne. Weiter hüteten wir uns sorgfältig, daß nichts vom Gifte der Sophisten beigemischt werde, weil sie nicht aus der Weisheit des Fleisches sondern nur

*) Der vollständige Titel der zweiten Ausgabe lautet: Christianissimi Dr. Martini Lutheri et Annemondi Coeti Equitis Galli pro sequentibus Commentariis Epistolae. Evangelici in Minoritarum regulam Commentarii quibus palam fit quid jam de illa quam de aliis Monachorum regulis et Constitutionibus sentiendum sit. In Epistola quae a libri Capite multarum sectarum perditionis catalogum invenies. Zuerst erschien sie im März 1523 zu Wittenberg, dann zu Straßburg u. s. w. Auch wurde eine deutsche Uebersetzung derselben zu Straßburg gedruckt.

**) In primum duodecim Prophetarum, nempe Oseam Fr. L. Avenionensis Commentarii. Ejusdem libellus De Arbitrio hominis vere captivo, sub quartum caput. Argentorati apud J. Hervagium. Cum gratia et privilegio Caesaris a MDXXV. 8.

***) Fr. Lamb. Aven. in Divi Lucae Evangelium Commentarii, nunc tertio recogniti, ac locopletati. Argentorati. Anno MDXXVI. 8°. Die erste Ausgabe erschien 1523 zu Wittenberg, die zweite durchgesehene und bereicherte bei Joh. Herwag in Straßburg, 1525, 8°.

aus dem Geiſte Gottes verſtanden werden können. Den Commentar über die Apoſtelgeſchichte, fügt er hinzu, habe er noch nicht anfertigen können, da ihn der zum hohen Lied und zum Ezechiel zu ſehr in Anſpruch nehme. Wie wir aus den eben angeführten, im November 1523 geſchriebenen Worten ſehen, bereitete er in ſelbigem Winter auch noch einen, ſpäter mit einer Vorrede an den König Franz verſehenen, Commentar über das hohe Lied vor. *)

Während Lambert mit raſtloſem Fleiße an dieſen Werken arbeitete, unterließ er es nun aber nicht auch an die weitere Ausbreitung der Reformation zu denken. Vor Allem faßte er ſein Vaterland, Frankreich, in das Auge. Wie von ſeinem Herzen empfing er dazu mächtige Anregung durch manche Grafen, Ritter und Andere, welche, vom Evangelium angeſtrahlt, aus Frankreich nach Wittenberg gekommen waren und bei Luther und ſeinen Mitarbeitern Troſt und Rath einholten. Mit um ſo größerer Hoffnung ſahen dieſe Männer auf das Land jenſeits des Rheines, da bereits viele Ohren und Herzen ſich daſelbſt der reinen Lehre geöffnet und in gar manchen Städten, wie Paris, Meaux u. ſ. w. Vornehme und Geringe, Geiſtliche und Laien von der Bewegung ergriffen waren. Daß der Herr in ſeinem Rathe beſchloſſen habe, nur ſehr langſam und durch die Bluttaufe hindurch dort dem Evangelium Bahn zu brechen, war annoch jedem menſchlichen Auge verborgen. Jedenfalls war es Recht und Pflicht, einen Verſuch zu machen, dem Vaterlande zu Hülfe zu kommen. — Unter den Landsleuten Lambert's, welche damals mit ſo vielen andern Fremden in Wittenberg verweilten, ragten aber namentlich zwei Brüder de Tauro und Anemundus Coctus, Herr zu Chaſtellar, hervor. Letzterer, früher Rhodiſerritter, war ein beſonders eifriger und frommer Mann. Er verließ erſt im September Wittenberg. Von den beiden Brüdern begab ſich der jüngere, Claudius, ſchon im Frühjahre in ſeine Heimath zurück.

Solche Männer nun waren es, welche in Gemeinſchaft mit Lambert dahin ſtrebten, zunächſt wenigſtens durch die Preſſe und namentlich durch Vertreibung von Flugſchriften Frankreich nützlich zu werden. Lambert ſorgte nicht bloß dafür, daß ſeine und Anderer lateiniſche Schriften dahin einen Abſatz fänden, ſondern war auch darüber aus, paſſende Tractate in das Franzöſiſche und Italieniſche zu überſetzen und drucken zu laſſen. Unter dem 14. Juni ſchrieb er an Spalatin: „Ich habe angefangen Einiges in franzöſiſcher Sprache herauszugeben, denn von Hamburg ſind Nachrichten angekommen, wornach franzöſiſche Tractate begehrt werden. Man ſagt, daß ein dortiger Buchdrucker in dieſer Sprache ſchöne Arbeit liefere und

*) In Cantica Canticorum Salomonis, libellum quidem sensibus altissimum, in quo sublimia sacri Conjugii Mysteria quae in Christo et Ecclesia sunt, pertractantur, Commentarii, Wittenbergae praelecti. Argent. apud J. Hervagium Mense Aug. MDXXIV, 8°. Abdruck davon 1525 zu Nürnberg.

sie dann zu Schiffe nach Frankreich befördere." Ein anderes Mal erklärte er, daß er mit Abfassung vieler Schriften beschäftigt sei, welche Claudius de Tauro mit nach Frankreich nehmen wollte. Darunter befand sich auch ein Schreiben an den Parlamentsrath zu Aix. Luther selbst wendete sich damals auf Veranlassung Lambert's und des Anemundus Coctus in längeren Schreiben an Peter Lizet, den Advocaten des Königs, ja an den Herzog von Savoyen.

Alle diese viele Arbeiten und die ihn noch mehr als Arbeitslast drückende Armuth hielten nun aber Lambert nicht ab, an seine Verheirathung zu denken. Er führt als Grund dafür offen und ehrlich das an, daß er die Gabe der Enthaltsamkeit nicht habe und oft in Bedrängniß des Fleisches sei, welche ihn bisweilen sogar an seinen Studien hinderlich werde. Namentlich in seinem Buche über die Ehe und dem über das hohe Lied rechtfertigte er gründlich und meisterhaft diesen Schritt. Am meisten beruhigte ihn, der doch selbst bei der Neuheit der Sache anfangs mit einiger Furcht drein sah, der Umstand, daß der Kurfürst und Spalatin seine Verheirathung nicht ungünstig aufnahmen, ja einen Wildpretsbraten zur Hochzeit einsendeten. Die erwählte Braut war Christina, eine ehrbare Bäckerstochter aus Herzberg, welche er in dem Hause des berühmten Arztes Augustinus Schurf kennen gelernt hatte. Schon drei Wochen nach der Verlobung wurde, am 13. Juli, die Hochzeit gefeiert. Lambert war der erste französische Mönch, welcher in die Ehe trat. Seine Arbeit über das hohe Lied unternahm er geradezu auf Veranlassung seiner Verheirathung, da einige Freunde mit der Erklärung an ihn herantraten, daß es ein eines jungen Ehegemahls würdiges Unternehmen sei, das hochheilige Geheimniß der Ehe zwischen Christus und seiner Kirche an das Licht zu stellen und der von Christo selbst in seinen Gleichnissen und sonst so hoch gewürdigten Ehe ihre volle Ehre auch vor den Augen der Welt zuzuweisen.

Obwohl nun der junge Ehemann um seiner Familie willen sich mit Freudigkeit neue Opfer und Entbehrungen gefallen ließ, so vermochte er es dennoch auf die Dauer nicht, in Wittenberg auszuharren. Aber nicht bloß die Armuth drückte ihn. Schwerer noch als diese belastete ihn die Erwägung, daß er in der Stadt an der Elbe neben so vielen ausgezeichneten Lehrkräften überflüssig sei und seine Tage fast unnütz zubringe und daß er dagegen an einem anderen Orte vielleicht manche Frucht schaffen könne. Dazu war sein Herz voll heißer Sehnsucht dem Vaterlande zugewendet und alle seine Gebete zielten zumal dahin, daß der Herr diesem die helle Morgenröthe des Evangeliums möge aufgehen lassen. Er wünschte, wenn auch nicht direct nach Frankreich, so doch näher an dessen Grenzen sich begeben zu können und von da aus auf dasselbe einzuwirken.

Anfangs faßte er Zürich in das Auge, von wo aus ihm überdies Einladungen zugekommen zu sein scheinen. Unter dem 14. August 1523 ersuchte Luther den Spalatin, ihm ein Reisegeld bei dem Kurfürsten für diesen

Zweck zu erwirken. Nachmals fielen seine Gedanken auf Metz, welche Stadt nicht bloß den Gränzen Frankreichs näher lag, sondern auch selbst einen verheißungsvollen Wirkungskreis darzubieten schien. Auch Luther sah sich für ihn um ein Plätzlein um. An Nic. Gerbellius in Straßburg schrieb er: „Ich bitte also um jenes willen, daß Du mir antwortest, ob ein anständiges und vortheilhaftes Unterkommen, das ihm Unterhalt gewähre, sich bei Euch finde.“ „Er gedenkt in der Nähe Frankreichs durch Uebersetzung meiner Schriften für sich selbst Nahrung, für Andere aber Frucht schaffen zu können. Unser Fürst würdigt ihn bisweilen eines Geldgeschenkes und hat ihm in diesem Jahre 40 Goldgulden geschenkt.“ Lambert selbst schwankte bei seiner Wahl namentlich zwischen Zürich und Metz und gerieth bevor er sich entschied, mehrmals in große Herzensangst. Dreimal und dann, als neue Anfechtungen von Außen kamen, ein viertes Mal nahm er dazu seine Zuflucht, unter Gebet das Loos zu werfen. Dieses entschied jedesmal für Metz. So machte er sich denn, gewiß, daß der Ruf von Gott sei, dahin auf den Weg.*)

3. Lambert in Metz und Straßburg.

Ueber Straßburg, wo er wahrscheinlich nur einige Tage verweilte, gelangte Lambert noch im März des Jahres 1524 nach Metz. Aus Vorsicht nannte er daselbst seinen Namen nicht. Nur das wurde bekannt, daß er früher ein Mönch gewesen und jetzt aus der Umgebung Luthers komme. Seine Frau war bei ihm.

Aber nur zu bald stellte es sich heraus, daß sich ihm eine Aussicht auf dauernde und erfolgreiche Wirksamkeit hier nicht darbiete. Die reformatorische Bewegung, zunächst von dem berühmten Humanisten und Geheimnißkrämer Cornelius Agrippa von Nettesheim, welcher als Syndicus der Stadt großen Einfluß besaß, angeregt, war nicht nur auf vielfachen Widerspruch gestoßen, sondern wurde auch durch die directesten Gewaltmaßregeln bekämpft. Der Herzog von Lothringen, welchen Lambert als einen von Natur gütigen und sanften Herrn schildert, stand ganz unter dem Einflusse der Geistlichkeit und hatte, gereizt von dieser, bereits ein Edict ausgehen lassen, wodurch die Auslieferung der lutherischen Bücher

*) In der Vorrede zum Propheten Hoseas entschuldigt er sich, daß er ohne Erlaubniß des Kurfürsten (dieser war nämlich damals auf dem Reichstage abwesend) und „contra omnium amicorum etiam praedicti Martini atque Philippi Melanchthonis consilium“ Wittenberg verlassen habe. Dann sagt er: „Vere enim vocavit me Deus, ut exirem e Wittenberga veniremque ad Metenses et in eventum, quo non me sustinerent illic docentem Christum, venirem Argentoratum, aut in aliam e civitatibus Germaniæ, terris Galliæ vicinioribus, ut ipsis fratribus per Gallias proximior adeoque utilior fierem, donec alio vocarer.“

und die Ueberweisung aller Geistlichen, welche „ketzerische" Lehre vortrügen, an das Inquisitionsgericht befohlen wurde. Dadurch waren viele Bürger so eingeschüchtert und der Magistrat selbst, in dessen Rathsstuben man früher nicht selten für und gegen die neue Lehre disputirt hatte, so bestürzt gemacht worden, daß Lambert nicht hoffen durfte, in dieser Stadt lange geduldet zu werden. Wirklich ward auch Lambert's Gesuch, worin er um die Erlaubniß bat, öffentlich predigen zu dürfen, von dem Rathe der Dreizehn alsbald abschlägig beantwortet. Da der wüthende Haufe der Geistlichen, deren sich gegen 900 in der Stadt befanden, bald darauf immer drohender die gefängliche Einziehung „des lutherischen Ketzers" verlangte und Lambert es nicht für gerechtfertigt hielt, sein Leben muthwillig und ohne alle Aussicht auf Erfolg einzusetzen, so entschloß er sich schon nach ungefähr 14 Tagen die in größter Aufregung befindliche Stadt wieder zu verlassen. Auch hier hatte er eine Reihe von Streitsätzen, 116 an der Zahl, veröffentlicht und sich zu deren Vertheidigung erboten. Er begab sich nun nach Straßburg und trat damit in den Ort ein, an welchem seine schriftstellerische Thätigkeit sich am fruchtbarsten entfalten sollte.

Doch verließ er Metz nicht, ohne dort einen Freund gewonnen zu haben, den er seinen Jonathan nennen durfte und dem er fortan eine rührende und schmerzensvolle Theilnahme schenkte. Es war dieser Mann jener Johann Castellanus, ein Augustinermönch, welcher durch heldenmüthigen Märtyrertod in den Flammen für seinen Glauben Zeugniß ablegte. Als Lambert die Stadt verließ, stand er noch in voller Thätigkeit. Einnehmend und beredt, kühn und fest war er der furchtbarste Gegner der unwissenden und schamlosen Pfaffen und Mönche. Aber annoch schützte ihn die Gunst des Volkes.

In Straßburg fand Lambert freundliche und liebevolle Aufnahme. Der junge Mann mußte sich hier in geistiger Beziehung recht in seinem Elemente fühlen. Es gab keinen zweiten Ort in der Welt, wo eine stattliche und kräftige Bürgerschaft sich so für das Evangelium begeisterte, wo so viele wahrheitssuchende Männer, aus allen Ländern zusammenströmend, so gastliche Aufnahme und so vielfache Anregung erhielten und wo man auf biblischem Grunde mit solcher Kühnheit und Entschiedenheit ein freies kirchliches Verfassungsleben anstrebte. Auch für Lambert's theologischen Standpunkt mußte diese Stadt vielfach anregend und fördernd sein. Eine freiere Theologie und namentlich eine freiere und biblischere Sacramentslehre hatte daselbst eine Stätte und Vertreter gefunden. Der Schüler Luthers trat hier zum zweiten Mal in eine Schule des Lebens ein.

Fassen wir Straßburg etwas näher in das Auge.

Straßburg war ein uralter Sitz, ja in Deutschland vielleicht der bedeutendste Anhaltspunkt der die Reformation vorbereitenden Secten und namentlich jener ächten deutschen Mystik, welche zur Reformation in dem-

selben Verhältniß steht wie die schöne Blüthe zu der reifen goldenen Frucht. Schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatten sich in Straßburg die frommen bibelkundigen Waldenser eingefunden und unter Vornehmen und Geringen, Priestern und Laien Proselyten gemacht. Zwar hatte die Inquisition sie oft mit Feuer und Schwert verfolgt und gleich zu Anfang fünfhundert derselben eingezogen, und achtzig, unter denen der bekenntnißmuthige und todesfreudige Priester Johannes selbst sich befand, verbrannt; aber niemals hatte man sie ganz zu vertilgen vermocht. Unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Gesellschaftsformen tauchten sie immer auf das Neue auf und streuten namentlich als Gottesfreunde und Winkler in tiefer Verborgenheit fruchtbringende göttliche Saamenkörner aus. Von einem Gottesfreunde, jenem Nicolaus aus Basel, in die Tiefen des christlichen Lebens und der christlichen Erkenntniß eingeführt, wirkte dann in Straßburg mit wunderbarer Macht über die Gemüther und deshalb mit großartigem Erfolge der gottinnige Johannes Tauler, der Lehrmeister Luther's, der Wiedererwecker der deutschen Predigt, wirkten dessen Freunde und Schüler, Johann von Dambach, Egenolph von Ehenheim und Dietrich von Colmar. Die deutsche Theologie, neben Tauler's Predigten das Lieblingsbuch Luther's, hatte ebenfalls gerade in Straßburg mit anderen dort selbst erzeugten herrlichen mystischen Producten weite Verbreitung und großen Beifall gefunden. In diesen letzten Tagen aber erst hatte dort Sebastian Brandt gelebt und geschrieben, hatte der gelehrte Humanist Wimpheling die Kinder der vornehmen Bürger unterrichtet und wider seinen Willen den neuen Ideen zugeführt, hatte der freimüthige, beredte und sittenstrenge Doctor Geiler von Kaisersberg († 1510), fast angebetet von dem Volke, auf einer für deutsche Predigt eigends gestifteten Kanzel den Aberglauben, die Unsitte und das gottlose Treiben der mittlerischen Priester gegeisselt und auf Christum und sein alleiniges Verdienst hingewiesen.

Ebenso wie durch seine religiöse Vergangenheit ward Straßburg aber auch durch seine Lage, das ganze Sein und Leben seiner Bürger und die Begünstigungen, welche seine treffliche Staatsverfassung gewährten, auf die Reformation hingewiesen.

Groß und prächtig streckte sich die regsame Stadt an der Grenze dreier mächtigen Reiche, von denen sie die verschiedenartigsten Anregungen empfing, an dem schiffbaren Rhein dahin. In fortwährend steigender Blüthe begriffene Gewerke und ausgebreiteter Handel hatten ihre Bürger reich und strebsam gemacht und mit Muth und Selbstgefühl erfüllt. Durch die zahlreichen dasigen Druckerwerkstätten und deren Producte aber waren alle Classen des Volkes, jede in ihrer Weise, literarisch angeregt. Uebersetzungen der deutschen Bibel und römische und griechische Classiker waren schon im vorigen Jahrhundert in Straßburg vielfach aufgelegt worden, jetzt wurden nun auch die Bücher Luther's und seiner Freunde häufig

gedruckt und verbreitet. In der Verfassung war ebensosehr dem Princip der Stetigkeit als dem der Beweglichkeit Rechnung getragen und ebensowohl den vielen reichen Adeligen, welche in der Stadt sich niedergelassen hatten und zur Verfeinerung der Sitten und Belebung eines ritterlichen Sinnes nicht wenig beitrugen, als den Bürgerlichen, und wieder ebensowohl den patrizischen Geschlechtern der Bürger als den schlichten Handwerksleuten eine entsprechende Betheiligung an der Regierung ermöglicht und garantirt. Man kann sagen, daß in der Straßburger Verfassung demokratische, aristokratische und monarchische Elemente in der glücklichsten Weise combinirt waren. Und die Männer, welche an der Spitze dieses Staatswesens standen, waren durchgängig die trefflichsten, hervorragend sowohl durch Rechtlichkeit und Weisheit als durch reiche Erfahrung und wissenschaftliche Bildung. Der Mann, welcher damals die oberste Leitung der Republick in seiner Hand hatte, der Stättemeister Jakob Sturm von Sturmeck ist vielleicht sogar die edelste und schönste Erscheinung des ganzen Reformationszeitalters. Ein aufopferungsvoller und freigebiger, frommer und beredter, gelehrter und thatkräftiger Herr, wie sie selten geboren werden, erhob er in kurzer Zeit den Straßburger Staat auf den höchsten Punkt seiner Blüthe und Machtentwicklung.

Als Lambert in Straßburg anlangte, war die Reformation daselbst bereits zum Durchbruche gekommen. Eröffnet war die Bewegung worden durch Symphorion Pollio, den Carmeliter Tilman von Lyn und namentlich durch Matthäus Zell. Letzterer, ein sittlich-ernster, freimüthiger und wenn auch nicht gelehrter, doch wohl unterrichteter glaubensfester Prediger am Münster, hatte zuerst mit nachhaltigem Erfolge das Evangelium gepredigt. Geschützt durch das Volk und das zögernde Eingreifen des Magistrats hatte er sich trotz der Angriffe der Stiftsherrn in seiner Stelle behauptet. Als man ihm die Kanzel Geiler's verschloß, baute das Volk ihm eine hölzerne, tragbare Kanzel. Ihm zur Seite traten später zwei mit allen Waffen protestantischer Wissenschaft ausgerüstete Männer. Der eine war Caspar Hedio, theol. Dr., ein sanfter und besonnener Mann, vorher Hofprediger des Kurfürsten von Mainz. Der andere war Wolfgang Fabricius Capito, ein gelehrter, in allen drei höheren Facultäten promovirter und welterfahrener Herr. Er hatte vor Kurzem von dem Mainzer Hofe, wo er die Stelle eines kurfürstlichen Kanzlers lange Zeit versehen, sich zurückgezogen und lebte nun als Propst am Straßburger Thomasstifte. Zuletzt war zu diesen Männern noch Martin Butzer hinzugekommen, der bald das Haupt der reformatorischen Partei wurde. Er war nicht nur gelehrt und gewandt, sittenrein und voll Begeisterung, sondern nahm als Kirchenpractiker sogar unter allen deutschen Reformatoren geradezu die erste Stelle ein.

Man kann es voraussetzen, daß Lambert in einer so frischen und regsamen und frommen Umgebung sich geistig wohl befand. Aus sieben

Gedichten, welche er Psalmen überschrieben hat und die er bald nach seiner Ankunft in Straßburg abfaßte, leuchtet dieses nun aber auch recht klar hervor. Schon der Umstand, daß er hier nicht so wie in Wittenberg gegen die andern Persönlichkeiten in Schatten trat, mußte sein Gefühl des Wohlbehagens vermehren und ihn zu neuer Thätigkeit anspornen.

Von ihrer äußern Seite betrachtet war allerdings seine Stellung auch in Straßburg eine höchst dürftige. Da er wegen seiner Unkenntniß der deutschen Sprache nicht zu einem Predigtamte gelangen konnte, mußte er von der Schriftstellerei, seinen Vorlesungen und von Unterstützungen, die ihm gereicht wurden, leben. Er scheint fortwährend mit großer Noth zu kämpfen gehabt zu haben. Vom Magistrate erhielt er in Folge einer an denselben gerichteten Bittschrift seit dem November des Jahres 1524 eine wöchentliche Unterstützung. Gleichzeitig wurde er damals mit dem Bürgerrechte beschenkt. Einer seiner Hauptgönner scheint der Domdechant, Graf Sigismund von Hohenlohe, gewesen zu sein.

Seine Vorlesungen eröffnete er mit Erklärung des Propheten Ezechiel und ließ dann die der drei ersten Briefe des Apostel Paulus folgen. Auch über die Offenbarung Johannis und den Daniel las er. *)

Belangreicher war seine schriftstellerische Thätigkeit. Sein Zutrauen zu seinem Talent, namentlich dem einer klaren Auffassung und lebendigen Darstellung und die damit gegebene Lust, sowie die äußere Noth, in der er sich fortwährend befand, bewirkten, daß er mit dem größten Fleiße der Bücherschreiberei oblag. Auch ist in seinen Schriften offenbar ein Fortschritt wahrzunehmen. Man bemerkt mit Freude, daß sein Gesichtskreis und damit seine Ideen sich erweitert haben, daß seine Kenntnisse sich vermehrt und daß er gründlicher arbeitet.

Zuerst, und zwar bald nach seiner Ankunft, veröffentlichte er seinen Tractat über die heilige Ehe. Er schrieb ihn, um damit eben sowohl seine eigene Ehe als die der Straßburger Geistlichen, von denen mehrere sich eben verheirathet hatten, vor der Welt und gegenüber den frechen Angriffen der Pfaffen zu rechtfertigen. Es liefert dieses Buch nicht bloß eine glänzende und gründliche Rechtfertigung der Priesterehe, sondern ist zugleich eine gedankenvolle Exposition über die Ehe, ihre Pflichten und Rechte überhaupt. Mit besonderem Glück vertheidigt er darin auch den Eintritt der Armen in die Ehe und weist mit Nachdruck nach, wie sittlich hoch auch der ärmste verheirathete Priester solchen Geistlichen gegenüberstehe, die auch nur innerlich der Unkeuschheit huldigten. **) Das Buch verdiente

*) Vorrede zu den Commentarii in IV. ultim. prophetas.

**) An den Rath von Besançon schrieb er über dieselbe Materie: „Wie lange noch sollen wir sie (die Bischöfe) das christliche Volk mit Füßen treten und es hinmorden lassen, um ihre Tyrannei zu behaupten, ihre Dirnen zu hätscheln und ihres Bauches zu pflegen? Sie versagen den Pfarrherrn rechtmäßige Weiber und verkaufen ihnen hier und da Buhlerinnen, und aus dem schändlichen Laster-

noch heute gelesen zu werden. Seine Zeitgenossen haben es freundlich aufgenommen und es trug nicht am wenigsten mit dazu bei, daß Lambert's Name weithin bekannt wurde. Es ist auch in das Deutsche übersetzt. *)

Ebenfalls noch im Jahre 1524 veröffentlichte er seine bereits oben erwähnten Vorlesungen über das hohe Lied und ein Buch über die Ursachen der Blindheit so vieler Jahrhunderte. **)

In den Jahren 1525 und 26 erschienen von ihm eine Sammlung seiner Streitsätze ***), ein Buch über die Berufung der Gläubigen zum Reiche Christi †), in mehreren Bänden die Fortsetzung und der Schluß seines Commentares über die kleinen Propheten ††), in einem Bande zusammen eine Schrift „über die Prophetie, Gelehrsamkeit und Sprachen und über Buchstabe und Geist" und eine andere „über den Unterschied des satanischen Fleischesreizes und des Brennens" †††) und endlich ein Commentar zu den 4 Büchern der Könige und der Apostelgeschichte. *)

An den Kämpfen mit den römischen Gegnern in Straßburg scheint der lebhafte Mann regen Antheil genommen zu haben. Unter Anderem stritt er öffentlich, jedesmal vor Beginn seiner Vorlesungen, gegen Thomas Murner. Dieser war neben Fischart der bedeutendste Satiriker seiner Zeit, aber nicht wie dieser eine sittliche Natur, sondern ein Musterbild der Frechheit, der Schaamlosigkeit und des gottlosesten Ehrgeizes.

---

handel vermehren sie gewaltig ihre Einkünfte." — Fast alle Bischöfe nämlich duldeten damals, daß ihre Pfarrer gegen Erlegung einer Abgabe öffentlich mit Concubinen lebten. —

*) Commentarius de Sacro Conjugio adversus pollutissimum perditionis coelibatum. Liber in LXIV. positiones divisus quibus quiquid ad matrimonium spectat complexus est. Mens. Maj. apud Joh. Hervagium, MDXXIV.

**) Commentarii de Causis Excaecationis multorum saeculorum ac veritate denuo et novissime Dei misericordia revelata deque imagine Dei aliisque nonnullis insignissimis locis, quorum intelligentia ad cognitionem veritatis perplexis im piis mentibus non parum luminis adferet. s. l. et a. 8^0.

***) Farrago omnium fere rerum theologicarum s. l et a., aber zu Anfang 1525 erschienen. Auch in das Englische übersetzt 1536. 12^0.

†) De Fidelium vocatione in Regnum Christi i. e. in Ecclesiam. De Vocatione ad ministeria ejus, maxime ad Episcopatum. Item de Vocatione Matthiae per sortem ac similibus s. l. et a. 8^0. Auch 1525 und zwar vor dem Monate Juni.

††) In Johelem Prophetam cet., erste Hälfte 1525, s. l. et a. — In Amos, Abdiam et Jonam Prophetas. Commentarii. Fr. L. Av. Th. — Allegoriae ejusdem in Jonam. Argent. apud Joh. Hervagium mens. Junio A. MDXXV. — Commentarii in Micham, Naum et Abacuc. Argent. ap. J. Hervagium (1525). 8^0. — Commentarii in quatuor ultimos Prophetas nempe Sophoniam, Aggeum, Zachariam et Malechiam. Argent. apud Joh. Hervagium mens. Januario Anno MDXXVI.

†††) „Commentarii de Prophetia, Eruditione et Linguis deque Litera et Spiritu" und „Libellus de Differentia stimuli Carnis Satanae nuncii et ustionis" in einem Bande, Argent. ap. Joh. Hervagium mense Martio MDXXVI.

*) Commentarius in IV Libros Regum et in Acta Apostolorum. Argent. 1526. 8^0.

Auch gegen Conrad Treger, Provinzial der Auguſtiner, welcher 100 Streitſätze veröffentlicht und zu deren Vertheidigung ſich erboten hatte, ſodann aber zu entfliehen ſuchte, wendete er ſeine Waffen. Die Sammlung der Streitſätze, 385 an der Zahl, gab er ihm gegenüber heraus.

Mit beſonderer Aufmerkſamkeit ſchaute er der Entwicklung der Dinge in Metz zu. Aber er vernahm zunächſt nur höchſt Betrübendes. Johannes Caſtellanus, ſein Freund, und Vedaſtus, ein anderer Prediger des Evangeliums waren unter Anwendung von Liſt und Betrug in Gefangenſchaft gebracht worden und wurden nunmehr von dem geiſtlichen Gerichte mit dem Tode bedroht. Lambert that zwar Alles, was ein ſchwacher Menſch in ſeiner Lage für einen fernen Freund thun kann, aber ohne allen Erfolg. Weder ſeine Briefe an den Magiſtrat von Metz, noch die Zuſchriften an den Herzog von Lothringen und Andere, worin er flehentlich um Loslaſſung ſeines Freundes bat und ſich erbot, bei Zuſicherung freien Geleites in Metz zu predigen und die Sache des Evangeliums öffentlich gegen alle Cleriker zu vertheidigen, vermochten die Lage des Caſtellanus zu verbeſſern. Nach neunmonatlicher Gefangenſchaft wurde dieſer dem Feuer übergeben und ſtarb eines ſeligen und herrlichen Todes. Lambert ward von dieſem Ereigniß auf das Tiefſte ergriffen. In heiligem Schmerze feierte er das Andenken ſeines Freundes in mehrfachen Beſchreibungen ſeines Lebens und Leidens, zuerſt im fünften Capitel der Farrago und ſodann in ſeiner Vorrede zum Propheten Hoſeas. Freudig bewegen mußte es dagegen Lambert, als er hörte, daß mit der Stimme des Caſtellanus nicht auch die Reformation erſtickt ſei. Die Metzer Bürger, von tiefer Trauer ergriffen, traten nun offener hervor. Vedaſtus, der bald darauf den Flammen übergeben werden ſollte, ward, da einige Tauſende ſein Gefängniß zu erſtürmen wagten, gerettet und durfte ſich nach Straßburg zu Lambert, der ihm trotz ſeiner eigenen Armuth ein Aſyl darbot, flüchten. Statt dieſes aber traten im Juni 1525 neue Kämpfer für die gute Sache auf den Schauplatz: Farel, der nachher ein gewaltiger und muthiger Bahnbrecher der reformatoriſchen Sache in der Schweiz wurde, Peter Toſſanus, ein junger und eifriger Chorherr am Münſter zu Metz, früher um des Evangeliums willen flüchtig, und, aus Deutſchland mit dieſem anlangend, ein Ritter von Eſch. Peter Toſſanus begehrte von dem Rathe der Dreizehn, daß man ſie höre. Als ſie von dieſem abſchläglich beſchieden wurden, wendeten ſie ſich mit einer Appellation an den Syndicus. Unter den Bürgern ſelbſt erhob ſich damals eine neue heftige Bewegung. Aber auch die Gegner der Reformation feierten nicht. Sie bedrohten die Reformatoren mit dem Tode. In dieſer Zeit und auf ſolche Veranlaſſung hin wendete ſich Lambert nun abermals an Antonius von Lothringen. Er that dieſes in einem Schreiben, welches er ſeinem Commentar über den Amos, Obadja und Jonas vorſetzte. Mit Freimuth und Ernſt erinnerte er den Fürſten an ſeine heilige Pflicht, für

den Glauben einzutreten, und wies darauf hin, daß die von den Reformatoren vorgetragene Lehre mit der heiligen Schrift, mit Christus, den Aposteln und der ganzen alten Kirche stimmte und daß die Gegner für alle ihre Anklagen noch kein einziges stichhaltiges Zeugniß der heiligen Schrift aufzubringen vermocht hätten. Sehr entschieden warnte er den Fürsten vor seinen heuchlerischen und grausamen Rathgebern und sprach seine ganze Entrüstung aus über den Inhalt des letzten Religionsedictes. Er meinte, dasselbe sei so blutdürstig und unmenschlich, daß auch ein Nero und Diocletianus nichts Grausameres hervorgebracht hätten und daß es unerhörte Frechheit sei, wenn der Ausschreiber diese Gesetze damit zu begründen wage, daß es so sein „Wille und Wohlgefallen" sei.

Vor Allem faßte er sein Vaterland, Frankreich, in das Auge. Er scheint in dieser Richtung, sich nicht minder über die Bedeutung seiner Persönlichkeit als über die Richtung des Königs und die religiösen und socialen Verhältnisse Frankreichs täuschend, fast schwärmerische und jedenfalls sehr überschwängliche Erwartungen gehegt zu haben. Für Frankreich ein Luther zu werden, das war das Ziel, welchem er zustrebte. Zunächst war er darüber aus, den König Franz I. für die von ihm vertretene Sache zu gewinnen. Da ein Bote, den er mit einem Briefe und Büchern von Metz aus an den König abgesendet hatte, aufgefangen worden war, so versuchte er es jetzt durch Zusendung seines Tractates von der Ehe und eine diesem vorgesetzte Zuschrift auf den König einzuwirken. Diese Zuschrift war mit Freimuth und nicht ohne Derbheit abgefaßt, aber blieb wahrscheinlich schon darum ohne allen Erfolg, weil sie schwerlich an Franz I. gelangte. In warmer Sprache stellte er ihm darin bald das Gericht vor Augen, welches alle Feinde der Wahrheit bedrohe, bald wies er ihn hin auf den Zuwachs an Macht, den das Königthum bei Niederwerfung der Bischöfe gewinnen werde, bald erinnerte er an die mannigfache Schmach, welche der jetzige wie die früheren Päpste den Königen angethan hätten. Auch das entwickelte er, wie bei Einführung des reinen Gotteswortes die Unterthanen an Gehorsam und so das Reich an innerer Kraft wachsen würden. Besonders suchte er den König dahin zu bestimmen, daß er sich Avignons und der Grafschaft Venaissain annehme und dort dem Evangelium, sei es auch unter Anwendung von Gewaltmaßregeln, Bahn breche. Bald darauf dedicirte er demselben Monarchen ein anderes Buch, den Commentar über das hohe Lied. Auch hier suchte er nicht am wenigsten dadurch Interesse für die Reformation bei dem Könige zu erwecken, daß er ihm die politischen Vortheile, welche sich an die Einführung des Volkes in die Wahrheit anschließen würden, vor die Augen stellte. Doch unterließ er nicht, auch mit Anderem und namentlich mit Vorführung der starken göttlichen Argumente seinen Antrag zu stützen und seinen Begründungen und Ermahnungen flehentliche Bitten hinzuzufügen. So sagte er unter Anderem: „Ich ein armer Sünder, ich bitte Dich um Jesu Christi, um

der vielen Auserwählten willen, die in Deinem Lande sind, laß ihnen die Vorrathskammern der einzigen reinen Seelenfreude nicht verschlossen sein. Denn es sind Viele in Frankreich, welche die Wahrheit erkennen und besitzen, aber die Bischöfe und Mönche, die Observanten vor Allen, verschließen ihnen den Mund. Siehe, was die Gläubigen Deines Reiches begehren, und ich mit ihnen, das ist heilig, nothwendig, von Gott geboten. Du kannst es nicht verweigern und Du wirst es nicht thun. Erbarme, o erbarme Dich Deines Volkes, großmächtigster König, und gib ihm Lehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit." Erfolgreicher als solche Zuschriften an den vielbeschäftigen und eitlen König oder Andere waren jedenfalls andere Mittel, welche Lambert für die Evangelisation Frankreichs zur Anwendung brachte. So nahm er darauf Bedacht, sein Vaterland mit anregenden Büchern zu versehen. Mit Vedastus übersetzte und verbreitete er viele deutsche Reformationsschriften. Das Buch, welches er „über die Ursache der Blindheit so vieler Jahrhunderte" schrieb, hat er wahrscheinlich sogar mit besonderer Rücksichtnahme auf Frankreich verfaßt. Es erschien gleichzeitig in lateinischer und französischer Sprache. Sehr unterstützt oder doch ermuntert wurde er bei Verfolgung dieser seiner Pläne theils durch die Straßburger Theologen, wie z. B. Martin Butzer, welche mannigfache Verbindungen mit Frankreich unterhielten, theils durch Landesleute, welche längere oder kürzere Zeit in der schönen großen Grenzstadt verweilten. Daß man aber nicht immer die Art seines Auftretens billigte, versteht sich von selbst. Peter Tossanus schrieb einmal an Farel, daß er doch verhindern möge, daß Lambert keine so tollen Briefe mehr schreibe, und bezog sich damit wahrscheinlich auf seine Zuschrift an den Herzog von Lothringen und eine Vorrede vor seinem Commentar über Micha, Nahum und Habacuc, worin er den Magistrat von Besançon in stürmischer Weise zur Einführung der Reformation aufforderte.

Uebrigens übersah Lambert auch die französische Schweiz nicht ganz. Ein feuriger und beweglicher Mensch, suchte er überall Anknüpfungspunkte. Wir theilen im Folgenden aus einem der dorthin gerichteten Briefe einiges mit. Es ist aus der Epistel entnommen, welche er seiner Sammlung von Streitsätzen beigab und an jenen Bischof von Lausanne richtete, dessen Bekanntschaft er bei seiner Durchreise durch jene Stadt vor drei Jahren gemacht hatte.*) Es war darin unter Anderem gesagt: „Auch kann ich Ew. Herrlichkeit nicht mit Wahrheit einen Bischof nennen, wenn ich Sie nicht beschimpfen und gegen mein Gewissen handeln will. Für einen Fürsten kann ich Ew. Herrlichkeit halten, aber nicht für einen Bischof, dieweil Sie das Evangelium nicht verkündigt. Es ist ein Schimpf für einen Fürsten, wenn man ihn einen Bischof nennt, denn was heißt das Anderes als: hier ist ein christlicher Prediger, der beständig das

*) Hier und an mehreren anderen Stellen nach der Uebersetzung von Baum.

Wort treibt, der vollkommne Kenntniß der heiligen Schrift besitzt, der demüthig, gastfreundlich ist, und der für seine Person in Beobachtung der Gebote des Evangeliums das Beispiel gibt, nicht Anderes kennt als das Lesen und Erklären der heiligen Schrift. Wenn nun aber von dem Allen keine Spur vorhanden ist? Es mag Ew. Herrlichkeit einen Bischof nennen, wer da will, ich nicht. Dafür möge Sie sorgen, daß Sie wahrhafte Bischöfe unter sich habe. Denn eine jede einzelne Pfarrei soll einen Bischof haben, welcher, wenn er vom Volke gewählt und von der Gemeinde irgend eines Ortes bestätigt worden, weder Briefe noch Siegel bedarf, und so lange für einen Bischof zu halten ist, als er das reine Evangelium vom Reiche Gottes verkündigt. Weicht er davon ab, so kann ihn die Gemeinde, welche ihn gewählt, entsetzen und einen anderen suchen." „Befindet sich wohl ein Einziger unter denen, die wissen, was Christi Lehre ist, und der dennoch spräche: ich gehöre Luthern an? Luther ist ein Mensch, aber wenn das was Luther oder ein Anderer sagt, göttliche Wahrheit ist, wie sollten wir nicht dem beifallen, was der heilige Geist, durch Luthern, uns geoffenbaret hat? Weder Luther noch seine Schriften haben mich gelehrt, was ich in der heiligen Schrift erkannt, wiewohl ich Luthern erkenne und bekenne, daß ich in seinem Umgang nicht wenig gelernt habe. Ich bin gewiß, daß er ein Apostel, ein Engel Gottes ist, das heißt: von Gott gesandt. Denn es wäre unmöglich, daß er solche Schriften, voll göttlicher Wahrheit, hätte verfassen können, wenn er nicht von Gott dazu gesandt wäre. Und so wie das was Paulus schrieb nicht verdammlich ist, deßwegen weil Paulus ein Mensch war, eben so wenig ist das, was Luther geschrieben verdammlich, weil Luther ein Mensch ist." „Verweigerst Du aber deinem Volke das Wort Gottes, so soll es Dir nicht gehorsamen; denn wenn sie Christi Schaafe sind, so wollen sie auch auf Christi Weide gehen. Es können daher alle gläubige Völker sagen, ja sie sollen sich dazu verbinden und sprechen: Wir wollen das Wort unseres Gottes hören, wir wollen nichts wissen weder von den Decreten und Satzungen des Papstes, noch von den Zänkereien der Sophisten! Verweigern dieß Fürsten und Obrigkeit, die doch selber für christgläubig gehalten sein wollen, so können sich die Völker geradezu ihrer Oberherrlichkeit entziehen. Denn die Völker sind gehalten in allen Stücken dem Fürsten oder sonstiger Obrigkeit sich zu fügen, ausgenommen in dem was gegen Gottes Wort ist, und darin, daß sie Gottes Wort nicht hören sollen." Indem er aber sich für einen wegen Eintritts in die Ehe von dem Bischof eingekerkerten Geistlichen verwendete, sprach Lambert Folgendes: „Siehe wohl zu, daß Du nicht von irgend Jemand Dich allzu leicht verleiten lassest, denn mit deiner Seele mußt Du bezahlen die Seele jenes Mannes, welcher einen nothwendigen, und wie ich in der Schrift von der Ehe an Franz I. hinlänglich bewiesen habe, einen frommen Schritt gethan hat. Denn auch ich bin ehelich geworden, die Synagoge

Satans mag nun toben wie sie will. Gott befiehlt die Ehe allen denen, die im Geiste nicht keusch bleiben können, der Papst verbietet sie und macht eitel Heuchler. Wem soll man gehorchen? Gott hat keinen Unterschied gemacht zwischen Geistlichen und Laien, der Befehl ist allgemein, und geht jeglichen Stand an, und wenn Ew. fürstliche Hoheit der Frömmigkeit Gehör geben will, so wird Ew. fürstliche Hoheit selbst ehelich werden und durch Ihr Beispiel die Gräuel zerstören helfen, welche durch die Eheloſigkeit entstanden sind."

Während nun aber Lambert, für Frankreich arbeitend und an Franzosen bittende und bedrohende Briefe richtend, für den Westen einen göttlichen Beruf zu haben meinte, stellte es sich heraus, daß Gott der Herr beschlossen hatte, ihn im Osten, und zwar in der Mitte Deutschlands, in Hessen, zu gebrauchen. Wahrscheinlich noch während des Reichstages zu Speier erhielt er einen Ruf von Landgraf Philipp dem Großmüthigen von Hessen, der sich eben mit ganzer Klarheit und Festigkeit des Willens für die Einführung der Reformation in seinem Lande entschieden hatte. Er scheint diesem von Melanchthon empfohlen worden zu sein.*) Es stand nun Lambert ein großes und schönes Arbeitsfeld offen!

Wahrscheinlich ging Lambert mit ganzer Freudigkeit des Herzens auf den empfangenen Ruf ein. Wie anregend die Verhältnisse in Straßburg auch für ihn waren, so hatte er bis dahin doch gerade das dort nicht erreicht, was er anstrebte, nämlich ein bestimmtes Amt in der Kirche oder doch für die Kirche. Und ob er Grund zur Hoffnung hatte, ein solches bald oder jemals in Straßburg zu erlangen? Jedenfalls war die Stimmung in der letzten Zeit ihm nicht günstiger, sondern ungünstiger geworden. Obwohl er manchen vornehmen und angesehenen Gönner zählte und Viele unter dem Volke den „Wälschen Doctor" wohl leiden mochten, so war seine Anwesenheit und seine und der Seinigen Haltung doch den Meisten nicht sehr genehm. Die ordnungsmäßigen und ehrsamen Bürger der freien Reichsstadt nahmen vielfach Anstoß an seiner „Wälschen Haushaltung" und seinem „protzigen Thun." Unter dem 17. Juli 1525 findet sich in dem Protocolle des Rathes und der Einundzwanzig die Bemerkung eingetragen: Item daß die Burger murren, daß man D. Francisco Lamberto fünfzig Gl. Jars gibt, er und sin Frau ein ungebürlichs Wesen tribt und er demselben vß dem streych dritt (sic!)." Unter den Gebildeten hatte er manche Gegner wegen seiner Unverträglichkeit. Ver-

*) „Ich erinnere mich auf einen Brief dieses Inhaltes im Corp. Reform. gestoßen zu sein. Ich kann die Stelle nicht wieder finden. In der Abendmahlslehre stand Lambert damals wenigstens noch nicht gegen Luther und konnte also diese schwerlich dem Melanchthon einen Grund abgeben, sich ungünstig über Lambert zu äußern oder von einer Empfehlung desselben abzustehen. — Uebrigens hat sich der Landgraf wahrscheinlich auch bei J. Sturm erkundigt."

mochte er doch selbst mit seinem Landsmanne Farel nicht immer gut auszukommen! Die meisten Gegner aber zählte er unter den Gelehrten. Diesen war sein ganzes Gebahren mannigfach zuwider und namentlich die Lebhaftigkeit und der fast revolutionäre Ton womit er in seinen Vorreden und Briefen Städte, Fürsten und Völker aufrief. Selbst gegen seine Commentare, die er mit einer gewissen Eilfertigkeit in die Welt hinaussendete, machten sich unter ihnen mancherlei Bedenken geltend und als er dann gar seine Schriftstellerei durch eine Art „Theologie der Thatsachen," nämlich durch sein Buch „über die Gelehrsamkeit und Sprachen u. s. w." zu rechtfertigen versuchte, verdarb er es vollends mit den Meisten. Manche fingen an, ihn als einen Gegner der wissenschaftlichen Theologie und der Wissenschaft überhaupt anzusehen. Sein Freund Nic. Gerbellius schrieb an Melanchthon: „Ich fasse die Hoffnung, daß die Studien wieder aufleben werden, welche die gottlose Frömmigkeit gewisser Leute zu verdammen wagt, unter denen jetzt jener Franziscaner Lambert unbesonnen raf't." Auch der Magistrat wurde bedenklich und ließ ihn ermahnen, hinfort nichts ohne vorhergehende Einholung seiner Einwilligung drucken zu lassen. Dennoch hatte er auch in dieser Zeit wenigstens einige Hoffnung an der neuen Schule, deren Errichtung man in Aussicht genommen hatte, angestellt zu werden. Ein Beschluß des Rathes weist darauf hin. Aber wenn es nun auch Lambert gelungen wäre, in Straßburg ein Amt zu finden, mußte er es nicht herausfühlen, daß man seiner in Straßburg jedenfalls nicht bedurfte und daß er unter allen Umständen neben den bedeutenden Männern, in deren Besitz diese Stadt war, nur eine untergeordnete Stellung einnehmen könnte? Nun kam aber noch hinzu, daß auch seine finanziellen Verhältnisse fortwährend sehr traurige waren und er in drückender Armuth lebte. Noch unter dem 13. Januar 1526 sah er sich genöthigt in einer Supplik an den Rath seine große Armuth vorzustellen.*) Gerade aus der Antwort, welche der Senat da-

*) Sie lautet: „1526. 13. Januar. Franciscus Lambertus an den Rath zu Straßburg." Gestrengenn, Ernvehsten, Ersamen, Fürnemen, Wysen, genedigen Herrn. In vergangnem Jar, onngefer umb dißzeit, hab ich mein große armut E. G. angezeygt, undt geoffenbart, undt Got hats geschickt das mir üntzhieher alle wochen ethwas Handreichung genediglich ist zugestelt worden, des Ich mich uffs aller höchst E. G. bedank, auch das menigklich möchte sehen mein Dankbarkayt, hab Ich denn gantzen propheten Ezechielem unnd dye drey ersten Episteln Pauli offentlich gelesen, unndt arbeit itzund im propheten Daniel, und In der erklerung des buchs so man nennet dye heimlich offenbarung unndt über das, so hab ich durch den truck hye In dyßer Stad lassen außgon villerley außlegung der heyligen schrifft und zu letst, daß Ich als mit einer kleinen schenk mein willig dinst gegen E. G. möchte anzeigen und eröffnen, hab ich auß den zwölff propheten dye vier letsten Sophoniam, Aggeum, Zachariam unndt Malachiam lassen außgon Im truck und E. G. dedicirt unndt zugeschrieben zu nutz gemeyner Christenheit, das dan E. G.

mals an ihn ergehen ließ, erkennt man die Situation, in der sich Lambert damals befand, recht klar. Im Rathsprotocolle (post Erhardi 1526) findet sich nämlich die Bemerkung: „D. Franciscus Lampertus bringt ein büchlin, darin er vber die vier letzten Propheten geschryben, so er M. M. G. H. als ein kleine gab, für bewißen guttat M. M. G. H. geben will, bit und supplicirt vnd wytter vnder haltung. Erkannt: daß die beden Herrn so vormals mit den Herrn zu St. Johann vnd den Carthausern gehandlet, fründlich reden sollen jn noch 1 Jar zu underhalten; vnd D. Francisco sagen, daß er sich darnach versehe, wo aber er das nit thun will oder kan, ja nit laßen hunger sterben, sondern vß den klöstern erhalten, damit, ob man zur vffrichtung der schulen sin bedurft, man jn by handen hätt; darzu auch sagen, daß er dank, vnd nichts laß drucken oder vßgeben, es sye jm dann zugelaßen vnd zuvor besehen."

Mußte sich Lambert unter solchen Umständen nicht gedrungen fühlen, dem ehrenvollen Rufe des Landgrafen von Hessen alsbald Gehör zu geben?

4. Lambert's theologische und kirchliche Richtung und Anschauung.

Es wird angemessen sein, wenn wir hier etwas näher auf Lambert's theologische und kirchliche Richtung und Anschauung einzugehen den Versuch machen. Nur von dem so gewonnenen Standpunkte aus wird es uns möglich sein, das Handeln, mit welchem Lambert auf dem neuen und großen Schauplatze seiner Wirksamkeit hervortrat, recht zu verstehen und zu würdigen.

Lambert war in dieser Zeit weder der lutherischen noch der zwinglischen Theologie mit ganzer Entschiedenheit und Klarheit zugethan. So

---

Im besten uffnehmen unndt als ein kleine schenke eines armen dyners Christi, unndt Ewers bürgers nit verschmähen. Dan dyeweil Ich durch mangel teutscher sprach dem volgk nit kan predigen, ist doch mein wil und meynung, Im latin, hye In disser stadt mit lebendiger stim, mit schreiben aber In gantzer Christenheit zu predigen unndt leren, dyeweil Ich aber hye zwischen mit großer armut bezwengkt, bin ich auß großer zuversicht gegen E. G. als barmhertzigen unndt milten Herrn erschinen mit fleissiger bitt umb Christus willen mich meiner großen armut halben zu bedenken, uf daß so ich tag und nacht mit lesen und schriben, dye götlich schrift handel, haben mögn damit Ich und mein gefür ernert werden, das wir In Ewigkeit als getreue Unberthonen gegen E. G. unsers Vermügens zum friden und allem gutem diser ehrlichen stadt, begeren zu beschulden, hymit sye befellende dem geist unndt der genaden Gotes. Amen. — Datum Samstags in Octava S. Regium. Anno 1526. — E. G. Ersam Weißheit Undertheniger Dyner und Bürger Franciscus Lambertus vonn Avenione.

stand er aber nicht nur darum, weil es in den dreißiger Jahren systematisch ausgebildete Gegensätze dieser Art noch nicht gab, sondern auch deßhalb, weil er sowohl unter lutherischen als oberländischen Einflüssen sich herangebildet hatte. In jenen dreißiger Jahren war überhaupt weder eine lutherische noch eine reformirte Theologie in unserem heutigen Sinne vorhanden. Diese war das Product späterer Kämpfe und trat selbst wieder in sehr verschiedenen Entwicklungsstufen, in einer anderen nach 1530 und in einer anderen seit 1560 an den Tag. In der Zeit, wovon wir reden, waren die Gegensätze viel größer als später, aber um Vieles flüssiger; ferner waren die Unterschiede zwar mannigfacher als nachher, aber es wurden dennoch nicht so viele betont und zum Gegenstande des Streites gemacht und andererseits traten später, und namentlich in Folge von Consequenzmacherei, viele confessionelle Unterschiede erst hervor, an die man anfangs gar nicht gedacht hatte. Selbst in Bezug auf die Prädestinationslehre waltete damals noch kein Unterschied zwischen lutherischen und reformirten Theologen. Beide behandelten sie in derselben Weise und betonten sie gleich stark. Sie wurde auch in der lutherischen Dogmatik nicht durch Luther sondern durch Melanchthon zurückgedrängt und sodann gerade von den Männern völlig ausgemerzt, welche gegen Melanchthon ansonsten die heftigste Opposition machten. Auf Lambert wirkte die damalige Wittenberger Theologie nun aber um so mehr ein, da sie nicht nur in einer Zeit an ihn herantrat, worin er an eigenen Anschauungen und Forschungen noch sehr arm war, sondern sie auch von einem Mann vertreten wurde, dessen übermächtigen Persönlichkeit der empfängliche und lebhafte Franzose am wenigsten Widerstand zu leisten vermochte. Freier stellte sich Lambert erst zu Straßburg. Aber gerade über die Abendmahlslehre, den Brennpunkt des damaligen Streites, konnte er auch zu Straßburg zu keiner klaren Entscheidung kommen und erst in Folge des Marburger Colloquiums entschied er sich gegen Luther. Daß er in vielen Fragen der Kirchenverfassung und des Cultus den oberländischen Ansichten beipflichtete, wurde theils wohl durch den Einfluß der Straßburger Theologen, theils aber und namentlich dadurch bedingt, daß er überall auf das Wort der heiligen Schrift zurückzugehen liebte und daß seiner innersten Geistesrichtung die reformirten Anschauungen am meisten zusagte. Wenn seine Ansichten über Kirchenverfassung von der der lutherischen Kirche sehr abwichen, so hat dieses seinen Grund sogar durchaus nicht in einer principiellen Differenz, sondern nur darin, daß Luther nach der Abreise Lambert's von Wittenberg seine Ansichten änderte, oder vielmehr der Wucht geschichtlicher und anderweitig gegebener Verhältnisse erlag.

Am meisten charakterisirt sich Lambert's theologische und kirchliche Anschauung theils dadurch, daß er nur das göttliche Wort als Norm für Alles angesehen wissen wollte, theils dadurch, daß er in eigenthümlicher Weise eine Geisteskirche der veräußerlichten Papstkirche gegenüber

stellte. Jenes unbedingte Halten an dem göttlichen Worte und damit verbunden eine völlige Gleichstellung des A. und des N. Testamentes führte ihn zu alttestamentlich theokratischen Anschauungen und zu radicaler Verwerfung aller gegebenen kirchlichen Ordnungen. Dieses Betonen des prophetischen Elementes in den Gläubigen aber führte ihn dahin, daß er die wirklich existirende und in der Heranbildung begriffene Gemeinde mit der idealen Gemeinde verwechselte und bei den kirchlichen Organisationen die „hellen Haufen" wie Gemeinden bekehrter Christen behandelt wissen wollte. Wie der vorige Gesichtspunkt, so mußte ihn aber auch dieser zu radicaler Opposition vortreiben. Statt einer Reformation faßte er eine Neubildung der Kirche in das Auge. Nicht selten ließ sich der überschwängliche ungeduldige Franzose, dem das Reformationswerk nicht rasch genug voranging, sogar dazu fortreißen, geradezu revolutionäre Grundsätze auszusprechen und zu proclamiren.

Die Grundsätze, worauf Lambert seine Lehre von der Kirchenverfassung baute, waren der Hauptsache nach folgende: Alle Gläubige, Männer und Frauen, sind Priester.*) Es gibt zwei Aemter, das der Bischöfe oder Presbyter und das der Diaconen. Jene entsprechen den alttestamentlichen Priestern, diese den Leviten.**) Die Diaconen haben die Armenpflege. Die Handhabung der Kirchenzucht und des Kirchenregimentes, sowie die Wahl der Bischöfe steht der Gemeinde zu. „Es ist nothwendig, daß diejenigen, welche für die Anderen dem Worte Gottes vorstehen, auch von diesen Anderen gewählt werden."***) Auch kommt es der Gemeinde zu, darüber zu urtheilen, ob die Worte der Lehre aus Gott sind. †) „Die Berufung der Diener ist zweierlei Art, nämlich eine innere, durch den Geist Gottes und eine äußerliche, nach vorgeschriebener festgesetzter Ordnung. Alle Menschen können diese äußere Berufung haben, die innere aber nur die, denen es Gott gegeben hat. Ohne dieselbe ist jede äußere Vocation nichtig, ist auch jegliche Berufung zu einem Kirchenamte nichtig." „Welches ist nun aber das entscheidende Kennzeichen jener inneren, für jeden Lehrer nothwendigen Berufung? Dieses: wenn man nicht wünscht wohl zu leben, sich nicht von Anderen gern Doctor nennen

*) Farrago pos. 98—100. Bei Aufstellung des Begriffes der Kirche geht er von der Prädestinationslehre aus, die er aber auch anderweitig vorträgt, ibid. pos. 2. 5. fol. 17 und 18.

**) Ibid. pos. 104 und 130.

***) Farr. pos. 71. 72. 114.

†) Ibid. pos. 280 und Hohes Lied cap. 2 und 5. In der Vorrede zur farrago sagt Lambert: „Denn eine jede einzelne Pfarrei soll einen Bischof haben, welcher, wenn er vom Volke gewählt und von der Gemeinde irgend eines Ortes bestätigt worden ist, weder Briefe noch Siegel bedarf, und so lange für einen Bischof zu halten ist, als er das reine Evangelium vom Reiche Gottes verkündigt. Weicht er davon ab, so kann ihn die Gemeinde, welche ihn gewählt, entsetzen und einen anderen suchen."

läßt, ſondern wenn man ſehnlichſt ein wahrhaft gutes Werk zu thun begehrt, zu wachen und zu ſorgen für das Volk des Herrn mit der größten Emſigkeit und Liebe, ſo daß man eher zu ſterben bereit iſt, oder ſonſt, was es auch ſei, erdulde, als von der Lehre des reinen Wortes abläßt.“*) Wie Lambert ſelbſt das Loos häufig gebrauchte, ſo billigte er es auch, daß andere Berufene in ſchwierigen Colliſionsfällen ſich deſſelben bedienten. Ebenſo ſollte die Gemeinde bei ihren Wahlen unter Umſtänden das Loos entſcheiden laſſen, ja dieſes auch dann, wenn Zwieſpalt zwiſchen der Gemeinde und Obrigkeit entſtehe, zur Anwendung gebracht werden.**) Dieſe Empfehlung des Looſes hing bei ihm auf das Engſte zuſammen mit ſeinen chriſtokratiſchen Anſchauungen.

Das ſtaatliche und kirchliche Gebiet ſind nach Lambert zwar wohl zu unterſcheiden und zu ſcheiden, dennoch aber haben die Obrigkeiten als vorzügliche Glieder der Kirche auf dieſe Einfluß auszuüben. „Die Senate eines jeden Ortes ſollen darauf ſehen und darüber wachen, daß die von den Gläubigen jeder Parochie zu Biſchöfen Gewählten für dieſen Dienſt geſchickt ſeien. Daſſelbe gilt auch für den Fürſten und zwar ganz beſonders.“ „Die Magiſtrate dürfen gebieten, daß etwas nicht ohne das Wort geſchehe und alsdann iſt zu gehorchen.“***) An einzelnen Stellen dehnte Lambert das Recht der im Evangelium ſtehenden Obrigkeit über die Gewiſſen ſo weit aus, daß ſeine Lehren zu den unchriſtlichſten Dragonadengrundſätzen führen mußten. So forderte er den König von Frankreich auf, die Einwohner von Avignon und Umgegend, wenn ſie hartnäckig dem Antichriſt anhängen würden, durch Anwendung von Gewaltmaßregeln zur Bekehrung zu zwingen. Er meinte, „man müſſe ſie gegen ihren Willen für einige Zeit betrüben, damit ſie gerettet würden.“ Dieſem despotiſchen Grundſatz ſtellte er nun aber einen anderen gegenüber, der faſt geradezu zur Revolution aufforderte. Es war der Satz: „Aber verbietet die Obrigkeit das Evangelium, ſo ſoll ihr nicht gehorcht werden.†) Dieſem gemäß verlangte er nicht nur im Allgemeinen, daß die Unterthanen unevangeliſcher Fürſten ſich von dieſen losſagten und ſich andere Obrigkeiten wählten, ſondern erließ auch in dieſem Sinne an einzelne Städte und Landſchaften Aufforderungen. An den Biſchof von Lauſanne ſchrieb er: „Verweigern dieß (das Wort Gottes) Fürſten und Obrigkeiten, die doch ſelber für chriſtgläubig gehalten ſein wollen, ſo können ſich die Völker geradezu ihrer Oberherrlichkeit entziehen. Denn die Völker ſind gehalten in allen Stücken dem Fürſten oder ſonſtiger Obrigkeit ſich zu fügen, ausgenommen in dem, was gegen das Wort Gottes iſt, und darin, daß ſie Gottes Wort nicht hören ſollen.“ Für ganz beſonders berechtigt hielt er

*) De vocatione fidelium, farrago pos. 113.
**) Farr. pos. 115 und 118.
***) Farr. pos. 116. 173.
†) Farr. pos. 72.

es, wenn die Unterthanen sich den katholischen Bischöfen, deren weltliche Herrschaft ja mit ihrem Amte überdies in Widerspruch stehe, entzögen. Er schrieb an den König Franz: „Nach Christi Befehl sollten die Bischöfe nicht weltlich herrschen, wie der Papst will, der, wenn man es zugäbe, alle Fürsten zu Bettler machen würde. Um wie viel besser stände es nicht, wenn Alles, was sie von der weltlichen Herrschaft an sich gerissen haben, Ew. glorreichen Majestät allein gehörte. Denn sie können und sollen einmal nicht Bischöfe und Fürsten zugleich sein, sintemal ein Bischof nichts Anderes zu schaffen haben soll, als das Wort Gottes zu verkündigen in aller Demuth, und Diener aller Gläubigen zu sein. Möchten doch alle Provinzen und Städte ihren Fürsten und ihrer weltlichen Obrigkeit allein unterthan sein, ja sich losreißen von den geistlichen Herrn unter der einzigen Bedingung, daß die weltlichen Fürsten das Evangelium freigäben.

Wie sehr contrastirten solche Anweisungen Lambert's mit denen Luther's, welcher die Völker beharrlich ermahnte durch Leiden und Dulden den Sieg zu erkämpfen.

Wenn Lambert mit Entschiedenheit auf ein Kirchenregiment drang, an dem die Gemeinde sich betheiligte, so forderte er nun aber nicht minder bestimmt die Einführung einer christlichen Kirchenzucht. In seiner Sammlung von Streitsätzen sagte er:*) „Jede Kirche der Gläubigen und wer ihr auch vorstehe, wie Könige, Fürsten und Magistrate, können ja sollen, wenn eine Veranlassung vorliegt, ihre Untergebenen der äußeren Gemeinschaft der Gläubigen berauben, nämlich so, daß sie mit ihnen durchaus nicht zusammenwohnen oder anderweitig mit ihnen sich abgeben. Die Ursache, wegen welcher Etliche dieser äußeren Gemeinschaft beraubt werden, ist Ehebruch, Hurerei, Raub, Wucher, Verläumdung, Geiz, Grausamkeit, Berauschung, Trunkenheit, nach 1 Kor. 5; desgleichen Abfallen von Christo und Widerspruch gegen die Lehre der Frömmigkeit, wie erhellt aus dem zweiten Briefe des Johannes. Vor keiner Consequenz zurückscheuend sagt er in dem Commentar zum Jonas: „Es ist daher auch den Gläubigen erlaubt, zu ihren Mitbrüdern, den Fürsten, zu gehen und zu sagen: Bruder, wir sind Schaafe Christi, dir als seinem Knechte anvertraut, wir verlangen und wollen, daß du uns sein Wort verkündigen lassest. Will er nicht, so soll sich die ganze Kirche der ihm untergebenen Gläubigen versammeln, damit sie, nicht mit den Waffen, sondern nach Gottes Wort entscheiden, was mit ihrem Bruder, der auf dem Throne sitzt, anzufangen sei. Dasselbe sollen sie ebenfalls thun, wenn er in vielen Stücken dem Worte Gottes entgegen ist."

Mannigfach belebt wurden diese kirchenzuchtlichen Ideen Lambert's jedenfalls durch die Straßburger Theologen, welche als die Pfleger und Väter der evangelischen Kirchenzucht dastehen. Wahrscheinlich aber ist

*) Farrago pos. 71 und 72.

Lambert sehr früh in dieser Richtung, und zwar zuerst durch die Waldenser, mit denen er von Avignon aus in Berührung kam, und sodann durch seinen Landsmann Farel angeregt worden.

Noch müssen wir ein Wort sagen über Lambert's vielfach angefochtene Stellung zur Wissenschaft, eine Stellung, welche er theils aus Opposition gegen die hereinbrechende Vergötterung der Classiker, die ja allerdings den neuen Tag angeläutet hatten, theils zur Vertheidigung seiner Art der Schrifterklärung, welche freilich nicht immer die exacteste Sprachkenntniß zu ihrer Unterlage hatte, theils endlich, um mit gründlichem Ernste dem Weltgeiste den heiligen Geist in seiner Allmacht und Herrlichkeit gegenüberzustellen und das prophetische Element im Amte des Dieners am Worte gegenüber der Hinrichtung der Zeit auf das Doctrinelle, auf die Schönrednerei und auf das Formenwesen in das rechte Licht zu setzen, einnahm. Namentlich war es seine Schrift: „von der Schrifterklärung (Prophetie), Gelehrsamkeit, den Sprachen, vom Geiste und Buchstaben," worin er sich in dieser Richtung aussprach. Es mögen hier einige Sätze aus derselben einen Platz finden: „Es gibt ein doppeltes Sinnesvermögen, ein erschaffenes und unerschaffenes. Jenes ist in den Menschen und Engeln, dieses in Gott. Jenes hat es mit den sinnlichen Dingen und den menschlichen Wissenschaften zu thun, doch vermag es auch diese nur sehr unvollkommen zu ergründen. Die Gläubigen unter den Menschen und die guten Engel allein stehen anders als die anderen persönlichen Wesen. Das Sinnesvermögen dieser wird angeleuchtet und vollendet von oben, durch das unerschaffene Sinnesvermögen, die göttliche Wahrheit. Weil sie von Gott gelehrt sind, erkennen sie sogar die zeitlichen und sinnlichen Dinge besser als die Anderen, in denen Lüge, Zügellosigkeit u. s. w. herrscht. Denn in der That, wenn die Gelehrsamkeit der Ungläubigen verglichen wird mit der Gelehrsamkeit eines einzigen Gerechten, so ist sie nur Fleisch und Straßenkoth. Auch vermag nur der Glaube, nicht aber die menschliche Wissenschaft, zur Herstellung des göttlichen Ebenbildes, d. i. zur Erreichung des letzten Menschheitszweckes etwas beizutragen. Da es nun bekannt ist, daß den Ungläubigen Alles zum Verderben ausschlägt und es unmöglich ist, daß der Ungläubige von seiner menschlichen Gelehrsamkeit den rechten Gebrauch mache, wer sollte nicht davor erschrecken, länger bei den Schriften der Heiden zu verweilen und sich ferner von den Heiden belehren zu lassen? Aus den Quellen kann man nichts Anderes schöpfen als das was in ihnen ist. Nun glaube aber nicht, daß ich das verdamme, was sich den Ungläubigen aus der Natur der Dinge, worüber sie reden, ergibt, sondern was sie aus ihrem Herzen hinzuthun, wie falsche Schlüsse, Begründungen und dergleichen. Ich nenne profane Wissenschaft alles das, was auf irgend eine Weise den Geist eitel und unbeständig macht, wie die Künste der Sophisten, die Cautelen der Juristen, die Decretalen der Päpste, die Regeln der Mönche,

die Kunst des Ovidius, die Liebe des Pamphilus, die Tragödien u. s. w. Es gibt aber Viele, welche sich heuchlerisch des Bekenntnisses Christi rühmen und doch so am Profanen hängen, daß ihnen die Fabeln besser gefallen als die Wahrheit, Plato besser als Johannes, Aristoteles besser als Moses, Virgilius besser als Paulus. Ihnen gilt es für nichts, daß ihr Sinn verpestet werde, wenn sie nur ihre Sprache ausbilden und einige Sophismen wissen, wodurch sie vor den Menschen etwas zu sein scheinen. Und doch haben die Gläubigen eine Beredsamkeit, die herrlicher ist als die von Millionen Ciceros. Aber diese ist eine zarte und wird nur von den Heiligen vernommen und gefällt nur diesen. Die wird nicht durch der Menschen sondern durch Gottes Sinn und Geist geregelt und indem der Herr sie den Seinen schenkt, sagt er: Ich will Euch Mund und Weisheit geben, denen alle Eure Gegner nicht widersprechen und widerstehen können. So war Paulus beredt, so Matthäus und alle Propheten und Apostel Gottes. Verwerfen wir nun alle menschliche Gelehrsamkeit? Das sei ferne, daß wir Werke Gottes verwerfen. Wahre menschliche Gelehrsamkeit ist ebensogut ein Werk Gottes als Steine und Hölzer. Das aber wollen wir, daß Niemand anders als im Glauben das Menschliche überdenke und so darin gelehrt sein wolle. Wir wollen, daß immer der Zügel der göttlichen Aussprüche zur Hand sei. Bei allen deinen Studien muß es dein Ziel sein, Gott erkennen zu lernen. Was aber nicht dahin führt, mußt du wie Gift der Schlangen verabscheuen. Lies meinetwegen die Commentare des Averroes und den Virgil, aber hüte dich, daß sie dich nicht hinnehmen und dich das in ihnen errege und das dir gefalle, was in ihnen eitel und dem Worte Gottes nicht gemäß ist. Bete ohne Unterlaß zu dem Herrn, daß dich der Menschentand nicht anstecke. Frage oft dein Herz und siehe, ob es durch diese Studien beschmutzt worden ist. Wenn du aber den fleischlichen Sinn so in dir vorherrschen siehst, daß du den menschlichen Studien nicht im Glauben obliegen kannst, und merkest du, daß dir alles dieses zum Verderben gereichen würde, so mußt du es lieber ganz meiden. Es ist dir besser, daß du das Auge des menschlichen Wissens ausreißest, als daß du durch dasselbe zu Grunde gehest.

Nun entgegnen Manche, daß die menschliche Gelehrsamkeit den Weg bereite zu der göttlichen Weisheit. Aber meine Meinung ist von der dieser so fern als der Morgen vom Abende. Die Weisheit des Herrn hat Christus gelehrt. Johannes der Täufer hat aber zu ihr den Weg bereitet nicht dadurch, daß er Rhetorik oder Dialektik oder Sophistik lehrte, sondern indem er Buße predigte. Also ist die menschliche Wissenschaft unnütz? Das sei ferne! Den Gläubigen wirket Alles zum Guten mit (Röm. 8) und das zwar wegen des Glaubens. Aber falsch ist es zu behaupten, daß die Schriften Gottes ohne die Kenntniß der Humanitätswissenschaften (literae politiores et artes liberales) nicht ausgelegt werden könnten. Nur das

ist nöthig, daß sie in die Sprache übersetzt seien, welche dir bekannt ist. Ansonsten kehrten wir zurück zu dem Wahnwitze der Scholastiker, welche behaupteten, daß man den Aristoteles studirt haben müsse, bevor man zur Theologie geschickt werde. Wir hingegen sagen, lateinische Gelehrsamkeit müsse der haben, welcher ein lateinisches Buch erklären will, die hebräische für die hebräischen Codices und zwar so viel, daß du das, was du lieseſt, verstehen könnest. Wenn du aber nur in der Volkssprache unterrichtet bist und du die Bibel in dieser Sprache hast, so behaupten wir, daß du zu deren Erklärung menschliche Gelehrsamkeit nicht nöthig hast, sondern allein den Geist Gotttes, damit dein Sinn durch ihn für das Höhere aufgeschlossen wird.

Möchte es doch Gott allen Magistraten in das Herz geben, daß sie für den Unterricht der Jugend der Gläubigen gute Schulen errichteten, in denen, so weit es nöthig ist, Göttliches und Menschliches gelehrt wird. Vor Allen aber muß darin Christus gelehrt werden und es müssen dafür Lehrer erwählt werden, welchen es ihre Hauptsorge ist, daß die Knaben fromm werden. Es ist schon ein großes Stück Wissenschaft, wenn man weiß, daß das, was hierzu nicht förderlich ist, wegzuwerfen sei. Da die Armen Gott nicht weniger theuer sind als die Reichen, so müssen die Lehrer aus öffentlicher Kasse besoldet werden, damit auch die Knaben armer Eltern Unterricht empfangen können. Namentlich wäre auch für Unterricht in dem Schreiben und Rechnen zu sorgen. Und weil das Christenthum den Unterschied der Geschlechter nicht kennt, so müßten auch Mädchenschulen eingerichtet und dieſen ehrwürdige, fromme und unterrichtete Frauen vorgesetzt werden, welche Unterricht im Leſen und weiblichen Arbeiten ertheilen.

Heben wir nach dieſen Stellen aus dem ersten auch noch einige aus dem fünften Tractate des vorgenannten Buches Lambert's heraus. Es handelt von der Prophetie.

Unter Prophetie versteht man Ankündigung des Verborgenen, dann aber auch alle Predigt, alles Lehren des Wortes Gottes, sei es auch in den Schulen. Ein wahrer Prophet kann nur der sein, welcher auch den Geist Gottes hat. Wer ohne dieſen lehrt, ist, auch dann wenn er Gottes Wort verkündigt, ein falscher Prophet. Die Größe und der Vorrang der Propheten hängt nicht ab von Beredsamkeit, Gelehrsamkeit, Sprachkenntniß, Anlage, Alter, Erfahrung, auch nicht von der Bethätigung von Wunderkräften, sondern vom Werke des h. Geistes. Es gilt Einfalt, Reinheit, Eifer für beständige Behauptung und Verkündigung der Wahrheit. Wenn du Prophetie hörst, mußt du oft dein Herz fragen, was dich bewegt, ob Fleisch oder Geist. Gebet und Meditation sind die rechte Vorbereitung für die Prophetie, und der Prophet muß sich vom Geiste Gottes in Allem leiten lassen. Gleichnisse und Alles, was zur Erklärung vorgebracht wird, soll durchaus im Dienste der Sache stehen. Man soll nur dann predigen,

wann es der Gemeinde und dem Prediger dienlich und nützlich ist. Dem Prediger ist es dienlich, wenn sein Geist vom Herrn dazu getrieben wird und er merkt, daß sein Herz vom Geiste des Herrn unterrichtet und von irdischen Affecten gereinigt wird, ferner wenn er, nachdem er unter Anstrengung aller seiner Kräfte und mit Furcht und Zittern sich vorbereitet hat, bloß im Vertrauen auf den Herrn, um zu seiner Ehre zu wirken und aus brennendem Verlangen, Seelen zu retten, die Kanzel besteigt. Die Predigt soll nicht über eine Stunde dauern, es sei denn, daß außerordentliche Umstände und der Trieb des heiligen Geistes es anders forderen. In der Predigt selbst kommt es vor Allem auf Einfalt an und daß man im Glauben sie beginne und durchführe. Man hüte sich, daß man nicht zu viele Citate herbeiziehe; selbst unnöthige Anführungen aus der heiligen Schrift vermeide man. Alles sei so einfach und schlicht gehalten, daß es auch der geringste Mann verstehen könne. Die Sprachweise der Apostel und Propheten muß hierin Muster sein. Der Redende sage nur solches, was ihm selbst recht klar ist und lasse sich nicht auf Dinge ein, die ihm noch verschlossen oder überhaupt zu hoch sind. Ueberhaupt gilt es nicht auf der Kanzel, Rhetorik zu treiben.

Da alles wahre Schriftverständniß von Gott abhängt, so können auch die Ungelehrtesten, auch diejenigen, welche nicht lesen können, dazu gelangen. Oft kommen sie sogar leichter dazu als die Gelehrten, welche menschliche Gelehrsamkeit und Vertrauen auf ihre Anlagen und Erfahrung aufzublähen pflegt.

Die menschliche Weisheit sucht Gott zu erkennen und seine Weisheit zu durchdringen. Sie glaubt sich selbst genug zu sein und will die göttliche Weisheit nicht zulassen und hört nicht auf gegen sie zu kämpfen, weil die eine Fleisch, die andere Geist ist. Das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch. Gegen dieses nun sich erhebend zeigt die Weisheit Gottes auf das Kräftigste, daß die menschliche Weisheit Gott und seine Geheimnisse nicht erkennen kann. Sie thut auch dar, daß sie in keiner Sache genügend sei und kein gesundes und nützliches Urtheil aus sich selbst zu fällen vermag. Dieses erkennend stoßen die Gläubigen die geschaffene Weisheit zurück und verachten sie und schätzen sie gering im Vergleich mit der göttlichen, deren gewaltige Kraft sie an sich erfahren haben. Und gewiß müssen alle Diener am Worte auf das Angelegentlichste darnach streben, daß zu Grunde gehe, was sich auf menschliche Weisheit bezieht, wie Philosophie, schöne Wissenschaften, Sprachen und Alles, nämlich so, daß sie ihnen nichts einräumen in dem, was sich auf das Göttliche und das Heil und die wahre Gerechtigkeit bezieht. Aber verstehe nicht falsch, was ich sage. Wir wollen und betreiben es eifrigst, daß sie vernichtet werden, nicht so aber, daß sie überhaupt nicht seien, d. h. nicht so, daß Keiner in der Philosophie, den Künsten, den schönen Wissenschaften, und Sprachen unterrichtet sei, sondern, daß man wisse, daß sie in

göttlichen Dingen nichts vermögen und daß sie, mit dem Göttlichen verglichen, wie Dreck und Koth sind. Nun werden sich wegen dieser meiner Reden allerdings die Literaten gegen mich erheben, aber mir gilt dieses sehr wenig. Scheuen sie sich doch nicht wider Gott zu reden. Mögen sie es versuchen wider den heiligen Geist, der gesagt hat: Ich will die Weisheit dieser Welt zu Nichte machen."

Wer kann leugnen, daß Lambert in den meisten dieser Sätze in vollem Rechte war und zwar nicht nur der falschen Wissenschaft gegenüber, wie der scholastischen Theologie, der das Heidenthum vergötternden Sprachwissenschaft u. s. w., sondern auch gegenüber der wahren Wissenschaft? Aber verkennen kann man es auch nicht, daß seine Opposition zum Theil eine falsche war. Wohin käme selbst die Theologie, wenn sie sich nicht gründete auf die sorgfältigste sprachliche Durchforschung des heiligen Grundtextes? Wie vielfach geht gerade Lambert selbst in seinen Commentaren zu den Propheten irre, weil er die Vulgata statt des hebräischen Textes als Grundlage benutzt!

5. Lambert und die Synode zu Homberg in Hessen.

Lambert trat jetzt in nahe Beziehung zu dem Manne, welcher in der ganzen Reformationszeit als der kühnste und eifrigste Vertreter und Sachwalter des Protestantismus da stand, zu Landgraf Philipp dem Großmüthigen. Dieser hatte zwar erst seit einigen Jahren angefangen, Luther's Bücher zu lesen und sich zu den sächsischen Reformatoren und namentlich Melanchthon in nähere Beziehung zu setzen, hatte seitdem aber auch die reformatorischen Ideen mit jugendlicher Begeisterung aufgenommen und sich mit der ganzen Festigkeit seines großen und klaren Geistes ihnen zugewendet. Auf dem Reichstage zu Speier und vorher durch Unterhandlungen und Bündnisse mit benachbarten Fürsten half er es durchsetzen, daß dem Evangelium, das schwer bedroht war, die Thore vieler Städte und Länder sich öffnen durften. Vor Allem aber war er gewillt „seinen Hessen zu helfen" und den Abschied von Speier, wornach sich jeder Stand in Betreff des Wormser Edictes verhalten mochte, wie er es gegen Gott und gegen den Kaiser zu verantworten gedachte, für sein Fürstenthum möglichst günstig auszubeuten und die Kirche desselben planmäßig zu reformiren. Mit der Leitung des Reformationswerkes betraute er neben seinem Hofprediger Adam Kraft und Anderen namentlich unseren Lambert.

Landgraf Philipp entschloß sich, dem Worte Gottes durch einen möglichst großen und öffentlichen Act die Bahn zu den Gemüthern zu brechen und hielt eine Synode und Disputation, wozu er alle Pfarrherrn und Altaristen und die Edeln seines Landes einladen ließ, dazu für beson-

ders geeignet. Diese wurde für Homberg, ein in der Mitte Niederhessens gelegenes Landstädtchen ausgeschrieben.*)

An Lambert war gleich bei seiner Berufung der Auftrag ergangen, Thesen anzufertigen, welche einer etwaigen Disputation mit den Gegnern der evangelischen Lehre zu Grunde gelegt werden könnten. Da der Franzose sich nun mit ähnlichen Arbeiten schon öfters beschäftigt hatte, so war er trotz der Kürze der Zeit damit zu Stande gekommen. Zu gehöriger Stunde prangten 158 Thesen, zusammengesetzt unter 23 Titel, an der Thüre der Hauptkirche zu Homberg. Lambert nannte sie, weil sie der hergebrachten Kirchenlehre widersprachen, paradoxa. Die Sätze sind wohl durchdacht, heben die Hauptpunkte klar hervor und stellen die bisherigen Mißbräuche sowohl als die Normen für die Reformation in ein helles Licht. An die Spitze derselben traten die Worte: „Alles Deformirte muß reformirt werden." Und: „Es ist nur das richtig, was mit dem Worte Gottes übereinstimmt, was selbst allein die zuverlässigste Norm für jede Reform abgibt".

Am 26. October 1526, Sonntag nach Galli, Morgens 7 Uhr, ward die Synode in Gegenwart des Landgrafen, der Prälaten und Geistlichen, der Grafen, Ritter und Abgeordneten der Städte in der Kirche eröffnet. Der Zulauf war groß. Aus ganz Hessen strömte eine ungeheure allen Ständen angehörige Menschenmasse zusammen.

Die Eröffnung und Leitung der Versammlung übernahm der landgräfliche Kanzler, Johannes Feige, ein durchbildeter, kluger und weiser Mann, der mit rastloser Thätigkeit seinem Fürsten diente und selbst dem Evangelium von Herzen zugethan war. In der Eröffnungsrede sagte er, nachdem er auf die bösen Folgen des Religionszwiespaltes hingewiesen hatte, der Hauptsache nach Folgendes: Da die Mißbräuche der Kirche mannigfach und unleugbar seien und der gegenwärtige Zwiespalt schwachen Gewissen großes Aergerniß gewähren müsse, so habe der Landgraf, dem Vorbilde der alten christlichen Kaiser folgend, seine Geistlichen berufen, um von ihnen zu erfahren, wie die Einhelligkeit in der Lehre wieder herzustellen sei. Der Landgraf habe hierauf um so mehr Bedacht nehmen müssen, da er durch das Edict von Speyer verpflichtet werde, bis zu einem künftigen Nationalconcil die Sachen so zu bestellen, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne. Er habe den Weg betreten, welcher ihm für das in das Auge gefaßte Ziel als der dienlichste erschienen sei. An den Kirchthüren wären von dem ehrwürdigen Franz Lambert von Avignon Thesen ausgehängt, welche dieser aus dem Evangelium zu beweisen gedenke. Der Wunsch des Fürsten gehe nun dahin, daß Alle, welche die erwähnten Sätze aus apostolischer und prophetischer Schrift widerlegen

*) Vergl. darüber des Verf. hessische Kirchengeschichte. B. I. §. 12., wo auch die betreffende Literatur verzeichnet ist.

wollten, hervortreten und ſie mit beſcheidenen Worten und ohne Läſterung und Bitterkeit angreifen möchten. Damit Niemand wähnen könne, daß er wegen ſeines Angriffes böſe Folgen zu fürchten habe, würde im Voraus Allen freies und ſicheres Geleit zugeſagt. Diejenigen, welche des Lateiniſchen nicht kundig ſeien, könnten auch in deutſcher Sprache verhandeln und ſich an den Hofprediger Kraft wenden, welcher dem Lambert beigegeben ſei.

Nach dem Kanzler ergriff Lambert das Wort. Er publicirte die Theſen und erläuterte und begründete ſie aus der heiligen Schrift. Hiermit gingen die Vormittagsſtunden hin.

Am Nachmittage wurden bei Wiedereröffnung der Verſammlung die Theſen auch in deutſcher Sprache verleſen und erörtert und zwar von Adam Kraft. Als dieſer dann eine Aufforderung erließ, daß die Gegner der Theſen hervortreten möchten, meldete ſich nur Nicolaus Ferber, Guardian der Franziskaner zu Marburg. Viele Andere, welche noch am Morgen gedroht und geprahlt hatten, zogen ſich jetzt zurück.

Am Montage ſollte die Disputation eröffnet werden. Als Lambert nun aber an Jedermann und namentlich an Ferber die Bitte richtete, die Sätze aus Gottes Wort zu widerlegen, erklärte Ferber, daß er es nicht mit den Theologen, ſondern nur mit dem Landgrafen zu thun haben wolle. Behauptend, daß dieſer Ort ſich nicht für eine Disputation eigne, las er von einem Zettel einige verworrene Sätze ab, deren Hauptſinn dahin zielte, daß dem Landgrafen nicht das Recht zuſtehe, eine Synode abzuhalten, und das er, der Guardian, obwohl die lutheriſche Ketzerei von vielen hohen Schulen längſt verdammt ſei, dennoch demnächſt mit Gegentheſen hervortreten werde. Der arme Mönch, welcher ſchließlich auch noch auf das Wormſer Edict ſich berufen hatte, erregte durch ſeine Vorleſung bei den Anweſenden nur Spott und Mitleid. Der Kanzler, welcher darauf das Wort ergriff, verwies den Guardian auf päpſtliche Kanones, welche alle Obrigkeiten verpflichteten, alle Mißbräuche und jede Abgötterei abzuſtellen, ſetzte auseinander, daß der Landgraf gerade deshalb, weil er vor allen Gewaltſamkeiten zurückſchrecke, ihn und die Anderen Geiſtlichen berufen habe und drang auf's Neue in ihn, aus der heiligen Schrift Lambert zu widerlegen. Der Pater antwortete auf dieſe ruhige Erörterungen nur mit trotzigen Worten. Er erklärte, daß Lambert ein entlaufener Mönch und daß die Sachen der Religion vor den Anweſenden, als vor Ketzern nicht verhandelt werden könnten. Auch den Landgraf ſelbſt erkühnte er ſich anzugreifen. Er warf ihm Luſt nach dem Beſitze der Kloſtergüter vor. Nun hielt ſich der Landgraf für verpflichtet, ſelbſt darein zu ſprechen. Er ſagte, daß er wie bei anderen früheren Gelegenheiten ſo auch jetzt den Guardian ernſtlich erinnern müſſe, daß nur das Wort Gottes der Maßſtab der Kirchenlehre ſein könne, daß die Anklage auf Kloſterraub nicht nur ungerecht ſei, ſondern auch nur aus einem höchſt undankbaren Herzen

hervorfließen könne, da der Orden bisher nur Schutz und Gnadenerweisungen von ihm erfahren, und schloß mit einer Ermahnung, daß auch er darauf bestehen müsse, daß der Guardian mit dem Schwerte des göttlichen Wortes seine Sache vertheidige.

Solchen dringenden Anmahnungen konnte Ferber, wenn er sich nicht noch mehr beschämt sehen wollte, nicht länger ausweichen. Er unternahm es, von einem Zettel etliche Gegenbehauptungen abzulesen. Obwohl auch diese nicht der heiligen Schrift entnommen waren, so hielt doch der Landgraf darauf, daß sie von der Versammlung mit Ruhe angehört wurden. Es sollte nicht heißen, daß der Mönch nicht volle Gelegenheit gehabt habe, sich zu vertheidigen.

Nun kam endlich auch Lambert, der schon lange nur mit Mühe sich zurückgehalten hatte, zum Worte. Mit gewohnter Lebhaftigkeit brach er los. Vor Allem wies er nach, daß die Gegenthesen des Guardian, da sie nicht aus Gottes Wort genommen seien, gar keinen Anspruch darauf machen könnten, daß er sie einer Widerlegung unterziehe. Dann antwortete er sehr weitläufig auf die Anklage, daß er dem Kloster entlaufen sei. Er wies nach, daß sein Austritt vollständig dadurch gerechtfertigt sei, daß er nur außer dem Kloster den Zweck, um dessen Willen er Mönch geworden sei, erreichen könne. Näher ging er auf das dritte Paradoxon des sechsten Artikels ein und that dar, daß dieses von Guardian nicht recht verstanden sei. Da er meinte, daß dieser ihn auch des Atheismus beschuldigt habe, so legte er ferner ein vollständiges Glaubensbekenntniß ab. Den Guardian selbst erklärte er für einen jämmerlich besiegten, geschworenen Feind Christi, welcher weder dem Herrn noch seinem Worte Glauben schenke. Lambert schloß mit Beschwörungs- und Triumph-Reden, worin er sich mit David und den Guardian mit Goliath verglich.

Hiermit wurden die Verhandlungen des Vormittags geschlossen. Lambert selbst bekannte nachmals, daß er zu heftig geworden sei. Er entschuldigte sich damit, daß der Eifer um das Haus Gottes ihn verzehrt habe.

Da Lambert während des Mittagsessens angegangen wurde, den Mönch nicht ohne Weiteres zu entlassen, sondern darauf zu bestehen, daß er entweder Beweise bringe oder öffentlich widerrufe, so ließ er es bei Wiedereröffnung der Sitzungen am Nachmittage an dringlichen Herausforderungen nicht fehlen. Der Guardian gerieth in große Noth. Er beschwor den Landgrafen bei dem Leiden Christi, seiner zu schonen. Da er dann, immer härter gedrängt, zu behaupten wagte, daß er Lambert bereits hinlänglich widerlegt habe und daß dieser Ort für eine Disputation nicht passend sei, so kam es noch zu einer tragi-komischen Scene. Lambert, durch die Entgegnung des Guardian gereizt, brach in die Worte aus: Man treibe diese Bestie aus dem Lande. Der Guardian verstand: Man tödte diese Bestie. Flehentlich und mit lautem Geschrei rief Ferber nun die Hülfe des Landgrafen an. Dieser schickte sofort zu den Streiten-

den, ließ das Mißverständniß aufklären und den geängstigten Mann beruhigen. Aber mit dieser Scene endigte auch die Disputation. Alle Ermahnungen, welche der Landgraf noch schließlich an Ferber dahin richtete, daß er doch endlich an eine wirkliche Widerlegung gehen und es vermeiden möge, daß er unter dem Schimpf und Hohn der Anwesenden abziehen müsse, blieben erfolglos. Der Guardian zog ab, Lambert aber schloß mit einem Dankgebet und einer Erklärung der Worte: „Gelobt sei der Herr, der Gott Israel, denn er hat besucht und erlöst sein Volk."

Am dritten Tage der Synode trat, da Lambert den Fehdehandschuh nochmals hinwarf, zwar noch einmal ein Päpstler auf, aber dieser war ebenfalls wenig bedeutend. Es war Magister Johannes Sperber, Pfarrer in Waldau bei Kassel. Der alte Mann, welcher es unternahm, die Anrufung der Maria zu vertheidigen, ward gründlich widerlegt und mußte alsbald verstummen.

Nun schloß man diese für Hessen so folgenreiche Synode. Mehrere aus ihrer Mitte erwählte fromme Männer aber wurden beauftragt, sofort an die Ausarbeitung einer Reformationsordnung zu gehen.

Der besiegte Guardian, welcher in Hessen zum Gespötte geworden war, begab sich alsbald nach Köln. Dort veröffentlichte er seine in Homberg vorgetragenen Thesen mit Begründungen. Wenn auch nicht Anders, so sind doch die Stellen in diesem Werke lesenswerth, worin Ferber in hellen Farben die Beredsamkeit und Zungenfertigkeit seines Gegners zu schildern weiß. Franz Lambert ward durch die Angriffe Ferber's veranlaßt, seine Thesen sammt Erläuterungen und einer Vertheidigungsschrift (der epistola ad Colonienses) abzufassen.*)

Landgraf Philipp ließ nach der Synode zu Homberg noch ein anderes Gespräch abhalten. Es fand dieses am 2. Januar 1527 zu Marburg Statt. Hier ergriff der Prior anstatt des entflohenen Guardian, aber mit ebenso geringem Erfolge das Wort.

Der Papismus hatte in Hessen sein Spiel verloren. Landgraf Philipp, gestützt auf weise Räthe, schritt rasch zur Einführung der Reformation.

Besondere Wichtigkeit hat für uns die in Folge der Homberger Synode entworfene Reformationsordnung. Der Betrachtung derselben sei der nächste Paragraph gewidmet.

---

*) „Quae Fr. Lambertus Aven. apud sanctam Hessorum synodum Homburgi congregatam pro ecclesiarum reformatione e Dei verbo disputanda et deservienda proposuit. Ejusdem epistola ad Colonienses de ipsa venerabili synodo adversum Nicolaum Herborn Minoritam adsertorem et consarcinatorem mendaciorum, Erphordie, 1527, 8°. Diese Ausgabe ist nicht identisch mit einer in demselben Jahre und in demselben Verlage (Lörsfelt) erschienen, von Baum citirten Octavausgaben. Auch erschien 1527 zu Erfurt noch eine Quartausgabe.

6. Die Homberger Reformationsordnung.

Während in anderen Ländern die Reformation anfangs ihrer eignen Entwicklung ruhig überlassen und nur nicht unterdrückt wurde, trat in Hessen der Fall ein, daß der Landgraf sofort die Durchführung der Reformation in seinem ganzen Gebiete und damit die Einrichtung eines durchgreifenden neuen kirchlichen Organismus in das Auge faßte. Schon dadurch, daß man bei Entwerfung der Reformationsordnung in Homberg von diesem Gesichtspunkte ausging, nimmt der hessische Organisationsplan eine eigenthümliche Stellung unter den Kirchenordnungen dieser Zeit ein. Noch bedeutsamer wird ihre Stellung aber dadurch, daß sie in vielen Fragen, und zumal in denen der Kirchenverfassung von Grundanschauungen ausgeht, welche von allen anderen Kirchen theils nicht gekannt, theils wenigstens in der Praxis, verleugnet wurden.

Die Homberger Reformationsordnung, welche nach dreitägiger Berathung niedergeschrieben sein soll und in lateinischer Sprache vorliegt*) stimmt in ihren Grundideen und zum Theil wörtlich mit dem überein, was Lambert in seinen früheren Schriften und zuletzt in seinen Homberger Streitsätzen vorgetragen hatte. Wahrscheinlich ist er auch Verfasser dieses merkwürdigen Schriftstückes.

Die Ordnung ist gemäß den in ihr ausgesprochenen Principien im Namen der Synode, nicht des Landesherrn oder des geistlichen Standes, erlassen und rechtfertigt ihr Dasein durch Berufung auf den Speierschen Abschied.

Ueber die Lehre enthält sie nur ganz beiläufige Bestimmungen. Das Dogma vom heil. Abendmahle trägt sie in einer vermittelnden Form, der Bucer'schen, vor. Daß diese in sie Eingang fand könnte selbst dann nicht befremden, wenn es feststände, daß Adam Kraft Mitredactor gewesen wäre. Dieser ausgezeichnete Mann hatte damals über die Abendmahlslehre noch keine feste Ansicht gewonnen und wurde erst später ein eifriger Lutheraner.

Die Bestimmungen, welche die Ordnung über Sachen des Cultus gibt, sind fast ganz lutherisch und keinenfalls zwinglisch. An einer Stelle und zwar gerade da, wo sie vom heil. Abendmahl handelt, verweist sie

*) Sie führt den Titel (doch ist dieser wohl nicht ursprünglich). „Reformatio ecclesiarum Hassiae juxta certissimam sermonum Dei regulam ordinata in venerabili synodo per clem. Hessorum principem Philippum anno 1526 die 20. Octobris Hombergi celebrata, cui ipsemet princeps illustrissimus interfuit“ Sie ist abgedruckt in Schminone monumenta Hassiaca II. p. 588 cet und in einer anderen Recension, nach einer Darmstädter Abschrift, neuerdings von Credner zu Gießen herausgegeben. Vergl. auch Richter, Sammlung der Kirchenordnungen, I. S. 50.

auf Luther's deutſche Meſſe von 1526. Während in der Schweiz die Privatcommunion, die Privatbeichte, die Orgeln und die Altäre, ja ſelbſt der Geſang abgeſchafft wurde, ließ Lambert, wie die Straßburger, dieſe Dinge fortbeſtehen, ja billigte mit Luther, daß unter Umſtänden neben dem deutſchen Geſange der lateiniſche in Uebung bleibe, und wehrte nur, wenn auch mit größerer Strenge als Luther, dem Mißbrauche. Dagegen ſoll nicht geleugnet werden, daß hier und dort in der Homberger Ordnung Manches geſtrichen iſt, was in Sachſen, wie z. B. der Gebrauch der Lichter, noch beibehalten wurde. Aber man beachte auch, daß viele Unterſchiede dieſer Art in den dreißiger Jahren ſich noch nicht zu confeſſionellen Unterſchieden erhoben hatten. Auch hat Luther ſelbſt, als er ſich über dieſe Arbeit ausſprach, kein Wort geſagt, woraus man ſchließen durfte, daß er gegen die Beſtimmungen derſelben über Sachen des Cultus etwas einzuwenden hatte.

Ueber die Verfaſſung und Kirchenzucht aber beſtimmte die Ordnung Folgendes:*)

Alle Gewalt ſteht in den einzelnen Gemeinden bei den wöchentlichen Verſammlungen aller mündigen Gemeindeglieder. Den Weibern iſt zwar erlaubt, anweſend zu ſein, doch haben ſie kein Stimmrecht. In dieſen Verſammlungen wird die Wahl der Biſchöfe vorgenommen, die Kirchenzucht gehandhabt und werden Beſchlüſſe in Kirchenangelegenheiten gefaßt. Ueber den Gemeindeverſammlungen ſteht die jährlich am dritten Sonntage nach Oſtern in Marburg zu verſammelnde Generalſynode. Es erſcheinen hier alle Biſchöfe und Abgeordnete aller Gemeinden, welche letztere Anträge, beziehungsweiſe Beſchwerden der Gemeinden über die Biſchöfe und Viſitatoren vorzubringen haben. Auch der Fürſt und die Edlen haben Stimmrecht. Bei der Synode ſteht die letzte Entſcheidung über Alles, was die Kirchenregierung und die Erlaſſung kirchlicher Anordnungen angeht. Zur Erleichterung des Geſchäftsganges wird ein engerer

*) Es mögen hier noch einige der bemerkenswerthen Beſtimmungen der Kirchenordnung angeführt werden: Jeder Communicant hat ſich bei dem Biſchof zu melden. Es findet eine öffentliche Vorbereitung zum heil. Abendmahle Statt. Erſchrockene oder troſtbedürftige Seelen mögen bei dem Biſchof oder einem chriſtl. Bruder ſich Rath holen und ein Sündenbekenntniß ablegen. Jeder Chriſt kann den Anderen abſolviren. Wo möglich ſollen Alle ſich jeden Sonntag am heil. Abendmahle betheiligen. Verboten ſind die dalmaticae, die casulae können nach Belieben fortgebraucht werden. Es iſt dagegen lobenswerth, wenn die superpellicia beibehalten werden. Die Gedächtnißtage der Apoſtel und Evangeliſten, des Stephanus, Johannes des Täufers und der Bekehrung des Pauli ſind Werktage, ſollen aber dadurch ausgezeichnet werden, daß in dem gewöhnlichen Morgengottesdienſte eine entſprechende Gedächtnißrede gehalten werde. In den von den Gottesdienſten nicht in Anſpruch genommenen Stunden des Sonntags darf ein Jeder ſeinen Geſchäften nachgehen und es iſt dies jedenfalls beſſer als der Müßiggang.

Ausschuß, dessen dreizehn Mitglieder von der Synode gewählt werden, bestellt. Während der Dauer der Synode soll dieser Ausschuß die geringeren Sachen selbstständig erledigen, die wichtigeren für die Synode vorberathen. Den Sitzungen der Dreizehn können nur die von ihnen Eingeladenen, der Fürst und die evangelischen Grafen beiwohnen. In der Zwischenzeit von einer Synode bis zur andern soll der Ausschuß, wenn wichtigere Sachen eine rasche Erledigung fordern, die Entscheidung in Gemeinschaft mit den zu den Sitzungen zu ladenden Visitatoren treffen. Der Ausschuß soll namentlich die Beschwerden gegen die Geistlichen annehmen und untersuchen, und eventuell die Bischöfe absetzen oder excommuniciren, auch in allen Fällen, in welchen die Gemeinden selbstständig gegen einen Bischof einschritten, eine Nachuntersuchung abhalten. Während der Synode wird täglich zweimal von einem Synodalmitgliede, welches von dem Präsidenten des Ausschusses bestimmt wird, vor dem Volke gepredigt. Am Schlusse der Synode ergreift einer der Dreizehn in ordentlicher Sitzung das Wort und publizirt die Beschlüsse.

Die persönliche Beaufsichtigung der Gemeinden und Bischöfe liegt drei Visitatoren ob. Diese haben nämlich erstens jede Gemeinde jährlich einmal zu besuchen und die inneren Zustände derselben zu prüfen, zweitens über die Würdigkeit der von der Gemeinde gewählten Geistlichen zu entscheiden, drittens die würdigen Pfarrer einzuführen und zu ordiniren, die unwürdigen aber abzusetzen. Die Visitatoren werden von der Synode gewählt.

Es gibt zwei Arten von kirchlichen Gemeindebeamten, die Pfarrer (episcopi) und deren Gehülfen (diaconi oder adjutores episcoporum) einerseits und die Almosenpfleger (diaconi ecclesiarum) andrerseits. Die Pfarrer (Bischöfe) werden von den Gemeinden gewählt und von den Visitatoren, eventuell von dem Synodalausschusse oder der Synode bestätigt. Sie sind die Präsidenten der Gemeindeversammlungen. Die Gemeinde soll den Pfarrer ernähren und ihm so viel geben, daß er mit seiner Familie leben und überdieß gastfrei sein kann. Es gibt keine Synecuren. Jeder gelehrte, fromme Mann, welches Gewerbe er auch früher getrieben haben mag, kann gewählt werden. Da die Geistlichen Diener sind, so können sie keine Gewalthaber oder Magistrate werden.

Alle Beamten der Kirche, auch die Visitatoren und Mitglieder des Ausschusses werden zu ihrem Amte durch Handauflegung vor der versammelten Gemeinde eingesegnet. An der Ordination betheiligen sich auch die sog. Laien in activer Weise.

Vorübergehende Bestimmungen, die also nur so lange in Kraft bleiben sollten, bis die Kirche vollständig organisirt sei, waren folgende: Für den Anfang soll der Fürst mit dem Beirathe der Visitatoren die Bischöfe an- und absetzen, und sollen die Visitatoren von dem Landesherrn und dem Synodalausschuß ernannt werden.

Noch muß erwähnt werden, daß es die Kirchenordnung nicht nur auf Einrichtung einer neuen Kirchenverfaſſung, ſondern auch auf Neubildung der Kirche ſelbſt reſp. kirchlicher Gemeinden abgeſehen hatte. Es erhellt dieſes namentlich aus den Beſtimmungen über die Handhabung der Kirchenzucht. Dieſe lauten aber folgendermaßen:

Die Kirchenzucht wird in erſter Inſtanz von den Gemeindeverſammlungen gehandhabt. Damit zu dieſen nur wahrhaft Gläubige kommen, ſoll der Biſchof bekannt machen, daß ſich nur ſolche darin einfinden dürfen, welche geſonnen ſind, ihren Sünden zu entſagen und die Gemeindeordnung namentlich dadurch aufrecht zu erhalten, daß ſie über ihre eigenen Perſonen die Zucht ergehen laſſen. Wer ſich nicht demgemäß verhält, muß der Excommunication, d. h. der Ausſchließung von den Gemeindeverſammlungen, dem Abendmahle und dem Gottesdienſte gewärtig ſein. Damit aber Jedem Gelegenheit gegeben werde, Buße zu thun, ſoll jede (wohl jede erſte) Verſammlung 14 Tage vorher angeſagt und ſollen die Straffälligen vom Biſchof in der Zwiſchenzeit öfters vermahnt werden. Die Excommunication ſoll nicht, wie in der römiſchen Kirche, ein Mittel der Rache, ſondern ein dem Heile der Seelen dienendes Zuchtmittel ſein. Eben damit ſie nicht mißbraucht werde, wird ſie nicht in die Hand eines Einzelnen, wie des Biſchofs, ſondern der ganzen Gemeinde gelegt. Jedes Gemeindeglied hat ſich ihr um ſo williger zu unterwerfen, da ſie in der heiligen Schrift ausdrücklich angeordnet iſt. Es iſt bei der Handhabung der Kirchenzucht nach Matth. Cap. XVIII zu verfahren. Selbſt der Biſchof iſt der Rüge und Ermahnung der Gemeinde nicht entzogen. Während über ihn verhandelt wird, hat er die Verſammlung zu verlaſſen und es übernimmt für dieſe Zeit einer der Aelteſten deren Leitung. Bei öffentlichen Aergerniſſen iſt auch die Excommunication eine öffentliche. Es iſt den Gemeindegliedern der ſpecifiſch chriſtliche Umgang mit den Excommunicirten verboten. Wenn ein Ausgeſtoßener wieder aufgenommen werden will, ſo hat er ein öffentliches Sündenbekenntniß abzulegen. Die Losſprechung von dem Banne geſchieht im Namen der Gemeinde von dem Biſchofe, und zwar nach einem vorgeſchriebenen Formular. Wer den Wiederaufgenommenen nicht mit Schonung behandelt, wird ſelbſt excommunicirt.

Eine zweite Inſtanz bildet die Synode (reſp. der Synodalausſchuß). Dieſe hat auch alle Sachen der Geiſtlichen vor ihr Forum zu ziehen. Die Synode macht die Namen der von ihr Excommunicirten oder Aufgenommenen öffentlich bekannt. Uebrigens ſteht es den einzelnen Gemeinden zu, die von der Synode Excommunicirten wieder aufzunehmen und die Gemeinden haben davon nur den Nachbargemeinden und der Synodalſtadt Marburg Nachricht zu geben. *)

*) Die letzten Capitel der Kirchenordnung (Cap. XXVI—XXXIV) enthalten nähere Beſtimmungen über die Pflichten der Kirchendiener, über die Pflich-

Dieſer Auszug, mehr noch die Kirchenordnung ſelbſt, zeigt uns, daß ihre Verfaſſer und namentlich Lambert, der uns darin gereifter und maßhaltiger als früher entgegentritt, von dem ganzen warmen Gefühl evangeliſcher Begeiſterung getragen wurden und dahin ſtrebten, apoſtoliſche Gemeinden und Gemeindezuſtände wieder herzuſtellen. Ebenſo entſchieden wie das Recht der chriſtlichen Freiheit wird überall die Nothwendigkeit einer chriſtlichen Ordnung betont; mit aller Nachhaltigkeit wird zwar einerſeits die Idee des allgemeinen Prieſterthums zur Anwendung gebracht, andererſeits aber auch die gottgeordnete Stellung der höheren Stände richtig gewürdigt und durch Einführung einer eigentlichen Kirchenzucht, welche ſich weſentlich von der von Zwingli angeordneten und dazu nicht durch die Organe der Kirche gehandhabten Sittenzucht unterſcheidet, dahin geſtrebt, Alles das aus der Gemeinde auszuſcheiden, was ihre Reinheit beeinträchtigt und damit in prinzipiellen Widerſpruch tritt. Jedenfalls iſt es erfreulich, daß uns in dieſem Schriftſtück wenigſtens ein Document entgegentritt, das auch auf practiſchem Gebiet das Ideal, welches dem Geiſte der Reformatoren vorſchwebte, feſt im Auge zu behalten ſuchte. Auch wo die Verfaſſer irren, erſcheinen ſie uns liebenswürdig und laſſen die Begeiſterung durchfühlen, womit ſie ein hohes Ziel anſtrebten.

Daß man dieſer Ordnung überall die Straßburgiſchen Einflüſſe anmerkt, iſt bereits oben hervorgehoben. Straßburg, von dem nachmals, und wieder zuerſt durch Uebertragung ſeiner Normen nach Heſſen, faſt allein Kirchenzucht und Presbyterial- und Synodalverfaſſung in Deutſchland gepflegt wurde, machte mit der Homberger Ordnung einen erſten, freilich zu kühnen und noch ſehr jugendlichen Verſuch, ſeinen Anſchauungen auswärts Geltung zu verſchaffen. Für Heſſen ward dieſe Ordnung jedenfalls ſchon dadurch wichtig, daß man ſich in ihr zu Principien bekannte, die, wenn ſie einmal ausgeſprochen und in ihrem Rechte anerkannt ſind, ſehr ſchwer wieder ganz verleugnet werden können.

Uebrigens iſt die in der Homberger Ordnung vorliegende Verfaſſung keine Presbyterial-, ſondern eine reine Synodalverfaſſung. Alle Gewalt iſt in erſter Inſtanz bei den Gemeindeverſammlungen, in letzter aber bei der Synode. Auch die Viſitatoren ſind nur Delegirte der Synode. Presbyter werden Cap. III. genannt, jedoch in einem Satze, aus dem weiterhin keine practiſchen Folgen reſultiren. Die seniores aber, welche Cap. XII., XV., XX. und XXI. genannt werden, ſind beliebige fromme Greiſe, welche nur als ſolche ſich bei der Ordination der Armenpfleger betheiligen ſollten. Daß kein Amt der Presbyter vorgeſehen war, erhellt namentlich aus Cap. XV. und XXI., denn anſonſten wäre gewiß

ten gegen falſche Brüder und die Hülfsbedürftigen, über die einzurichtenden Knaben- und Mädchenſchulen, kündigen die Errichtung der Univerſität Marburg und einer damit in Verbindung ſtehenden Anſtalt für arme Studenten an und geben letzlich Vorſchriften über die Behandlung der Mönche und Nonnen.

für dieſe ebenſowohl als für die Almoſenpfleger und Mitglieder des Synodalausſchuſſes eine Ordination angeordnet worden.

In welchem Grade das allgemeine Prieſterthum hier zu ſeinem Rechte kam, erhellt nicht nur aus den den Gemeindeverſammlungen, in denen die Pfarrer nur als Präſidirende einen Vorrang genoſſen, beigelegten Rechten, ſondern auch daraus, daß auf den Synoden die Zahl der Laiendeputirten der Pfarrer ganz gleich war, ja die von der Synode mit ihrer Vollmacht betrauten Organe ebenſowohl aus der Zahl der Anderen als der Pfarrer gewählt werden konnten. Sehr characteriſtiſch iſt es übrigens auch, daß die Nichtgeiſtlichen auch an der Ordination ſich activ zu betheiligen hatten.

Auf der anderen Seite verdient es wohl gewürdigt zu werden, daß gerade die Homberger Ordnung, und zwar trotz deſſen daß ſie die Prediger als ſolche nicht bevorzugt, das Amt nicht herabſetzt, ſondern nachdrücklichſt betont und als göttliches Amt zur Anerkennung bringt. Es erhellt dieſes namentlich auch daraus, daß ſie alle Träger der kirchlichen Aemter, auch die nur vorübergehend damit betrauten, ordinirt, ja die Ordination mit möglichſt würdigen Formen umgeben wiſſen will. Ueberhaupt vergeſſe man nicht, daß gerade die reformirte Kirche früher und entſchiedener auf rechte Würdigung der Ordination drang als die lutheriſche, welche letztere an deren Stelle zumeiſt nur eine Vorſtellung des Pfarrers vor der Gemeinde treten ließ.

Wie ſehr nun aber auch dieſe Ordnung von theoretiſchem Standpunkte aus Lob verdient, ſo wenig war ſie doch den wirklichen Bedürfniſſen entſprechend. Schon die Vorſchriften derſelben über den Gottesdienſt, wie geringe Anſprüche ſie auch an das Volk und die Pfarrer machten, bedurften, da die Meiſten des Singens und Leſens unkundig waren und noch weniger ſich ſogleich von einem Cerimonialdienſte zu einer geiſtigen Gottesverehrung zu erheben vermochten, wenigſtens bedeutender Modificationen. Die Beſtimmungen über die Verfaſſung aber waren für dieſe Zeiten nicht bloß, ſondern theilweiſe auch für alle Zeiten der ſtreitenden Kirche zu ideal und alſo zu unpraktiſch gefaßt. Schon das, daß man alle Glieder der Gemeinde als wahre Prieſter Chriſti anſah und deshalb einer Vertretung der Gemeinde durch Presbyter entrathen zu können glaubte, war ein Grundſatz, der, an die Wirklichkeit gehalten, zu Schanden werden mußte. Und nun bedenke man, daß damals das Volk erſt noch für das Evangelium zu gewinnen war und als ein roher heller Haufen aus den Händen der katholiſchen Geiſtlichen herübergenommen wurde. Allerdings verlangte nun Lambert, daß die Ungläubigen und Rohen von der neuen Kirche ausgeſchloſſen ſein ſollten. Aber hieß das nicht, ſie für jetzt ganz aufgeben? Und wie und wodurch ſollten und konnten ſie bei ſolchen Beſtimmungen jemals wieder in die Kirche zurückgeführt werden?

Wirklich kam dieſe Ordnung nun auch nicht zur Durchführung. Sie ſtieß auf mannigfachen Widerſpruch und namentlich den Luther's. Dieſer,

welcher ebenfalls von der Lehre vom allgemeinen Prieſterthum ausgegangen war, lange Zeit die Autonomie der Gemeinde proclamirt, ſcharfe Trennung des geiſtlichen und weltlichen Gebietes gefordert und wenn auch nicht eine Neubildung der Kirche, doch die Bildung reiner Gemeinden, Gemeinden von Heiligen angeſtrebt hatte — hatte gerade in der Zeit, worin die Homberger Ordnung ſolchen Ideen Geſtaltung zu geben und im Leben Geltung zu verſchaffen ſuchte, angefangen, dieſe Ideen zum Heile und zum Unheile der Kirche mannigfach zu verleugnen. Luther, dem die Reformationsordnung zur Begutachtung vorgelegt wurde, widerrieth dem Landgrafen die Anerkennung derſelben ſo ernſtlich, daß ſie als Ganzes und in ihren weſentlichſten Stücken niemals praktiſche Bedeutung erhielt. Nur untergeordnete Beſtimmungen derſelben, welche dazu mit dem weſentlichen Inhalte in gar keiner Verbindung ſtehen, wie die Beſtimmung über Ernennung von Viſitatoren, Aufhebung der Klöſter, Errichtung einer Univerſität, Stipendiatenanſtalt und Schulen ſind zur Ausführung gekommen. Aber auch dieſe Einrichtungen ſind ſchwerlich kraft der Homberger Ordnung in das Leben getreten.

Intereſſant iſt es übrigens, zu ſehen, daß Luther in ſeiner Kritik*) nicht die Principien, aus denen ſie gefloſſen, Principien, welche damals ja auch noch mehr als ſpäter die ſeinigen waren — ſondern ihre falſche Idealität, ihr Verkennen der wirklichen Zuſtände und wirklichen Bedürfniſſe der Gemeinden, ſowie das Abbrechen von der hiſtoriſch gegebenen Entwicklung und die Aufſtellung eines ganzen neuen Syſtems tadelte. Namentlich wegen des Letzteren glaubte er die Ordnung mißbilligen zu müſſen. Je mehr er ſelbſt noch auf eine Ausſöhnung mit der alten Kirche hoffte und ſowohl in ſeinem ganzen perſönlichen Verhalten als in ſeinen mit ſeltener Weisheit abgefaßten kurzen Kirchenordnungen darauf drang, daß mit Aenderungen nur in demſelben Grade vorgeſchritten werde, in welchem die Menſchen durch die Predigt des Evangeliums und die Erneuerung der Herzen vorbereitet ſeien, um ſo mehr mußte ihm eine Kirchenordnung, welche zwar mit einem nicht zu verkennenden Talente abgefaßt war, aber mit der ganzen Vergangenheit brach, zuwider ſein.

7. Lambert als Profeſſor in Marburg und ſein Tod.

Damit, daß die Kirchenordnung von Homberg zurückgelegt wurde, war für Lambert ſelbſt ein Rücktritt, nämlich der von dem Gebiete der praktiſch-kirchlichen Thätigkeit verbunden. Gewiß erkannten der Landgraf und deſſen Räthe ſehr bald, daß Lambert nach ſeiner ganzen Naturanlage nicht dazu geeignet ſei, geſtaltend auf das wirkliche Leben einzuwirken. Auch konnte man fortan an eine Verwendung deſſelben in dieſer Richtung

*) Brief an den Landgrafen von Montag nach Epiph. 1527.

um so weniger denken, da nun nach ganz anderen Normen, zum Theil nach solchen, welche mit den Ideen der Homberger Ordnung in Widerspruch standen, voranschritt. Wie hätte Lambert zugemuthet werden können, für diese letzteren einzutreten? Dazu kam nun aber auch, daß der Franzose der deutschen Sprache noch immer sehr unkundig war und schon deshalb unmöglich zum Amt eines Predigers oder Visitators geschickt erachtet werden konnte.

Statt seiner wurden jetzt andere Männer an die Spitze der hessischen Kirche gestellt, Johannes a Campis, Adam Kraft, Tielemann Schnabel, Kymeus, Fontius und Andere. Auch trat jetzt ein confessioneller Rückschlag ein, der zwei Jahre lang nachwirkte. Indem man sich entschloß, auf die Homberger Ordnung zu verzichten und überhaupt, von einer durchgreifenden und systematischen Neugestaltung absehend, nur allmählig vorzugehen, sah man sich auch dazu gedrängt, in jeder Beziehung sich enger an die Sachsen anzulehnen und den von diesen gegebenen Impulsen zu folgen. Die Opposition gegen den Zwinglianismus wurde in Hessen in dieser Zeit sogar eine so große, daß Zwingli's Schriften verboten und hier und dort zwinglisch gesinnte Prediger ausgewiesen wurden.

Lambert von Avignon wurde, nachdem er eine Zeit lang in Kassel gelebt, wo er in dem früheren Carmeliterkloster wohnte, als Professor der Theologie an der neu errichteten Universität in Marburg bestellt. Wenn irgendwo, schien er gerade hier an seinem Platze zu sein.

Schon in der Homberger Ordnung hatte man, wohl erkennend, daß man die Träger der neuen Ideen auch auf anders eingerichteten und in einem anderen Geiste geleiteten Anstalten heranbilden müsse, die Errichtung dieser Anstalt in das Auge gefaßt und Bestimmungen getroffen, welche ihren evangelischen Character hinlänglich ausprägten. Die Reformationsordnung schrieb nicht nur vor, daß alle Professoren der Universität der evangelischen Lehre zugethan sein mußten, sondern verbot auch gänzlich, daß das canonische Recht auf derselben vorgetragen werde. Die Reformationsordnung sagte unter Anderem:*) „Weil es Gott gefallen hat, das Herz unseres Fürsten zu bewegen, daß er, da jetzt wieder der Ruhm des Evangeliums aufglänzt, ein Universalstudium zu Marburg aufrichten will, und dieses sehr nothwendig ist, damit in unseren Kirchen diejenigen vermehrt werden, welche in Wort und Lehre ihnen vorstehen können und das Richtige anrathen können, so untersagen wir im Namen Gottes, daß solches daselbst vorgetragen werde, was die Angelegenheiten des Reiches Gottes beeinträchtigen könnte. Vor Allen sollen sich dort Männer befinden, welche die heiligen Schriften ganz rein erklären; im entgegengesetzten Falle sollen sie abgesetzt werden. Sodann sollen daselbst die Civilgesetze

*) Vergl. cap. 29. u. 32.

vorgetragen werden, so jedoch, daß die gottlosen Cautelen nach Gottes Wort abgethan und überhaupt das, was mit diesem nicht übereinstimmt, verbessert werde. Deshalb sollen solche Rechtsgelehrte berufen werden, welche eben so fromm als gelehrt sind und es verstehen, Gottes Wort als den Maßstab für alle Lehren zur Anwendung zu bringen. Wenn einer von ihnen etwas gegen Gottes Wort behauptet, so soll er aus seinem Dienste entlassen und excommunicirt werden." Aehnliche Bestimmungen wurden aber auch in Bezug auf die Lehrer aller anderen Wissenschaften getroffen.*)

Die Universität, welche mit einer Vorbereitungsanstalt und einem theologischen Seminar verbunden war, wurde unter dem Jubel des hessischen Dichters Eobanus und vieler anderen Männer der Wissenschaft eröffnet. Am 30. Mai 1527 schritt der erste Rector, Ferrarius Montanus, ein Jurist, zur Immatrikulation von 104 Academikern. Am ersten Juli aber erfolgte durch den Kanzler Feige die feierliche Einweihung.

Lambert war nun endlich zu einer gesicherten und ehrenvollen Lebensstellung gekommen, ja hatte einen Wirkungskreis gewonnen, der vor anderen seinen Neigungen und Gaben besonders zusagen mußte. Auch für seinen Unterhalt war mehr als nothdürftig gesorgt. Landgraf Philipp bezahlte die Professoren seiner Universität sehr gut. Man sollte nach allem diesem meinen, daß er nun, zumal da er auch in glücklicher Ehe lebte, sich sehr wohl gefühlt habe. Dennoch muß dieses nicht der Fall gewesen sein. Schon das, daß sein Zuhörerkreis ein sehr geringer war, verstimmte ihn.**) Mit seinen Collegen scheint er nicht auf dem besten Fuße gestanden zu haben. Einem Theile von ihnen sagte sein sittlicher Ernst und seine Strenge nicht zu, Anderen war seine französische Lebhaftigkeit, Eitelkeit und Zudringlichkeit zuwider, noch Andere endlich, zumal die Humanisten haßten ihn wegen seiner Polemik gegen die Wissenschaft.***) Der berühmte Humanist Hermann Buschius, ebenfalls ein College, pflegte Lambert die drei M. zu nennen, weil er nur deshalb so oft nach Frankfurt am Main zu reisen pflege, ut Manducet, Mendicet et Mentiatur, nämlich um bei seinen Frankfurter Freunden gut zu essen, die Buchhändler auf ausstehende Gelder zu mahnen und sich von Fremden, namentlich von Franzosen, Neuigkeiten aufbinden zu lassen, die er dann weiter erzählte.

*) Melanchthon wurde bei Errichtung der Universität zu Rathe gezogen. Der Kanzler Feige aber und Balthasar Schrautenbach concurrirten bei der Ausführung am meisten.

**) Der hess. Dichter Euricius Cordus sagte über ihn:
„Nil siquidem minus es, quam Gallicus Ogmius ille
Cujus tam vacuam cernimus esse scholam."

***) Ebenfalls Euricius Cordus in einem Epigramme:
„Non reor exosum linguas contemnere Gallum
Quas idem plures ore habet ipse suo."

Wir sehen, es wurden in Marburg über ihn Bemerkungen laut, wie die waren, welche das Straßburger Publikum gegen ihn vor den Magistrat gebracht hatte. Und allerdings contrastirte z. B. seine Leckerhaftigkeit stark gegen den sittlichen Ernst, der ihn beseelte und den er auf anderen Gebieten so stark zur Schau trug. Wie er zu Landgraf Philipp in der späteren Zeit stand, ist nicht bekannt. Jedenfalls war dieser gerade nicht erfreut über den Erfolg eines, wie man sagt, von Lambert abgefaßten französischen Büchleins, welches dem Kaiser Namens des Landgrafen von dem hessischen Gesandten Michael von Caden, der 1529 nach Italien geschickt wurde, um Carl den Fünften zu begütigen, überreicht wurde. Der Kaiser erzürnte sich so über dieses die ganze Reformationsangelegenheit besprechende Buch, daß Caden sich kaum durch die Flucht retten konnte.*) Gewiß hatte Lambert sich einmal wieder von seinem Reformationseifer zu allerlei schlecht überlegten und ungehörigen Raisonnements fortreißen lassen.

Wie sehr man gegen ihn wegen seiner Stellung zur Wissenschaft und wegen mancherlei Anderem eingenommen war, fühlt man auch durch in einem übrigens schönen Briefe, den er von Marburg aus an Friedrich Myconius schrieb. Er lautet:**)

„Seitdem ich Christum erkannt habe und er mich zu seinem Evangelium berufen hat, habe ich niemals gewollt, daß irgend Jemand, oder auch ich selbst, nach meinem Sinne regiert werde. Mein Wunsch war und ich habe nach Kräften dahin getrachtet, daß ich und Alle durch Gottes Wort regiert würden; ich habe es mit Schmerz empfunden, wenn ich oder Andere an die Stelle der göttlichen Anweisung die unsrige setzten. Deshalb habe ich manchmal gemahnt und getadelt u. s. w. Ich wollte nicht über Jemand herrschen; aber das wünschte ich und wollte ich, und das wünsche und will ich noch, daß Alle dem Worte Gottes gehorchen. Das Entgegengesetzte habe ich an mir und Anderen stets verabscheut. Deshalb habe ich so oft die Trinker, Hurer und Ehebrecher getadelt und behauptet (1. Cor. 5), daß wir mit denen nicht verkehrn dürfen, welche falsche Brüder sind."

„Niemals habe ich die Gelehrsamkeit oder die Sprachen verdammt, aber ich habe verdammt ihren Mißbrauch und gelehrt ihren rechten Gebrauch, mit Paulus begehrend, daß Alles Allen nützlich werde. Auch habe

*) Noch zu Augsburg machte der entrüstete Kaiser dem Landgrafen wegen dieses Büchleins Vorwürfe. Er machte geltend, daß er darin in seiner Hoheit angegriffen worden sei. Landgraf Philipp erklärte ihm in seiner Antwort: „Das Büchlein sei französisch gestellt gewesen, das er nicht verstehe. Er habe sich keines Anderen versehen, als daß es auf das Beste gemacht gewesen, damit Kaiserl. Maj. der Artikel des Glaubens und desselbigen Zwiespalts Unterricht empfangen möge; dieses sei auch die einzige Ursache gewesen, aus der er dieses Büchlein für Kaiserl. Maj. zu machen befohlen habe."

**) Er ist abgedruckt bei Strieder, Bd. V., S. 385.

ich es immer gewünſcht und wünſche es noch, daß, wo möglich, Alle darin gelehrt ſeien. Aber verdammt habe ich immer den Mißbrauch, und verdamme ihn und werde ihn verdammen. Ich erinnere mich nicht, daß ich jemals etwas verdammt oder behauptet habe, wenn ich nicht Gewißheit aus dem Worte des Herrn hatte. Sah ich Andere, die ihm gemäß ſprachen, ſo habe ich ſie nicht verdammt, ſondern geliebt. Wenn ich ſah, daß ſie nicht recht geſchrieben hatten, ſo habe ich Niemand namentlich bezeichnet, es ſei denn, doch ſelten, die Scholaſtiker oder Hieronymus oder Jemand dieſer Klaſſe."

„Mein Gewiſſen klagt mich auch nicht darüber an, daß ich nach Annahme des göttlichen Wortes zur Ausbreitung der Ehre Gottes religiöſe Bücher abgefaßt und einige Commentare zur heiligen Schrift geſchrieben habe. Ich wollte den weniger gelehrten Brüdern nützlich werden, für welche ich mich abarbeitete, gemäß dem Dienſte, zu dem mich Gott berufen hat. Und es hat nicht mein Mißfallen, ſondern mein Wohlgefallen erregt, wenn Jemand über denſelben Gegenſtand etwas Beſſeres geſchrieben hat."

„Ich haſſe Niemanden, aber es ſchmerzt mich und ich muß es beſeufzen, wenn ich ſehe, daß ſehr Wenige der chriſtlichen Freiheit ſich in rechter Weiſe bedienen und daß Liebe faſt gar nicht mehr vorhanden iſt, aber Alles voll iſt von Verläumdungen, Lügen, Schmähſucht, Neid. Dieſes haſſe ich ſowohl an mir als an Anderen."

„Grüße im Namen Chriſti von mir und meinem Weibe Doctor M. Luther, Phil. Melanchthon, Joh. Pomeranus, den Doctor Jonas, Hieronymus. Gnade und Friede ſei mit Allen, die mit Aufrichtigkeit der Wahrheit anhängen. Von Herzen dein Mitknecht in dem Herrn, Franz Lambert."

„Was ich auf der Rückſeite geſchrieben habe, habe ich, wie Gott mein Zeuge iſt, nach der Wahrheit geſchrieben. Und wahrlich, wer anders von mir denkt und behauptet, behauptet ſolches im Widerſpruche gegen die Wahrheit. Ich bitte aber, daß Niemand hiervon Verſchiedenes ausſpreche. Denn der Richter Aller weiß, daß ich unſchuldig bin an Allem, was dem auf der Rückſeite Geſchriebenen widerſpricht. Gott ſchone die, welche lügenhafter Weiſe mich anklagen. Franz Lambert von Avignon."

Nicht wenig wurde Lambert auch dadurch betrübt, daß die Reformation hier und dort und ſelbſt in Heſſen langſamer voranſchritt, als er gehofft hatte, und daß alle ſeine Wünſche für Aufrichtung einer Kirchenzucht ſo wenig beachtet wurden, oder nicht einmal beachtet werden konnten, ja daß die evangeliſche Freiheit nicht ſelten in Zügelloſigkeit umſchlug. Noch trauriger wurde er darüber, daß ſo viele Brüder und Landſchaften über das Mahl der Liebe ſtritten, ja ſich mit der furchtbarſten Erbitterung bekämpften. In ſeinem Sendbriefe über des Herrn Nachtmahl klagte er: „Ach, meine Brüder, wann wird uns endlich das Glück zu Theil werden, daß wir unſere Kirchen in dem göttlichen Worte wohl und recht unterrichtet

sehen. Wie klein sind die Stücke, die in den verschiedenen Herrschaften dem Wesen der Kirche gemäß eingerichtet sind, ausgenommen allein das äußere Wort Gottes? Wir haben viele Dinge aufgehoben und abgebrochen. Was haben wir aber an deren Stelle wieder aufgebaut? Es ist der Papst in Rom mit seinen verputzten Fürsten fast ganz niedergeworfen, die Klöster sammt den Mönchsorden sind aufgehoben. Die schädlichen Ceremonien und Kirchengebräuche sind abgethan. Daran ist wohl gethan, aber damit ist es nicht genug. Wo ist die rechte Feier des heil. Nachtmahls des Herrn? Wo ist der Bann, welcher allen Kirchen hoch von Nöthen ist? Wollen wir mit denen lästerlich reden, welche wider die klaren Sprüche der heiligen Schrift den gemeldeten Bann thatsächlich verwerfen und ihn, wie oben berührt ist, als Anbildung einer Tyrannei bezeichnen? Das sei fern'. Wo ist auch die freie Gemeinschaft der Güter, welche verschafft, daß der Reichen Ueberfluß mit fröhlichem und gutwilligem Mittheilen der Armuth der Dürftigen hilft? Wir haben an vielen Orten Armenstöcke aufgerichtet. Aber sie geben nur Zeugniß, daß die Liebe in Vielen erkaltet ist. Dazu weiß ich wohl, daß auch in dem Amte und Dienste der Kirchen zu viel Mangel ist. Daß er nicht aufgerichtet und geordnet wird, wie er soll, das verhindern auch die, welche die Ersten daran sein sollten. Und wie sind, o gütiger Gott, diejenigen beschaffen, die in vielen Kirchen an die Spitze gestellt sind. Wollte Gott, daß es keine gäbe, welche ihren eigenen Nutzen suchten, sondern das, was des Herrn Jesu Christi und seiner Kirchen ist." „Der Fürst (Landgraf von Hessen) hat wohl viele Stücke aufgesetzt und geordnet, sie werden aber nach und nach alle verworfen. Dieses ist aber kein Wunder, dieweil deren Viele sind, welche auch die Gebote Gottes verwerfen und sein Evangelium allein zulassen zu einem Anlasse, die Gelüste ihres Fleisches zu erfüllen. O wie sind wir noch so fern von den Stücken, die uns Christus vorgeschrieben hat und mit seinem und seiner Apostel Beispiel zu thun befohlen! Wie Viele sind deren, die sich rühmen, Christen zu sein, welche Du mit mir beweinst? Die nicht Kinder Gottes, sondern der Welt sind, böser Sitten, Betrüger, begierig nach vergänglichen Dingen, unersättlichen Geizes, ohne alle Liebe, die keinen Bund halten, Lästerer, die öffentlich der Trunkenheit und Gefräßigkeit ergeben sind u. s. w.!" „Darum, so lasset uns standmüthig, als eine eherne Mauer streiten für das heil. Haus des höchsten Gottes und seine heilige Stadt! Was niedergefallen ist, das laßt uns mit Wachen und höchstem Ernste wiederum bessern und, was weiter zu bauen ist, aufbauen, daß wir nicht ferner bei denen, die draußen sind, also geschmäht und gelästert werden! Wir sollen nicht meinen, daß noch etwas gehandelt sei, wo wir nicht weiter fortfahren. Verflucht sei der, welcher mit den Händeln Gottes liederlich und untreu umgeht!"

Sehr große, ja ungemeine Freude erregte es in Lambert, daß es dem Landgrafen, der seit einem Jahre mit allem Eifer die Beilegung des confessionellen Zwistes anstrebte, gelang, zwischen den sächsischen und schwei-

zerischen Reformatoren das Colloquium zu Marburg zu Stande zu bringen. Dasselbe wurde, nachdem es durch eine Privatunterredung eingeleitet war, vom 2. — 4. October 1529 auf dem Schlosse zu Marburg abgehalten. Lambert gehörte zu den ungefähr fünfzig Personen, welche als Zuhörer zugelassen wurden.

Dieses Gespräch zog nun allerdings bei Weitem nicht die Resultate nach sich, welche man davon gehofft hatte, aber es wurde dadurch doch Einiges erreicht. Schon das war wichtig, daß Landgraf Philipp, der beiden Parteien das Versprechen abnahm, fortan keine Streitschriften mehr zu wechseln, die Aufrichtung einer Art von Waffenstillstand durchsetzte. Sodann kamen fünfzehn Unionsartikel zu Stande, worin beide Parteien öffentlich anerkannten, daß sie in allen Grundlehren völlig, und in der Lehre von den Sacramenten wenigstens theilweise übereinstimmten.

Für Lambert selbst erhielt das Gespräch namentlich dadurch große Bedeutung, daß er nun endlich zu völliger Klarheit und Entschiedenheit in der Abendmahlslehre kam.*)

Lambert hatte wie er selbst sagt, bis dahin geschwankt; doch scheint er mehr zur lutherischen als zur reformirten Lehre sich hingeneigt zu haben. Die schweizerisch Gesinnten wenigstens betrachteten ihn als einen Lutheraner und erwarteten von ihm für sich nichts Gutes.**)

Im Jahre 1524 sprach er sich, und wohl gerade deshalb, weil er noch zu keiner ganzen Gewißheit gekommen war, wenn auch in lutherischen, so doch nur in mild lutherischen und eine Vermittlung anbahnenden Worten aus. Jedenfalls ist es auffallend, daß er mit den Straßburgern damals nicht die Anwesenheit des Fleisches und Blutes Christi in und unter dem Brode und Weine, sondern die Anwesenheit Christi, der Person Christi, mit dem Brode und Weine betonte. So lehrte er in seinem zu Nürnberg gedruckten Commentare zu Lucas.***) Ebenso, nur etwas klarer und noch mehr vermittelnd, sprach er sich im folgenden Jahre in der Straßburger Ausgabe desselben Commentares †) und dann im Jahre 1526 in der Homberger Reformationsordnung aus.

---

*) Oecolampad schrieb am 12. Februar 1530 an Zwingli (Zwinglii Opera ed. Schuler et Schultess tom. VIII. p. 410): „Lambertus in Hessis et multi alii palam nobiscum sentiunt, Landgravius quoque ipse, cum Cancellario."

**) Petrus Toffanus schrieb am 27. December 1524 an Farell: „Audio Franciscanum illum Lambertum misisse puerum suum ad Lutherum. Vereor, ne aliquid monstri alat."

***) „Observa, quod Dominus accipiens panem et calicem ait: hoc est etc., de poculo vero: hoc est poculum etc., ut ipsum in sacramento cum pane et vino esse scias, quidquid hactenus sophistae garrierint. Nihil enim impedit eum, ne etiam in eodem loco cum eodem corpore sit. In pane ergo et vino Christus datur."

†) „Observa, quod Dominus accipiens panem et calicem ait: hoc est ect., ut scias, quod quisquis haec ex fide manducat et bibit, et corporis et san-

In gewiſſen Zeiten vertrat er übrigens auch die lutheriſche Lehre und zwar gemäß ſeinem lebhaften Temperamente mit entſprechender Entſchiedenheit. Gerhard Noviomagus, Profeſſor der Theologie, erzählt einem Freunde von Lambert in einem ungedruckten lateiniſchen Brief folgende Anekdote: „Du kennſt auch (denn ich will das eine oder andere Beiſpiel hinzufügen; nämlich über den Wechſel der Anſichten in Bezug auf die Abendmahlslehre) Franz Lambert von Avignon, einen ausgezeichnet frommen und für die Erklärung der heiligen Schrift mit nicht geringer Urtheilskraft ausgerüſteten Mann. Als dieſer einſt auf dem Fürſtenconvente, welcher zu Speier von dem mächtigen Könige Ferdinand auf kaiſerlichen Befehl abgehalten wurde, von einem gewiſſen gelehrten jungen Manne beſucht wurde, ſagte er, bevor er wußte, weshalb er gekommen war: wenn du gekommen biſt, mit mir zu reden über die Abendmahlsſache, ſo bitte ich dich, nur wieder fortzugehen und mir keine Mühe zu machen, ich bin in meiner Anſicht ſicher, ganz ſicher. Nun erhellt aber aus ſeinen Retractationen klar für alle Welt, wie ſüß und ganz anders dieſer Schwan auf ſeinem Sterbebette geſungen habe."

In Folge des Marburger Geſprächs nun entſchied er ſich für Zwingli und bekannte ſich zu deſſen Lehre öffentlich in einem ſchönen Sendbriefe, den er noch vom Todtenbette aus, auf das er ſchon in den nächſten Monaten niedergeworfen wurde, einigen ſeiner Straßburger Freunde überſenden ließ, damit ſie für den Druck deſſelben ſorgten. „Denn ich will, ſprach er, daß die ganze Welt wiſſe, daß ich, was das Nachtmahl des Herrn betrifft, einer anderen Meinung geworden ſei." Er drang mit Entſchiedenheit auf Einigung der zertrennten Gemüther. In rührender Offenheit ſtellte er ſeine bisherigen Zweifel und die dadurch herbeigeführten Kämpfe ſeiner Seele dar und mahnte in mildem Tone zum Frieden. Der ungenannte Adreſſat dieſes Briefes war wahrſcheinlich Nic. Gerbellius in Straßburg.*) Es ſoll im folgenden Paragraph daraus Einiges mitgetheilt werden.

---

guinis Christi particeps fit. Nam carnem ejus verum animae cibum manducat, et verum potum sanguinis ejus bibit. Sicut Joh. 5. Dominus vult. Tametsi non dico eum externam manducationem et potationem de quibus hic agitur eodem. Cap. 6. Joh. a Domino juberi. Ergo non est transsubstantiatio, ut sophistae volunt, sed verus panis et verum vinum manent, quae fidelibus sunt manducationis corporis Christi et potationis sanguinis ejus signa certissima." So in der Ausgabe des Lucas von 1525. Da er in dieſer unter den Sophiſten offenbar die römiſchen Gegner verſteht, ſo wird man unter dieſer Bezeichnung auch in der früheren an dieſe, und nicht an Zwingli und die anderen Oberländer denken dürfen.

*) Die Schrift iſt datirt: „Ex aedibus nostris Mense, Februario A. 30 supra millesimum quingentesimum" und erſchien unter dem Titel: „De symbolo foederis nunquam rumpendi quam communionem vocant Fr. L. Aven. Confessio — Videbis Lector utra partium in Marpurgico Colloquio veritatis

Groß war aber die Freude Lambert's über das Gespräch auch insofern, als es einen Umschwung in den hessischen Kirchenverhältnissen herbeiführte. Landgraf Philipp und viele seiner Räthe und Theologen huldigten von da ab theils dem Zwinglianismus theils der Straßburgischen Lehrauffassung. Alle Verfolgung der Zwinglianer hörte nun auf, und die zwinglisch gesinnten Prediger, welche früher vertrieben worden waren, wurden zurückgerufen. An die Stelle Adam Kraft's, eines Collegen Lambert's, der in der letzten Zeit als eifriger Lutheraner aufgetreten war, wurde die Academie, d. h. doch wohl die theologische Facultät mit (dem Examen) und der Anstellung der Geistlichen betraut. Auch Anderes wurde geändert. Es waltete fortan in Hessen ein freierer und milderer Geist, der, wie unangenehme Kämpfe ihm auch durch den Fanatismus der Gegner bereitet wurden, allmählig den Sieg davon trug. Lambert selbst theilt uns Einiges über diesen Umschwung mit, namentlich in einem Briefe, den er Montag nach Reminiscere 1530 an Bucer in Straßburg schrieb.*)

Unter den Schülern, welche in Marburg zu Lambert's Füßen saßen, und mit ihm in lebendigerem Verkehr standen, befand sich auch Patrick Hamilton, der erste Märtyrer der schottischen Kirche. Er war aus vornehmen Geschlechte, Bruderssohn des Grafen von Arras und Sohn der Schwester des Herzogs von Albin, ein begabter, aufrichtiger und geistvoller 23-jähriger Jüngling.**) Er wurde im Evangelium fest gegründet. In edler Begeisterung verkündigte er nach seiner Rückkehr die seligmachende Wahrheit in Schottland. Als er deshalb vorgeladen wurde, erschien er zwei Tage vor dem festgesetzten Termin vor dem Gerichtshofe. Mit Freudigkeit legte er am Morgen sein Zeugniß ab und schon am Nachmittage desselben Tages hauchte er seine Seele in den Flammen aus (letzte Febr. 1528). Lambert setzte ihm, dem ersten Apostel des Evangeliums in Schottland mit Freude und Wehmuth ein Denkmal in seiner Vorrede zu seinem eben erscheinenden Commentare zur Offenbarung Johannis.

Wie mit Vorlesungen, so beschäftigte sich Lambert auch mit Schriftstellerei in Marburg. Die Werke, die er daselbst herausgab, gingen wohl zumeist aus seinen Vorlesungen hervor. Schon von Straßburg aus hatte er in der Nachschrift zu seinem letzten Bande über die kleinen Propheten einen Commentar über den Ezechiel und die Offenbarung Johannes angekündigt. Ebenso hatte er bereits in der Conclusio seiner Paradoxa (Februar 1527) ein Buch de regno, civitate et domo Dei, das in sechsundzwanzig Bücher eingetheilt werden sollte, als bald erscheinend angekün-

praesidio potentior fuerit", s. l. (Argentorati apud Hervagium) MDXXX. Auch erschien eine deutsche Uebersetzung: Ein gar schöner Sendbrief D. Francisci Lamberti u. s. w. 8°.

*) Vergl. des Verfassers hess. Kirchengeschichte Bd. II. 1. S. 317 u. 318.

**) Er war der Erste, der zu Marburg in den zur Uebung angestellten Disputationen öffentlich auftrat.

digt. Nun hat er aber nur zwei dieſer Schriften, die zweite und dritte, und zwar erſt in Marburg, herausgegeben. Aus dem Titel der zweiten Schrift geht hervor, daß ſie auf dem Grunde ſeiner in Marburg gehaltenen Vorträge erwachſen war. *) Die Schriften, welche Lambert in Heſſen auf Veranlaſſung der Homberger Synode herausgab, **) ſowie ſeine Sendbriefe über das heilige Abendmahl ſind bereits oben erwähnt. Als er ſtarb, fanden ſich folgende zum Theil vollendete, zum Theil unvollendete Manuſcripte von ihm vor: Commentare zu den drei erſten Briefen des Apoſtels Paulus, zum erſten Buche Moſes, Ezechiel, Jeremias, den Klageliedern des Jeremias, und zum Propheten Daniel. Auch fanden ſich zwei franzöſiſche Bücher, die er zwar nicht geſchrieben, aber mit Empfehlungen verſehen hatte. Auf ſeinem Sterbebette beauftragte er einen Freund, den Pfarrer Johannes Steuper, in ſeinem Namen Bucer in Straßburg zu bitten, daß er dieſe Arbeiten vollende und nach Anlegung der letzten Feile herausgebe. Auch ließ er Bucer erſuchen, zu ſeinem Buche über die Klagelieder des Jeremias eine Dedicationsrede an den König von England zu ſchreiben. Es ſollte dieſes Werk dem Könige den Beweis liefern, daß diejenigen, welche das reine Evangelium annähmen, nicht verharren könnten in dem alten Sündenleben. ***)

---

*) Der Titel der zweiten Schrift lautet: Exegeseos in sanctam Divi Joannis Apocalypsin Libr. VIII. In Academia Marpurgensi praelecti. Apud inclytum Hessorum Marpurgum A. D. MDXXVIII. Quarto Idus Sept. 8. Wieder abgedruckt Baſel 1539, 8. Der Titel der dritten Schrift lautet: De Regno, Civitate et Domo Dei ac D. W. J. Christi Libr. III., ex vetustissimis creaturae ac scripturae libris collecti et per Gerardum Geldenhaurium Noviomagum recogniti in ordinemque digesti. Wormat. excud. Sebastian Wagner 1538. 8°. Vielleicht exiſtirt eine frühere Ausgabe dieſer Schrift, da ſie anſonſten von Steuper in den in einer der folgenden Noten angeführten Briefen unter den hinterlaſſenen Manuſcripten Lamberts mit aufgezählt worden ſein würde.

**) Vergl. §. 5.

***) Steuper vollzog die ihm gewordenen Aufträge. Es liegen vor mir zwei Briefe deſſelben an Bucer, welche mir durch die Güte des Herrn Profeſſor Baum in Straßburg nebſt Anderm mitgetheilt ſind. Sie mögen hier, da ſie eine über Lambert's Tod ſo wie über ſeine Willensbeſtimmung in Betreff ſeiner Manuſcripte authentiſche Kunde geben, ganz abgedruckt werden.

MSS. Archiv S. Thomae. (Steuper Bucero.)

Gratiam et pacem. Non dubito vir piissime quin audieris de morte Francisci Lamberti Avenioniensis, quum annus fere jam sit quod in Domino, una cum Gilberto suo Winramo Scoto, uxore quoque liberis et tota Familia sua miserias hujus vitae reliquerit. Is ille rebus suis me praefiniens, ante omnia praecepit mihi in extremis, ut tuae pietati suo nomine scriberem, ac sui a domino visitationem significarem, teque rogarem ut eorum quae scripsit velis esse memor. Item ut commentarios suos in

Eine zweite Ausgabe der kleinen Propheten hat Lambert wenigstens in das Auge gefaßt. Er redet davon in dem letzten Band seiner kleinen Propheten.

trenos Jeremiae tibi mitterem ac rogarem ut velit tua pietas opus illud pervidere et perficere, non enim id sibi licuisse et ut scribas Epistolam nuncupatoriam ad Regem Angliae eidem operi praefigendam. Voluit enim Regi opus illud mitti, ob id maxime, ut testaretur eos qui suscipiunt verbum Dei vere, non consentire reprobae conversationi multorum pseudevangelicorum. Mitto igitur exemplar tuae pietati et rogo ut petitionem amici ad aedificationem Ecclesiarum tua charitas non negligat. Habemus etiam ejus Scripta in primas Pauli tres Epistolas, in Genesin, in Ezechielem etc. Si utile visum fuerit tuae pietati pauca ad nundinas futuras rescribere, omnia tibi mittam ut lima tua purgata edantur. Hactenus quoad Franciscum. Nunc ad me. Nuper incidi, vir pie, in quaedam Scripta cujusdam Joannis Denkii et quaedam Joannis Bünderlini legi ac relegi, quos etsi non omnino mihi displiceant, tamen eos mea tenuitas dijudicare omnino non potest. Audivi tibi homines istos cum suis scriptis probe perspectos. Rogo si unquam ad nostram parvitatem tua caritas scribere dignata fuerit ut me doceas qua libertate mihi versandum in istius modi auctoribus. Nam spiritus mei robur exiguum est. Indiget auxilio. Vale in Christo Jesu feliciter vir piissime et audaciam meam pro tuo candore boni consule. Necessitas enim, pudore devicto, me facit audacem. Ex Marpurgo Hessorum. Anno Christi 1530.

Gerardus Steuper, Ecclesiae pastor juxta oppidulum Gissen in pago qui dicitur Wiska, Tuus ac omnium Christianorum Servus.

Piissimo Viro Martino Butzero suo in Domino reverendo.

(Steuper Bucero.)

Gratiam habeo, frater observande, quod mihi de rebus petitis rescribere minime dedignatus fueris. Neque omnino displicuit judicium tuum de scriptis Denkii et Bünderlini (nisi) quod non possim aliud adhuc mihi persuadere quin et ipsi serio quesierint Dominum suis scriptis, videntur enim mihi Christum non indigne alioquin confiteri. Quamquam nihil definio neque cuiquum praejudico; sed oculatiorem (sic!) me desidero. Ingenium tamen & mores eorum, si ejus modi sunt quales tu mihi depinxisti, non approbo verum Satanae tentationem in eis esse agosco. Cum Apostolus Paulus secundum Christum se omnibus omnia fecerit et quodam in loco dicat: Estote fratres sicut ego, quandoquidem ego sum sicut vos. Et hoc ipsum mihi quoque vicium esse videtur, quod jam Lutheranos, Zwinglianos, Erasmistas etc. etc. faciat, cum alias in fidei simplicitate non multum discrepent, si modo charitas adesset, quae alterius dicta & scripta candide et dijudicare et interpretari velit. Quae cum flocci pendit tales cito irruunt frustraneae contentiones. Sed plura scribere de his non est hujus loci, maxime cum tibi datum esse sciam ejusmodi omnia penitus videre & intelligere. Caeterum de scriptis Lamberti mei, gallicum nihil invenio praeter hos duos libros, ab ipso quidem non scriptos, sed tamen laudatos. Habemus adhuc sua scripta in Genesim. In tres primas Pauli epistolas, Item in Ezechielem, Jeremiam et Danielem, verum neque absoluta omnia neque ad extremam limam deducta. Jussit igitur me, suo nomine, tuam

Daß Lambert aber auch nach dem Colloquium, welches so Manches in einer ihm erwünschten Weise in Hessen anders gestaltet hatte, sich auf seinem Posten und in Hessen überhaupt nicht wohl fühlte, ersehen wir aus einem kurz vor seinem Tode an seinen Freund Bucer geschriebenen, in lateinischer Sprache schon anderweitig veröffentlichten, aber bisher von Niemand gekannten Briefe. Er sagt darin unter Anderem: „Nun aber, lieber Bucer, will ich auch von mir handeln. Ich fühle mich siech und krank, wenn ich meine Lage erwäge. Dem Fleische nach ist ja gut für mich gesorgt, aber fast werde ich vor Trauer verzehrt, daß ich von den mir von Gott verliehenen Gaben nicht zum Nutzen meiner Nächsten Gebrauch machen kann, d. h. daß ich mit keiner der vier von den Gelehrten gewöhnlich erlernten Sprachen, in deren Besitze ich bin, lehrend an die Nächsten herantreten kann. Ich weiß, daß ich dazu von dem Herrn gedrängt werde. Da sich mir nun aber eine erhoffte Gelegenheit nicht darbietet und mich ein besonderer Zwang nicht nöthigt, so harre ich aus in dem mir anvertrauten Berufe. O daß sich doch ein Städtlein in der Schweiz fände, wo ich das Volk lehren könnte nach der Gabe, welche ich vom Herrn empfangen habe. Ich bin jetzt, durch die Wohlthat Gottes, in der Verfassung, daß ich das Vertrauen hege, daß wir in der größten Eintracht Christum lehren werden. Ich verabscheue die Sitten dieses Volkes, so daß ich glaube, daß ich ganz erfolglos an denselben arbeite. Ich wünsche auch, daß meine Familie, wenn der Herr mich hinweggenommen haben wird, anderswo bleibe und unter Gottesfürchtigen ihren Wohnsitz nehme. Wenn ich unter den Schweizern wohnte, wäre es mir auch verstattet, in freundschaftlich gehaltenen Schriften den Bischof von Lausanne, der ehemals sehr freundschaftliche Gesinnungen gegen mich hegte, und die Genfer (?), welche ich ehemals lehrte (?), zu ermahnen.*) Auch brauchst Du mein ungestümes Wesen,**) daß ich so rede, nicht zu fürchten; denn ich habe durch Erfahrung schon Vieles gelernt. Nichts ist geeigneter zu wirksamer Ueberredung als bescheidene und gründliche Unterweisung, wennschon bisweilen der heftigere Angriff und das Schelten nicht entbehrt werden kann." Nachdem er dann mitgetheilt hat, daß er eine Uebersetzung und einen Commentar zu den Klageliedern des Jeremias vollendet habe und darauf ausgehe, seine Commentare über die Propheten und das hohe Lied zu verbessern, fährt er

---

pietatem rogare, ut omnia pervidenda atque si videretur edenda suscipias. Quod si in corde tibi fuerit rescribe, rogo, saltem pauca & mittam. Libros illos Gallicos velim ut aut imprimerentur aut reservarentur donec autorem suum, quem ego ignoro, inveniant. Vale frater in Domino, et omnia ut facis, boni consule. Ex Francofurdia die Mercurii volante calamo. Judica Anno 31.

Tuus ad pedes
Gerardus Steuper.

*) „Gebennenses, quos olim docui."

**) „Impetum."

fort: „Dieſes habe ich hinzugefügt, damit Niemand wähne, daß ich das Studium der Sprachen verfluche. Ich liege ja dieſen ob und trage dafür Sorge, daß die Diction in meinen lateiniſchen Schriften reiner werde, als ſie bisher war. Auch glauben wir nicht, daß irgend ein Studium älteren und gottesfürchtigen Leuten unerlaubt ſei. Nochmals: ich ſtrebe auch in dieſer Richtung; freilich mag es wenig ſein, was ich vor mich bringe. Nun Bucer trage gemeinſchaftlich mit Capito Sorge, wenn Ihr anders könnt, daß mir eine Stelle zu Theil werde, wo ich das Volk lehren kann. Ich harre unterdeſſen, was mir Gott nach ſeiner Gnade durch Euch wird antworten laſſen. Den Capito laſſe ich durch Dich freundſchaftlich und ergebenſt grüßen und ſpreche bei dieſer Gelegenheit mein nicht geringes Bedauern darüber aus, daß einſt zwiſchen uns Mißhelligkeiten obwalteten.“ *)

Lambert ſollte aus dem Elende, worüber er in dieſem Briefe klagte, bald und beſſer als er zu hoffen wagte, befreit werden. Er ſtarb am 18. April 1530 an dem engliſchen Schweiße, einer damals, auch ſchon während des Colloquiums, in Oberheſſen wüthenden Peſtkrankheit. Der Tod ereilte ihn zu Frankenberg an der Eder, wohin die Univerſität, da in Marburg die Peſt ſo ſtark wüthete, auf einige Monate verlegt war. Auf ſeinem Sterbebette ernannte er einen Freund, den auf einem Dörfchen bei Gießen wohnenden Pfarrer Steuper zu ſeinem Teſtamentsvollſtrecker. Auch befahl er von ſeinem Sterbebette aus die Veröffentlichung ſeines Sendſchreibens über das heil. Abendmahl, worin er der evangeliſchen Kirche ein Teſtament in höherem Sinne hinterließ. Seine Grabſtätte fand er in Marburg in der der Eliſabether Kirche gegenüberliegenden Michaeliskapelle. Seine Frau und ſeine Kinder, auch ein Hausgenoſſe, der Schotte Gilbert, folgten ihm noch in demſelben Jahre im Tode nach.

8. Lambert über das heil. Abendmahl.

Noch finde hier folgender Auszug aus ſeiner letzten Schrift, nämlich der über das Nachtmahl des Herrn einen Platz:

„Da ich Dir entdeckte, lieber Bruder, daß ich durch die unüberwindliche Kraft des göttlichen Wortes überwunden und mit Gewalt dazu gebracht ſei, von meiner früheren Meinung abzufallen, begehrteſt Du, daß ich Dir die Urſachen meines Abtretens verzeichne. Ich will dieſes, gegenüber Dir, einem verſtändigen und weiſen Manne, mit kurzen Worten thun, ja, da Du ſagſt, daß Du alle dieſen Handel betreffenden Schriften mit Fleiß und Ernſt geleſen habeſt, Dir nur die Gründe vorführen, welche bei mir den Geſinnungswechſel herbeiführten.“

*) „Marpurgi die post eam diem Dominicam, quam vocant Reminiscere.“ Dieſer Brief findet ſich in Fueslin, J. C., Epistolae cet Tiguri 1782. 8°. p. 70 cet. Er iſt im Regiſter nicht mit aufgeführt.

„So viel nun den Handel des Nachtmahls des Herrn betrifft, habe ich gleicher Weise vor Zeiten viel Leidens gehabt, wie auch auf den heutigen Tag Etliche an ihnen selbst empfinden und erfahren, allein das ausgenommen, daß ich die, welche einer anderen Meinung gewesen sind, niemals dem Teufel übergeben habe."

„Obwohl verwirrt und betrübt, sah ich doch das schon längst ein, daß nicht alle vorgebrachte Argumente stichhaltig seien. Als nun der Landgraf, um die Kirchen zu freundlicher lieblicher Einigkeit zu bringen, beide Parteien hierher zu einer Unterredung berief, „da bat ich den Herrn mit versichertem und vertrautem Gemüthe, daß dasselbe geschehe, und begehrte, daß ich von meiner verwirrten Meinung erledigt würde." „Inzwischen hatte ich das steif bei mir beschlossen, daß ich in dem Erforschen der Wahrheit, nicht darauf merken und acht haben wollte, wer Dieses oder Jenes sagte, sondern was da geredet wurde. Und ich bin also an dem Handel gestanden, ihn zu ergründen und habe ein gleiches Herz und eine gleiche Anmuthigkeit zu jeder Partei gehabt, und mir festiglich vorgenommen, ich wollte es mit dem Theile halten, den ich gewißlich sehen würde, daß er mit seiner Meinung mit dem Worte Gottes besser stimmte und demselbigen gleicher und ähnlicher wäre." „Denn ich vermeinte, es wäre von Nöthen, daß ich zu diesem Handel käme als ein reines, sauberes, unbeschriebenes Blatt, darauf allein der Finger des lebendigen Gottes schreibe; welches ich, mein geliebter Bruder, auch Dir von ganzem Herzen wünsche. Wirf hierin von Dir alle Menschen, ja wirf ganz und gar von Dir, spreche ich, auch den Luther, damit sie dich nicht verhindern." Vor Allem mußt Du Gott anrufen und also handeln, als ob Du von diesen Dingen noch niemals ein Wörtlein gelesen oder gehört hättest. Frage allein den Herrn Jesum und siehe auf den einträchtigen Verstand seiner Worte. „Damit ich nun zur Sache selbst komme; stelle Dir vor, wie ich es gethan habe, als ob Du zur Zeit unseres Herrn Jesu gelebt hättest und ihn selbst gegenwärtig gehört, in dem da er geredet hat, von dem das wir lesen im 6. Kapitel des Johannes, und besonders das vom Essen seines Fleisches und Trinken seines Blutes. Meinst Du nicht, daß Du dieselbigen Worte aus dem, wie er es vorschreibt, verstehen würdest? Denn er hat geschrieben: der Geist, d. i. das geistliche Nießen und Essen, ist das, das da lebendig macht, das Fleisch aber, d. i. das fleischliche Essen ist gar kein nütze. Die Worte, die ich geredet habe, sind Geist und Leben, d i. geistig und Leben bringend. Welches er darum geredet hat, daß er sah, daß der größere Theil seiner Jünger sich verärgert hatte ob dem, das er vorhin von seinem Fleische und Blute geredet hatte; welche er mit diesen Worten auf einen besseren Verstand hat wollen bringen, ihnen anzeigend, daß das, welches sich in seinen Worten grausam und entsetzlich ansehen ließ (denn gibt es etwas Entsetzlicheres und Scheußlicheres als Menschenfleisch essen und Blut trinken?) geistlicher Weise solle verstanden werden. Und

ich bin des Vertrauens, daß Du dagegen nichts einzuwenden habeſt.“ „So Du nun Dergleichen mehr Ihn auf dieſelbe Weiſe hätteſt vortragen hören, hätteſt Du Dich daran geſtoßen? Gewiß nicht! Denn Du hätteſt Dich an andere ähnliche Redensarten erinnert, die er gebraucht, und daran, daß er die Gewohnheit habe, bildlich zu reden. Und man hätte Dir gewiß nicht für und für ſagen müſſen, daß dieſe Worte figürlich zu verſtehen ſeien: welches ohne Zweifel auch bei den Jüngern der Fall war. Um der Urſache willen, als ſie zum Nachtmahl gekommen ſind und den alten Gebrauch des Lämmleins erfüllt haben und der Herr jetzt dieſen neuen eingeſetzt hat, in welchem das Brod und der Wein gemeinſchaftlich von den Gläubigen genommen ward und er das Brod ſeinen Leib und den Wein ſein Blut nannte, da hatten die Jünger gewiß nicht ſo bald jene Redeweiſe vergeſſen, daß ſie nicht verſtanden hätten: dieß ſei bildlich geſagt. Und um der Urſache willen, dieweil ſie ſeine Rede gar wohl verſtanden, haben ſie ihn deßhalben ganz und gar nicht gefragt. Denn aus jener Rede zu den Capernaiten wußten ſie wohl, daß er gar nicht wollte, daß ſie Menſchenfleiſch äßen. Es wußte auch der gemeine Mann unter den Juden, daß das figürliche Lämmlein, Paſcha, d. i. Ueberſchritt, genannt ward, obgleich es allein ein Gedenkzeichen des Ueberſchrittes war. Daraus folgt, daß ſie es gar nicht für neu achteten, da der Herr die Gedenkzeichen ſeines Leibes und Blutes, ſeinen Leib und ſein Blut ſelbſt nannte. Zudem ja hörten ſie, daß dieſes geſchehen ſolle zu ſeinem Gedächtniß, wie auch das Lämmlein, deſſen Geheimniß ſie vorher begangen hatten, zu einer Wiedergedächtniß des Ueberſchrittes des Engels, der die Erſtgebornen unter den Aegyptern erſchlagen hatte, gewöhnlich geweſſen ward.“

„Und Du, mein geliebter Bruder, ſo Du Einer unter ihnen geweſen wäreſt, hätteſt Du können einer anderen Meinung ſein? Es ſei fern von mir, etwas dergleichen von Dir zu muthmaßen. Denn nach dem was ich von Dir halte, haſt Du nicht ſo gar keinen Geiſt und ſo gar ein ſchlechtes Urtheil. Derhalben ſo würdeſt Du geglaubt haben, daß hier ein geiſtliches Geheimniß verhandelt werde und daß das Brod und der Wein figürliche und anbildende Zeichen wären, wie auch die heiligen Apoſtel und alle die älteſten Lehrer gethan haben, in deren Schriften auch nicht ein Titel vorkommt, woraus mit Gewißheit erſchloſſen werden könnte, daß ſie geglaubt hätten, daß Chriſtus mit ſeinem Fleiſche und Blute im Nachtmahle gegenwärtig ſei. Dieſes habe ich zwar vormals oft und dick betrachtet, aber meine Augen wurden dermaßen gehalten, daß ich auch das, was ich ſah in keinem Wege verſtehen konnte.“

Im Folgenden wandte ſich Lambert gegen die Ubiquitätslehre, d. i. die Lehre von der Allenthalbenheit des Leibes Chriſti, womit die Lutheraner ihre Abendmahlslehre zu ſtützen verſuchten. Lambert weiſ't nach, daß es mit der Wahrheit der menſchlichen Natur ſtreite, wenn

man ihr eine allgegenwärtige, den ganzen Raum erfüllende Leiblichkeit beilege.

Im Hebräerbrief heißt es, Christus sei in allen Stücken den Menschen gleich befunden worden, ausgenommen die Sünde. „Daraus folgt, daß Redeformeln, wie: Er ist gekommen, hinweggegangen, hinein oder heraus gegangen, abgestiegen, aufgefahren, in ihrer eigentlichen Bedeutung, von einer Veränderung des Ortes verstanden werden müssen, gerade so wie von einem jeden andern Menschen. Zwar seine höchste und göttliche Natur ist nicht der Art, daß sie innerhalb eines Ortes könnte begriffen und verschlossen oder verändert werden, allein die menschliche Natur wird nicht allein von einem Orte zum anderen verändert, sondern auch in einem Orte vergriffen, gehalten und eingezielt." Christus erfüllt nach seiner Menschheit nicht alle Orte, welches eine Eigenschaft ist des göttlichen Wesens. In den Himmeln ist er an einem andern Orte, da er sitzt, d. i. regiert zu der Rechten seines Vaters. Denn in den Schriften, welche das Geheimniß unseres Glaubens begreifen, da hat das Wörtlein Sitzen die Bedeutung des Friedens und der Ruhe, und auch des Reiches und der Herrlichkeit. Zu der Rechten aber Sitzen ist nichts Anderes denn Mit-Regieren oder Herrschen." „Das Sitzen zu der Rechten des Vaters heißt: Christus, der mit höchster Demuth und Niedrigkeit, mit viel Zwang und unermeßlicher Arbeit den Handel unseres Heiles auf Erden vollendet hat, der regiert jetzt in den Himmeln, in der allergrößten Glorie und Ehre mit sammt seinem Vater über Alles, auch des Theils halber so er ein Mensch ist, dieweil er seinem allerhöchsten Vater bis in den Tod des Kreuzes gehorsam gewesen ist." Es ist mir zwar wohl bekannt, daß der Arm und die rechte Hand Gottes bisweilen für seine Kraft genommen wird. Denn gibt es Jemand, der nicht wisse, daß er keine Glieder hat? Mit diesem Wörtlein aber wird seine Macht angezeigt und bedeutet. Derhalben, so er an allen Orten ist, so muß auch seine rechte und linke Hand und Fuß an allen Orten sein, die von ihm nicht können gesondert werden. Also hat auch der Sohn mit sammt dem Vater eine rechte Hand, darum daß er ein Gott mit ihm ist. Daher, wie man recht und wohl spricht: der Vater ist in dem Sohne und der Sohn in dem Vater, also besteht auch das, so man spricht: der Vater ist zur Rechten oder Linken des Sohnes und wiederum: der Sohn ist zur Rechten oder Linken des Vaters. Denn ohne allen Zweifel ist die rechte Hand des Vaters der Vater selbst und die rechte Hand des Sohnes der Sohn selbst. Die rechte Hand, so sie nach solchem Verstande genommen wird, ist allenthalben. Sie wird aber nicht also genommen, so man spricht: Er sitzt zur Rechten Gottes." „So ist denn Christus zwar nach der Gottheit, nicht aber nach der Menschheit an allen Orten. So bekenne ich denn, daß er nach der Menschheit in Weise des Zeichens und nach seiner Kraft und Wirkung in dem Nachtmahl gegenwärtig sei, aber gar nicht an ihm selbst oder persönlich und nach dem Orte."

„Es ſind Etliche, welche dieſe meine Bekehrung für eine Leichtfertigkeit achten, zumal ich mich zuvor nicht lange darwider geſetzt habe.“ Dieweil ich aber in dieſem Stücke ein gutes ruhiges Gewiſſen habe, will ich ihres Urtheils, das nicht bei den Rechtſinnigſten iſt, kleine Rechnung haben. Iſt etwa Paulus deshalb auch leichtfertig geweſen, daß er von den Phariſäern abgetreten iſt, desgleichen wir von der Secte und Rotte der Verderbniß abgewichen? Wenn es mein Gewiſſen erlaubt hätte, ſo wäre ich zwar wegen meiner vielen Leibesgebrechen, meiner Armuth und des Nachtheiles einer Flucht, auf meiner vorigen Meinung beſtanden und geblieben. Es iſt mir aber ein viel Geringeres zu leiden was zu leiden iſt, als dem Worte Gottes nicht folgen wollen. Was iſt auch für ein Wohlſtand ſo groß in dieſem Leben, der mir etwas Nutzen bringen möchte, wenn mein Gewiſſen inzwiſchen unruhig iſt und in ſchädlichen gefährlichen Präſten krank liegt?“

„Es iſt mein höchſtes Begehren, daß wir einträchtig werden, auf daß hiermit den Kirchen und Gemeinden Gottes deſto beſſer geholfen und gerathen werde. So Du hinfür weiter meinen wirſt, daß Chriſtus nach ſeiner menſchlichen Natur gegenwärtig in dem ehrw. Nachtmahl ſei, will ich Dich um deſſelbigen willen nicht haſſen, ſondern für einen Bruder erkennen und halten; aus der Urſache daß ich vermeine, Gewiſſensangſt habe Dich dazu gebracht, daß Du der Meinung ſeieſt, dieweil es Dir anders noch nicht geoffenbaret iſt; wiewohl es an Dir, einem ſo theueren Mann, eine größere Schwachheit iſt, als man ſie erwartet. So Du aber hiezwiſchen auch meinethalben alſo geſinnt biſt, will ich es zulaſſen und ein gutes Vertrauen zum Herrn haben, es werde dazu kommen, daß auch Du die Wahrheit eines Tages eigentlich erkennſt.“

Wilhelm Farel und Peter Viret.

Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Dr. C. Schmidt,

Professor der Theologie zu Straßburg.

Elberfeld.

Verlag von R. L. Friderichs.

1860.

1-2 O.K.

Wilhelm Farel.

Wilhelm Farel wurde geboren im Jahre 1489 zu Gap, einer kleinen Stadt in den Alpen des Dauphiné. Seine Eltern waren vornehmen Standes, hingen aber fest an dem hergebrachten Glauben; „mein Vater und meine Mutter, erzählte er später, zweifelten an nichts.“ Auch er bewies früh einen großen katholischen Eifer; noch in seinen letzten Lebensjahren erinnerte er sich, voll Kummers über solchen Aberglauben, an die Wallfahrten mit seinen Eltern zu einem wunderthätigen Kreuz im Gebirge, das von dem Kreuz des Herrn selber genommen sein sollte. Dabei zeichnete er sich aber aus durch außerordentliche Lernbegierde. Nur ungern gewährte ihm der Vater sein Verlangen, sich den Studien zu widmen; nachdem er von ungeschickten Lehrern etwas barbarisches Latein erlernt, wurde er nach Paris geschickt. Hier schloß er sich zunächst an den berühmten, die Jugend in hohem Grade anregenden Gelehrten Lefèvre d'Etaple an; er studirte Philosophie, alte Sprachen, selbst hebräisch, was damals noch eine Seltenheit war. Er erwarb sich den Grad eines Magisters der freien Künste und ward als Lehrer an dem Collegium des Cardinals Lemoine angestellt. Anfänglich deutete Nichts in seinem Streben auf den zukünftigen Reformator hin. Mit der nämlichen Gluth, mit der er sich später der Sache des Evangeliums ergab, erfaßte er die katholische Lehre, überzeugt, „das Papstthum sei wahrhaft von Gott und jeder Gegner desselben müsse weggethan werden.“ Abergläubisch verehrte er Bilder und Reliquien; die Heiligenlegenden erfüllten seine lebhafte Phantasie; „ich trug so viel Fürbitter, so viel Götter in meinem Herzen, daß es für ein vollständiges Heiligenregister gelten konnte.“ Nichts auf Erden ging ihm über Mönchthum und Priesterstand.

Bald indessen sollte es anders mit ihm werden. Schon bevor die Nachrichten von dem Auftreten Luther's nach Frankreich kamen, begann in dem Kreise, dem der junge Farel angehörte, das Regen des evangelischen Geistes. Es ging von dem vielseitig gelehrten und zu mystischer Frömmigkeit sich neigenden Lefèvre aus. Die jungen Männer, die sich um ihn sammelten, Gerhard Roussel, Martial Mazurier, Michel d'Arande und Andere, eigneten sich Alle

mehr oder weniger reformatorische Grundsätze an; die meisten haben sie aber später wieder verläugnet oder nur unvollständig durchgeführt. Farel war der einzige aus dem Kreise, der sich völlig von dem Katholicismus lossagte, nachdem ihm das Vertiefen in die Bibel die Augen geöffnet hatte. Auf eigenthümlich ergreifende Weise hat er selber, in einer spätern Schrift, den Gang seiner geistigen Entwickelung geschildert, die Macht Gottes bewundernd, durch die „er aus so tiefen Abgründen gerettet wurde". Er erzählt, welches Staunen ihn ergriff, als er erkannte, daß in der bestehenden Kirche so Vieles mit der heiligen Schrift nicht übereinstimmend war; wie dies Staunen sich in ängstliche Ungewißheit über die biblischen Lehren selber verwandelte; wie er die Beschlüsse der Päpste und die Werke der Doctoren studirte, um seine Zweifel zu lösen; welche Kämpfe seine Seele erfüllten, die zwischen dem hergebrachten, bisher so leicht angenommenen Glauben und der neugeahnten Wahrheit schwankte. Lefèvre half ihm durch diesen qualvollen Zustand hindurch, indem er ihm von der Verdienstlosigkeit der eigenen Werke und von der allein rechtfertigenden Gnade redete, und ihm verkündigte, Gott werde die Welt erneuern und er werde Zeuge davon sein. So gelangte er, stufenweise fortschreitend, ein Stück Katholicismus nach dem andern wegwerfend, von dem Dienste der äußern Form zur innern Freiheit des Geistes, und zur Ueberzeugung, daß nur in Christo das Heil zu suchen und die römischen Traditionen und Gebräuche nur Menschenerfindung seien. Mit dem ihn characterisirenden feurigen Eifer wandte er sich nun dem Evangelium zu. Er war dabei frei von jeder niedrigen Absicht; „weder Geld noch Ehre hatten mich bewogen, an dem Papstthum zu halten, sondern die Verblendung, in der ich meinte, es sei von Gott; ebensowenig sind es irdische Rücksichten, die mich davon abwandten, sondern ich that es gezwungen durch die heilige Schrift." Man darf ihm glauben, denn was konnte ein Reformator in Frankreich anders erwarten, als Verfolgung und Noth aller Art? Es drängte ihn, von seinen neuen Ueberzeugungen zu reden; seine Freunde erschraken und schlossen ihm den Mund. Lefèvre selber, so fromm er auch war, fürchtete einen Bruch mit der Kirche; er wähnte, das innere Leben könne bewahrt werden, auch bei der äußern Theilnahme an Gebräuchen, die er für gleichgültig und daher für unschädlich hielt. Diese Ansicht war auch die der Schwester Franz I. der geistreichen und liebenswürdigen Margaretha von Alençon, die Lefèvre und seine Schüler begünstigte und sich gerne mit ihnen von einer friedlichen Verbesserung der Kirche unterhielt.

Als indessen die Doctoren der Sorbonne anfingen, Lefèvre zu verdächtigen, gab Farel die Hoffnung auf, im Schooße des Katholicismus frei evangelisch leben zu können. Er erkannte, wie er sagte,

die Feigheit der Theologen und begann sie weniger zu achten, als bisher. 1521 zog sich Lefèvre, der Ketzerei angeklagt, nach Meaux zurück, zu seinem Freunde dem mystisch-frommen Bischof Wilhelm Briçonnet; auch die meisten seiner Schüler verließen nun Paris. Zu Meaux, von wo sie ihre Verbindung mit Margaretha fortsetzten, schien sich der evangelischen Thätigkeit dieser Männer ein reiches und freies Feld aufzuthun; Lefèvre übersetzte die Bibel in's Französische; Farel, Rousſel, Michel d'Arande wurden von dem Bischof ermächtigt, in der ganzen Diöcese zu predigen. Farel besonders zeichnete sich durch seine Freimüthigkeit aus, so daß, auf die Anklage einiger Mönche, der schwache Briçonnet den 12. April 1523 ihm das Predigen wieder untersagte. Er verließ Meaux, hielt sich kurze Zeit zu Paris auf und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück. Im Kreise seiner Familie begann er hier seine Missionsthätigkeit; mehrere seiner Brüder, Daniel, Johann, Walther und Claude wurden für das Evangelium gewonnen, für das sie später Güter und Vaterland opferten. Aus Gap verjagt, irrte er in den Gebirgen und Wäldern umher, verkündigte das Wort Gottes in den Hütten der Hirten sowohl als in den Schlössern der Edlen; einen dieser letztern bekehrte er, den jungen gelehrten Ritter Anemund de Coct, Herrn von Chastelard; auch einem Prediger von Grenoble, dem Barfüßer Peter de Sébeville, zündete er das Licht des Glaubens an. Beide, Anemund und Sébeville, wurden thätige Beförderer der Reformation, mußten aber bald, so wie Farel selbst, sich durch die Flucht der Verfolgung entziehn. Farel wandte sich nach Basel, wo er außer Anemund noch andere französische Flüchtlinge traf, und wo Oecolampad ihn gastfreundlich in seinem Hause aufnahm. In Basel war er Zeuge des Gesprächs, welches der Pfarrer von Liestal, Stephan Stoer, über fünf gegen den Priester-Coelibat gerichtete Thesen hielt (16. Februar 1524). Der große Eindruck, den dieser Vorgang hervorbrachte, flößte auch Farel den Wunsch ein, öffentlich als Bekämpfer der alten Lehre aufzutreten. Er bat den Rector der Universität um die Erlaubniß, über einige Thesen disputiren zu dürfen; da sie ihm verweigert wurde, begehrte und erhielt er sie von dem Magistrat. Als hierauf der bischöfliche Vicar, Heinrich von Schönau, den Geistlichen und Studenten verbot, dem Gespräche beizuwohnen, erschien den 14. Februar ein Mandat des Rathes, welches, unter Androhung verschiedener Strafen, sowohl den Geistlichen als den Mitgliedern und Studirenden der Universität das Gegentheil gebot. Farel veröffentlichte nun in lateinischer Sprache folgende dreizehn Sätze: Christus hat uns eine vollkommene Lebensregel vorgeschrieben; seine Vorschriften müssen befolgt werden, woraus folgt, daß denen, die die Gabe der Enthaltsamkeit nicht haben, die Ehe

geboten ist; Fasten und sonstige Ceremonien sind jüdisch und nicht evangelisch; Gebete mit vielen Worten sind der Lehre Christi zuwider; das Amt der Geistlichen besteht vor Allem in der Predigt des Wortes Gottes; Christi Gebote sollen nicht für bloße Rathschläge ausgegeben werden, noch umgekehrt; wer seine Brüder nicht das reine Evangelium lehrt, dessen schämt sich Christus; wer glaubt, daß er durch seine Werke und eigenen Kräfte und nicht durch den Glauben allein gerechtfertigt wird, der macht sich selbst zu Gott; Gott verlangt keine andere als geistige Opfer; die Gesunden, die nicht Prediger sind, sollen Handarbeit treiben; der Bilderdienst ist Götzendienst; die aus dem Judenthum entlehnten Gebräuche sind zu verwerfen; nur von Christo sollen wir streben erleuchtet zu werden, denn durch ihn allein, nicht durch die Macht der Gestirne oder der Elemente, wird Alles regiert.

Man sieht, es herrscht in der Aufeinanderfolge dieser Sätze noch bedeutende Confusion; es war der erste Anlauf eines feurigen Geistes, dem es noch an einem festen durchgebildeten Systeme mangelte; der praktische Gegensatz gegen die Aeußerlichkeiten und die menschlichen Zuthaten im Katholicismus, gegen Bilder, Fasten, Ehelosigkeit, bettelndes Mönchthum herrscht vor; doch ist der große Grundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben bestimmt ausgesprochen, und Christus wird dargestellt als der alleinige Lehrer, Gesetzgeber und Herr. An die Spitze der Thesen stellte Farel eine Einladung an alle Christen, sich mit ihm über diese Gegenstände zu besprechen, „in welchen begriffen ist die Summe christlicher Freiheit, und durch welche die Tyrannei menschlicher Satzung darniedergelegt wird." Die Disputation fand lateinisch statt; da jedoch Farel, wegen seiner französischen Aussprache, nicht von Jedermann verstanden wurde, diente ihm Oecolampad als Dolmetscher. Er führte seine Sache so siegreich durch, daß Oecolampad an Luther schrieb, er halte ihn für stark genug, es mit der ganzen Sorbonne aufzunehmen. Das Gespräch, und mehr noch die Weigerung der Gegner, dabei zu erscheinen, verminderten sehr die Achtung des Volkes vor den Priestern; „es kam viel Gutes davon", sagt ein gleichzeitiger, handschriftlicher Bericht. Auch zur Bekehrung Pellican's soll Farel beigetragen haben. Zu Basel hielt er einige öffentliche Vorlesungen und gab auf den Rath mehrerer Landsleute und Oecolampad's kleine polemische Schriften heraus; er setzte aber seinen Namen nicht dazu, und nicht einmal deren Titel sind bekannt. Ueberhaupt war Farel's literarische Thätigkeit, in Vergleich mit der Viret's, Calvin's, Beza's, unbedeutend; er war ein Mann der That und nicht der Feder; er schrieb nur ungern, und was er schrieb, legte er zuerst den Freunden zur Prüfung vor. Seine wenigen Schriften sind entweder polemischen

Inhalts, oder Ermahnungen, im evangelischen Bekenntnisse zu beharren; sie sind voll Feuer und Leben, aber oft unklar und incorrect, und in theologischer Hinsicht von untergeordnetem Belang.

Seine in Basel veröffentlichten Pamphlete griffen ohne Zweifel das Papstthum und die Sorbonne mit einem jugendlichen Ungestüm an, das Manchen bedenklich schien und das Oecolampad vergebens zu mäßigen suchte. Farel lud dadurch den Haß der noch mächtigen katholischen Parthei auf sich; auch der bedächtige Erasmus, dem er Feigheit vorwarf, ward ihm gram und sprach sich in mehreren Briefen bitter gegen ihn aus; eine Unterredung der beiden Männer, in der auch die Heiligenverehrung zur Sprache kam, entzweite sie vollends statt sie zu versöhnen. Diesen verschiedenen Umständen ist es zuzuschreiben, daß der Rath, dem das zu rasche Vordringen Farels voreilig erschien, ihm um Pfingsten 1524 die Weisung gab sich aus der Stadt zu entfernen. Mit einer Empfehlung Oecolampad's wollte er Luther besuchen; nichts bezeugt aber daß er die Reise nach Wittenberg wirklich unternommen. Oecolampad hatte ihm auch gerathen, sich in einer französischen Gegend der Verkündigung des Evangeliums zu widmen, denn der Landessprache nicht mächtig, konnte er in der deutschen Schweiz wenig wirken; eine von Basel aus im Frühjahr 1524, mit dem Lyoner Edelmann Anton du Blet, gemachte Reise nach Konstanz, Zürich, Bern, hatte nur das, allerdings für ihn wichtige Resultat gehabt, ihn mit den dortigen Reformatoren bekannt zu machen.

Von Basel begab sich nun Farel nach Straßburg, wo er mit Butzer und Capito Freundschaft schloß. Durch einen Brief Oecolampad's wurde er auf Mümpelgard aufmerksam, wo Johann Gailing, ein Schüler Luther's, bereits thätig war für die Reformation. Er ging hin, begleitet von dem Pariser Johann Dumesnil und dem Flamänder Wilhelm Dumoulin; und erhielt von dem aus seinem Lande vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg, der in der ihm gehörenden Grafschaft Mümpelgard anwesend war, die Befugniß zu predigen. Im Juli 1524 kam er an; er predigte gewaltig in den Kirchen der Stadt, wurde aber mehrmals durch, von den Mönchen angeregte Volksaufläufe unterbrochen; als einst der Franziskaner-Guardian heftig gegen ihn eiferte, und Farel sich erbot, sich jeder Strafe zu unterziehen, wenn er Unchristliches gelehrt hätte, ließ der Herzog Beide verhaften. Dem Guardian ließ er die Wahl Farels Ketzerei zu beweisen oder selbst zu widerrufen; zum Erstaunen des Fürsten geschah Letzteres: der Mönch bekannte auf der Kanzel, Farel habe die Wahrheit gelehrt. Um zu zeigen daß dieser Widerruf nicht erzwungen worden, erklärte Ulrich, er sei bereit ein öffentliches Gespräch halten zu lassen, und

versprach Farel streng zu bestrafen, wenn seine Predigt falsch erfunden würde. Zugleich wurde der ganze Vorgang durch eine Druckschrift, lateinisch und deutsch, bekannt gemacht. Durch dieß Alles wurde Farels Eifer noch mehr angefeuert; trotz der Briefe Oecolampad's, die ihn zu Mäßigung und Milde ermahnten, trat er immer angreifender auf. Als ein Reliquienhändler nach Mümpelgard kam, erschienen Farel und Gailing vor dem Rath und wandten sich an den Herzog selbst, um ein Verbot des Krams zu ermitteln; man erzählt sogar, daß Farel mit eigener Hand die Reliquien ins Wasser warf. Wirksamer als solche Gewaltthat, wurde eine kleine Schrift, die er, auf Oecolampad's Aufforderung, erscheinen ließ, und die in Kürze das zusammenstellte, was der Christ wissen müsse, um sein Vertrauen auf Gott zu setzen und seinem Nächsten zu dienen. Diese Schrift, die wie Alles was Farel geschrieben hat, außerordentlich selten geworden ist, verbreitet sich in 43 Abschnitten, die von Gott ausgehn und mit dem letzten Gerichte schließen, über die vorzüglichsten Stücke der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Die Darstellung ist einfach und allgemein verständlich, und doch voll lebendiger Bewegung; tiefere dogmatische Erörterungen kommen nicht vor; die Lehre von der Prädestination wird nicht berührt; dagegen finden sich aber, neben der unvermeidlichen Polemik gegen die römische Kirche, die trefflichsten Ermahnungen zu einem frommen, streng sittlichen Wandel. In dem Kapitel über die Erziehung der Kinder erkennt man bereits alle die Züge, welche später die französischen Reformirten ihren katholischen Landsleuten gegenüber so rühmlich ausgezeichnet haben. Als Beispiel seiner Schreibart und überhaupt seiner geistigen Eigenthümlichkeit, möge hier eine Stelle folgen über das Verbot des Bibellesens in Frankreich: „Ach Gott, welch ein Greuel! Sonne, kannst du mit deinen Strahlen ein solches Land bescheinen? Erde, kannst du solche Menschen tragen und denen, die ihren Schöpfer so verachten, deine Früchte schenken? Und du, o Herr, bist du so mitleidig, so langsam zum Zorn bei einem so großen gegen dich begangenen Frevel? Hast du nicht deinen Sohn zum König über Alle verordnet? Soll sein heiliges Wort, das du ihm aufgetragen hast uns zu lehren, verboten sein als ein unwürdiges, schlechtes, für die die es lesen gefährliches Wort? Erhebe dich, o Herr! Zeige, es sei dein Wille, daß dein Sohn geehrt und die heiligen Gesetze seines Reiches verkündigt, erkannt und von Allen gehalten werden. Laß die Posaune deines Evangeliums in aller Welt erschallen! Verleihe deinen Predigern Kraft und Muth, und zerstöre die welche Irrthum verbreiten, damit die ganze Erde dir diene, dich anrufe, dich anbete in tiefer Ehrfurcht."

Auch noch einige andere kleine Traktate soll Farel damals geschrieben haben. Sein Freund, der nach Basel geflüchtete Lyoner

Buchdrucker Johann Vaugris schrieb ihm sogar, er möchte an eine französische Bibel-Uebersetzung denken. Für eine solche Arbeit war er indessen der Mann nicht; wenn auch theologisch gebildet, so war er doch mehr zur thätigen Wirksamkeit nach Außen geboren, als zu ruhiger gelehrter Beschäftigung. Uebrigens hätte ihm jetzt, so wie in den nächsten Jahren, die Muße dazu gefehlt. Die katholischen Schweizer Kantone begehrten von dem Herzog, dessen Interesse erforderte sie zu schonen, die Entfernung der Prediger; Erasmus klagte Farel bei dem bischöflichen Offizial zu Besançon als gefährlichen Unruhstifter an; Ulrich von Würtemberg verließ Mümpelgard; seines unmittelbaren Schutzes entbehrend zog daher Farel im Sommer 1525 aus dem Lande fort, nachdem er auch in der Gegend von Belfort manchen Samen ausgestreut hatte. Er kehrte nach Straßburg, den Sammelplatz aller Flüchtlinge, zurück; hier traf er Lefèvre und seine andern Freunde aus Meaux. Noch während seines Aufenthalts zu Basel hatten er und Oecolampad Rousſel in häufigen Briefen zu kräftigerm Auftreten ermahnt; Rousſel hatte sogar von Farel die Sendung von Druckmaterial begehrt, um reformatorische Schriften zu drucken; mehrmals hatte er auch Bücher von ihm erhalten; allein die in Frankreich ausgebrochene Reaction und die Schwäche Briçonnet's hatten Rousſel, Lefèvre und Michel d'Arande genöthigt zu fliehen. Da noch andere französische und lothringische Flüchtlinge sich in der freien Reichsstadt eingefunden hatten, unter andern Franz Lambert von Avignon und der Ritter von Esch, aus Metz, so sammelte Farel sie zu einer Gemeinde, deren erster Prediger er ward. Unter ihren Mitgliedern, so wie überhaupt unter den evangelischen Franzosen, brachte der damals ausgebrochene Abendmahlsstreit große Bewegung hervor. Während Franz Lambert zu Luther hielt, waren Farel und die meisten Andern der Zwingli'schen Auffassung zugethan, beklagten aber schmerzlich das drohende Zerwürfniß. Peter Touſſaint, früher Kanonicus zu Metz und jetzt einer der thätigsten französischen Evangelisten, schrieb an Farel, die Straßburger zu vermögen mit Luther zu handeln: „bedenke, sagte er, die Verwirrung, wenn diese Verschiedenheit der Lehre benützt wird, der Welt vorzugeben, Straßburg habe einen andern Glauben, und Nürnberg einen andern. Würden nicht die Fürsten die Gelegenheit ergreifen, uns zum alten Götzendienst zurückzuführen?" Was die Straßburger in der Sache thaten, ist bekannt; Farel seiner Seits sandte ein ausführliches Schreiben an Bugenhagen; da in demselben nur Zwingli's Ansicht entwickelt und vertheidigt war, konnte es auf die Norddeutschen wenig wirken; es ist aber wichtig um Farel's damaligen Standpunkt zu bezeichnen.

Nicht weniger als dieser unselige Streit schmerzte ihn die ängstliche Rückhaltung Lefèvre's und Rousſel's, die es nicht einmal

wagten in Straßburg ihren wahren Namen zu nennen; vergebens erinnerte Farel seinen ehmaligen Lehrer an dessen Weissagung von einer Erneuerung der Welt, und ermahnte ihn Mitarbeiter dabei zu sein. In einem Briefe an Zwingli (12. Dez. 1525) klagte er über die Unentschiedenheit dieser Männer, die statt das Kreuz Christi auf sich zu nehmen, Gott und den Menschen zugleich dienen wollten. Bald darauf (Mai 1526) wurde es Lefèvre und seinen Freunden gestattet nach Frankreich zurückzukehren, an den Hof Margaretha's von Alençon, die Gerhard Roussel zu ihrem Prediger ernannte. Unter dem Schutze der edlen Fürstin, trat dieser nun, eine Zeit lang, mit größerem Muthe auf. Er wünschte sogar, daß auch Farel in das Vaterland zurückkommen könnte; von der mystischen Margaretha, welcher Farel's kühner, durchgreifender Geist nicht zusagte, konnte er jedoch für diesen nichts erhalten als eine Summe Geldes. Er suchte sich nun bei Andern für den ihm immer noch theuern Freund zu verwenden; den 7. Dezember 1526 meldete er ihm, er habe endlich ein Arbeitsfeld für ihn gefunden; auf seine Empfehlung hin, solle er ihn im Namen der beiden Söhne des Fürsten Robert de la Marck, Robert von Saulcis und Wilhelm von Jamets, berufen um in ihren Gebieten das Evangelium zu predigen; sie erwarteten ihn mit Ungeduld und wären bereit eine Druckerei zu errichten, damit er auch durch Schriften wirken könnte. Auch Peter Toussaint schrieb ihm um ihn zu schnellem Kommen zu bewegen. Allein bereits war Farel nicht mehr frei. So sehr auch die Thätigkeit in Straßburg in Gemeinschaft mit seinen Landsleuten ihn erfreut hatte, und so anregend und lehrreich der Umgang mit Butzer und Capito für ihn gewesen war, so hatte er sich doch nach einem selbstständigern Wirkungskreise gesehnt; er fühlte sich berufen zur Missionsthätigkeit, zu freiem Handeln und Kämpfen für die Reformation. Zu diesem Berufe hatte ihm auch Gott alle nöthigen Eigenschaften geschenkt, einen zwar schmächtigen, aber rüstigen, alle Mühseligkeiten ausdauernden Körper, eine Donnerstimme, wie Beza sich ausdrückt, eine glühende, bilderreiche Beredsamkeit, einen Muth, den die Gefahr anfeuerte statt ihn einzuschüchtern, eine Kraft der Ueberzeugung und des Willens, die bis ans Ende seiner langen Laufbahn ungebrochen blieb. Das Eigenthümliche seines Wirkens ist das schonungslose Bekämpfen des bloß äußerlichen Gottesdienstes, und das strenge, oft schroffe Dringen auf Reinheit des Lebens. Es erklärt sich dies aus seiner eigenen innern Bildungsgeschichte, aus der Art wie er, der in seiner Jugend ein fanatischer Bilderverehrer gewesen, und trotz der Verweltlichung der Geistlichen und der Mönche dieselben für „göttlich" gehalten hatte, sich zur Erkenntniß der Wahrheit durchgekämpft hatte. Entrüstet darüber, daß die Menschen an dem Aeußern und

Unheiligen hingen, wollte er dieſes unbedingt, und oft gewaltſam entfernen.

Im Oktober 1526 war er zu Fuß, und manche Gefahr ausſtehend, von Straßburg nach Baſel, und nach kurzem Aufenthalte in dieſer Stadt wo eine Peſt wüthete und der Rath ihm immer noch ungünſtig war, nach Bern gegangen. Hier hatte ihm Berthold Haller den Rath ertheilt die Reformation der romaniſchen Schweiz zu verſuchen, und zunächſt zu Aelen (Aigle) im untern Rhonethale, das den Bernern unterthan war. Ohne Verzug war er dieſem Rathe gefolgt; um ſich in die Herzen des unwiſſenden und rohen Volkes den Weg zu bahnen, war er zu Aelen als Lehrer der Kinder aufgetreten, unter dem Namen Wilhelm Urſinus. Den 30. November wagte er es zum erſten Mal zu predigen; da erhob ſich ein Sturm, Behörden und Prieſter widerſetzten ſich ſeiner weitern Thätigkeit. Er beklagte ſich bei der Regierung von Bern, worauf dieſe den 8. März 1527 der Obrigkeit von Aelen den Befehl erließ ihn öffentlich und ungehindert das Wort Gottes verkündigen zu laſſen; zugleich erhielt er ſeine förmliche Beſtallung als Schullehrer und Prediger. Von nun an hatte ſein Wirken beſſern, obſchon ſehr langſamen Erfolg. Mehrere Thatſachen beweiſen, wie unwiſſend die Geiſtlichen und Mönche in dieſen Gegenden waren. Zu Lauſanne war ein Prediger, Natalis Galéot, der den Ruf hatte ein gelehrter und der Wahrheit nicht unzugänglicher Mann zu ſein. Farel richtete drei längere Schreiben an ihn, in der Hoffnung ihn zur Beſprechung der großen Fragen zu bewegen, die die Chriſtenheit beſchäftigten. Erſt auf den dritten Brief erfolgte eine Antwort, aber in hochfahrendem, beleidigendem Tone, und ohne ſich auf irgend welche Gründe einzulaſſen. Ein ander Mal traf Farel auf offener Straße mit einem Bettelmönche zuſammen, der an einem benachbarten Orte gegen ihn gepredigt hatte; ihre Unterredung zog eine Menge Leute herbei und endete damit, daß Beide ins Gefängniß abgeführt wurden; vor dem Richter that der Mönch Abbitte und verſprach einer Predigt Farel's beizuwohnen und ihn dann zu widerlegen, wenn er könnte; er zeigte ſich jedoch nicht mehr in Aelen. Endlich mißglückte ein Verſuch die Clariſſinnen von Vevay zu bekehren.

Im Januar 1528 wohnte Farel dem Berner Religionsgeſpräch bei, wo er ſeine Freunde aus Baſel und Straßburg wieder ſah. Für die franzöſiſchen Aemter Aelen und Granſon wurde, den 15., ein eigenes Geſpräch gehalten, in welchem Farel für die Reformation das Wort führte, ohne jedoch die Gegner gewinnen zu können. In Aelen ſelbſt erwartete ihn neuer Widerſtand von Seiten der Behörden und der Geiſtlichkeit; die Berner Regierung ſandte zuletzt Abgeordnete, um den Prediger zu beſchützen und den Stand der Dinge zu unter-

ſuchen; in den Gemeinden des Amtes Aelen wurde über die Reformation abgeſtimmt, Ormont blieb katholiſch, Aelen, Bex und Olon erklärten ſich für Abſchaffung der Meſſe. Zwar fügte ſich die Minorität nicht leicht in die durch Stimmen-Mehrheit eingeführte neue Ordnung; Farel hatte noch manchen Kampf zu beſtehn, doch ging von nun an ſeine Wirkſamkeit einen regelmäßigern und daher erfolgreichern Gang.

Im Juni 1529 ertheilte ihm der Berner Magiſtrat die Befugniß, auch in den Herrſchaften und Orten zu predigen, mit denen Bern im Bürgerrecht ſtand, jedoch mit dem Vorbehalt, „daß dieſelben es wünſchten". Er verließ Aelen, und ſchlug ſeinen Sitz zu Murten auf, welcher Ort zugleich Bern und Freiburg unterthan war, und wo er ſchon das Jahr zuvor einmal geweſen war. Eine ſeiner erſten Arbeiten zu Murten war die Abfaſſung eines Sendſchreibens „an die Obrigkeiten und Völker, zu denen ihm der Herr Zutritt geſtattete"; er erzählte darin, als belehrendes Beiſpiel, ſeinen eigenen religiöſen Entwicklungsgang, wie er aus einem abergläubiſchen Katholiken ein Zweifler, und zuletzt nach ſchweren innern Kämpfen, ein Bekenner und Prediger der Wahrheit geworden. Daran knüpfte er Ermahnungen dieſer Wahrheit allein zu folgen, und Warnungen beſonders an die Lehrer des göttlichen Wortes, das Evangelium rein zu verkündigen, ohne Rückſicht auf Gunſt oder Ungunſt der Menſchen. Er ſelbſt fuhr fort auf dieſe Weiſe raſtlos zu wirken. Von Murten aus machte er Reiſen in die Umgegend, trat zu Lauſanne auf, zu Neuſtadt (Neuveville) wo er den Pfarrer bekehrte, in den Jurathälern, zu Biel, und in den meiſten Orten des Seegeländes der Waadt. Ueberall traf er auf Widerſtand, überall ließ er aber auch Keime eines neuen Lebens zurück. Im Dezember kam er nach Neuenburg (Neufchatel); Georg von Rive, Herr von Prangin, Statthalter der am Hofe Franz des I. anweſenden Markgräfin Johanna von Hochberg, Wittwe des Herzogs von Longueville, erließ alſobald ein ſtrenges Verbot gegen den gefürchteten Prediger. Der Pfarrer von Serriéres, Eymer Beynon, ließ ihn jedoch auf öffentlichem Platze auftreten; die verſammelte Menge theilte ſich in Gegner und Freunde, es entſtand ein wilder Lärm. Leute aus Neuenburg, die Farel zu Serriéres hörten, führten ihn in die Stadt ſelbſt, wo er gleichfalls in den Straßen und auf den Märkten ſeine Predigt erſchallen ließ, und aller Drohungen ungeachtet, zahlreiche Anhänger fand. Als er kurze Zeit nachher abermals nach Neuenburg kam, war die Einwohnerſchaft in zwei erbitterte Parteien getheilt, die eine für, die andere wider die Reformation. Bern ermahnte vergebens zur Mäßigung; ſelbſt Farel, deſſen Eifer in dieſen Kämpfen immer mehr entbrannte überſchritt die Grenzen. Als er einſt ſagte, da man in der Kathe-

drale das Recht habe Messe zu lesen, so sei es billig auch das Evangelium daselbst zu predigen, machten sich seine Zuhörer auf, führten ihn nach dem Münster, wo er alles Widerstandes ungeachtet, die Kanzel bestieg, und gegen den Bilderdienst so gewaltig eiferte, daß das Volk ohne Verzug an die Zerstörung der Bilder ging. Beide Theile wandten sich an Bern; es erschienen Abgesandte, welche auch hier die Einwohner abstimmen ließen; 19 Stimmen entschieden zu Gunsten der Reformation; die Abschaffung der Messe wurde vom 23. Oktober 1530 datirt, beide Theile gelobten sich in Frieden zu ertragen und ein Vertrag mit der Markgräfin von Hochberg bestätigte die neue Ordnung der Dinge. Mehrere Geistliche des Landes erklärten sich für die Reformation, und einige vorübergehende Stürme abgerechnet, befestigte sich die evangelische Kirche zu Neuenburg von Tag zu Tag. Während dieser Zeit durchzog Farel die Landgemeinden, mit manchen Widerspenstigkeiten kämpfend, ja häufig von den aufgehetzten Bauern mißhandelt. Zu Valengin, wo sein Gefährte und Landsmann, Anton Boyve, unkluger Weise dem Priester die Hostie aus der Hand riß, wurden sie geschlagen bis auf's Blut und in das Gefängniß des Schlosses geworfen. Die Neuenburger eilten herbei, drohten das Schloß anzuzünden, und erhielten nur mit Mühe die Freiheit der Prediger. Bereits sechs Monate später wurde auch zu Valengin die Messe abgeschafft.

Farel kehrte nach Murten zurück, von wo aus er mehrere Missionsreisen in die Umgegend machte; auch schrieb er nach Straßburg, man möge ihm tüchtige französische Prediger schicken. Er predigte zu Avenches, und besonders zu Orbe, bald von dem Pöbel verfolgt, bald mit Mönchen disputirend, aber stets von Bern unterstützt. Zu Orbe hatte er anfänglich nur geringen Erfolg, obwohl schon vorher einige evangelisch Gesinnte unter den Bürgern waren; unter diesen war ein junger Mann, der bald einer der thätigsten Gehülfen Farel's wurde, Peter Viret, dessen Schicksale wichtig genug sind eigens erzählt zu werden. Zu S. Blaise, wohin Farel von Neuenburg aus ging, ward er schwer mißhandelt und mit dem Galgen bedroht; nur mit Mühe entkam er nach Murten. Hier traf er einen andern seiner Landsleute, Christoph Fabri, von Vienne in Dauphiné; Fabri ersetzte ihn nun zu Murten, während seiner häufigen Reisen; bald darauf wurden er und Anton Marcourt, von der Anfangs 1532 gehaltenen Berner Synode, der auch Farel beiwohnte, als Pfarrer von Neuenburg erwählt. Aehnliches geschah zu Granson, wo der unermüdliche und unerschrockene Farel, beschimpft, verleumdet, zu Boden geschlagen, in's Gefängniß geworfen, und von der Berner Regierung selbst zuletzt gebeten die Gegend zu verlassen, dennoch, wenige Monate später, eine Gemeinde sich bilden

sah. Es würde zu weit führen, sollten hier die Versuche erzählt werden, die er während dieser vielbewegten Jahre auch in andern Ortschaften des Juragebirges zu Corcelle, zu Boudevillier, u. s. w. machte, wo er, gegen die Rohheit des Volkes, und den Fanatismus der Priester kämpfend und vielfache Schmach erduldend, meist den Sieg errang oder ihn doch vorbereitete.

Zu Murten, im Juli 1532, verfaßte Farel ein Sendschreiben „an alle Liebhaber des heiligen Worts", zum Zweck, die in Frankreich und anderswo bedrängten Evangelischen zur Ausdauer aufzumuntern und ihnen zu empfehlen, auch mitten in den größten Gefahren, ein frommes Leben zu führen. Bald darauf, als er die neue Gemeinde zu Granson ordnete, trafen daselbst zwei Waldenser Prediger bei ihm ein, Georg Morel und Peter Masson, die von einer Reise nach Straßburg und den protestantischen Städten der Schweiz zurückkehrend, ihn baten der Synode beizuwohnen, welche in dem Thale von Angrogne, in den Piemontesischen Alpen gehalten werden sollte. Farel und sein Gehülfe Anton Saunier, gleichfalls aus dem Dauphiné, begaben sich dahin, aller Gefahren ungeachtet; die Synode trat den 12. September 1532 zu Chanforans in dem genannten Thale zusammen; sie beschloß sich den Grundlehren der Reformation anzuschließen um die Glaubensgemeinschaft zwischen den Waldensern und allen Evangelischen herzustelleu. Farel rieth noch besonders Schulen in den Thälern zu errichten, und sandte später von Murten aus vier Lehrer, deren einer Robert Olivetan war. Die Waldenser wünschten auch, Farel möchte ihnen eine französische Bibel-Uebersetzung besorgen lassen; auf seine Empfehlung übernahm und vollbrachte Olivetan dieses Werk.

Bei ihrer Rückkehr aus Piemont, kamen Farel und Saunier Anfangs Oktober 1532 nach Genf. Die kirchliche und politische Gährung, die in dieser Stadt herrschte, konnte ihnen nicht unbekannt sein; auch hatten sie wohl von der kleinen Anzahl Protestanten gehört, die sich hier gesammelt, und gegen die man, schon im März 1530 Straf-Dekrete bekannt gemacht hatte. Schon 1531 hatte Zwingli Farel's Aufmerksamkeit auf Genf gerichtet, als auf ein würdiges Ziel seiner Thätigkeit. Die aber, welche „den armseligen, schmächtigen Prädikanten, Meister Wilhelm", einen kleinen Mann, mit sonnverbranntem Gesichte und röthlichem Barte, ankommen sahen, ahnten nicht, welche Folgen diese Ankunft haben würde, so wenig, als er selber das voraus sehen konnte, was Gott hier durch ihn zu wirken beschlossen hatte. Ein längerer Aufenthalt lag diesmal nicht in seiner Absicht; wie es kam, daß die Genfer, die im Geheimen der Reformation zugethan waren, seine Anwesenheit erfuhren, ist unbekannt; sie drängten sich aber um ihn, und belehrt über das, was

noch unvollkommen in ihrem Glauben war, beeiferten sie sich, die evangelischen Grundsätze weiter zu verbreiten. Mit der politischen Lage Genf's und den Partheiungen unter der Bürgerschaft, so sehr sie auch mit der Genfer Reformationsgeschichte verwoben sind, haben wir uns hier nicht zu befassen; wir müssen voraussetzen, daß sie den Lesern aus der Biographie Calvin's bekannt genug sind.

Die durch die Ankunft der Prediger entstandene Bewegung veranlaßte den Rath, Farel und Saunier vor sich zu rufen; als jener sich diesmal mit Mäßigkeit vertheidigte und die Empfehlung der Berner vorwies, begnügte man sich, ihn, im Namen der öffentlichen Ruhe, zu bitten, die Stadt zu verlassen. Ehe er dieser Bitte nachkommen konnte, wurde er vor den bischöflichen Vikar, Abt von Beaumont gerufen, um sich wegen seiner Lehre zu rechtfertigen. Nichts konnte ihm erwünschter sein als dieser Ruf; da er vorher auf den Straßen von dem Pöbel beschimpft worden war, verlangte er sicheres Geleit; von zwei der Syndics begleitet, begab er sich dann mit Saunier in das Haus des Vikars. Seine Hoffnung auf eine regelmäßige Disputation wurde jedoch getäuscht; bei seinem Eintritt rief ihm der Fiscal-Procurator Wilhelm de Vegio die Worte entgegen: „Komm daher, du böser Teufel Farel, warum ziehst du in der Welt herum um alles zu verwirren? wo kommst du her? Was willst du hier? Wer hat dich gerufen und dir zu predigen erlaubt?" Farel antwortete mit der größten Gelassenheit: „ich bin kein Teufel, ich ziehe herum um Jesum Christum zu predigen, der für unsere Sünden gestorben und zu unserer Rechtfertigung auferstanden ist, so daß, wer an ihn glaubt, das ewige Leben erhält, wer aber nicht an ihn glaubt, verdammt wird. Zu diesem Zwecke bin ich von Gott, unserm guten Vater, gesandt als Bote Christi, um ihn denjenigen zu predigen, die mich hören wollen. Ich bin bereit Rechenschaft von meinem Glauben vor euch abzulegen, sofern es euch gefällt mich anzuhören in Geduld; ich habe keine andere Autorität als die von Gott mir verliehene, um sein Diener, und nicht der Diener der Menschen zu sein." Er schloß, von dem Anblicke der zornentbrannten Gegner gereizt, mit den Worten: „nicht ich störe die Ruhe dieser Stadt, ihr thut es, indem ihr nicht nur Genf, sondern die ganze Welt durch eure Menschensatzungen und euer schlechtes Leben in Verwirrung bringt." Mehr brauchte es nicht, um die Wuth der anwesenden Priester zum Ausbruch zu bringen: „er hat Gott gelästert! wir brauchen keine Zeugen mehr, er ist des Todes schuldig," so riefen die geistlichen Herren, wie ehemals die Hohenpriester zu Jerusalem; „in die Rhône mit ihm! es ist besser, dieser abscheuliche Luther sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe!" Farel erhebt entrüstet die Stimme: „redet die Worte Gottes, und nicht die des Kaiphas!" Er wird mit Saunier hinaus gesto-

ßen und nach dem Berichte einer Nonne, die Zeuge des Auftrittes war, auf der Straße von mehr wie achtzig Prieſtern überfallen „die alle wohl mit Prügeln bewaffnet waren, um den heiligen katholiſchen Glauben zu vertheidigen und bereit für ihn zu ſterben.“ Um dem Tumulte ein Ende zu machen, wird ihm von Raths wegen bei Todesſtrafe befohlen, in drei Stunden die Stadt zu verlaſſen. Nur mit Mühe gelang es mehrern Magiſtratsperſonen ihn den Händen der Prieſter zu entreißen; einer dieſer letztern ſtach nach ihm mit einem Degen, ein andrer ließ durch einen Mann des Volkes eine Büchſe auf ihn abfeuern, beidem aber entging er, zum großen Leidweſen der guten Nonne, welche dieſe Heldenthaten berichtet hat. Erſt Tags darauf verließ er mit Saunier das damals noch ſo fanatiſche Genf; ein Schiff brachte ſie über den See; bei Lauſanne ſtiegen ſie an's Land und kehrten, dieſe Stadt vermeidend, nach Orbe und Granſon zurück. Zu Granſon traf Farel mit einem jungen Landsmanne zuſammen, Anton Froment, den er bewog nach Genf zu gehen, um im Geheimen das begonnene Werk fortzuſetzen. Er ſelber begann ſein Predigen in der Umgegend wieder; im Juni des folgenden Jahres 1533 machte er zu Peterlingen (Payerne), wo Viret ſchon einige Freunde geſammelt hatte, einen Reformationsverſuch, den er mit Gefängniß büßen mußte; doch bildete ſich nicht lange nachher eine blühende evangeliſche Gemeinde in dieſer Stadt.

Wenig Tage nach Farel's Entfernung, im November 1532, war Froment nach Genf gekommen, und hatte ſich als Lehrer der Kinder angekündigt; er gab Unterricht im Schreiben und Rechnen, ſprach aber auch hin und wieder von religiöſen Dingen. Mehrere Familienväter luden ihn ein ihnen das Evangelium zu erklären; auch die ſchon früher zum Proteſtantismus Bekehrten traten dazu, und Froment predigte mehrmals in Privathäuſern vor immer wachſender Verſammlung. Bald wuchs auch dieſer der Muth, und es wurde beſchloſſen, daß am Sylveſtertage Froment in der Magdalenenkirche predigen ſollte. Die Geiſtlichkeit ließ Sturm läuten, das Volk lief zuſammen, und die Predigt mußte unterbleiben. Allein am folgenden Tage, dem erſten des Jahres 1533, hielt der junge Reformator auf dem Molard-Platze, eine noch erhaltene freimüthige Rede über die Mißbräuche und Irrthümer des römiſchen Katholicismus; er konnte ſie jedoch nicht beendigen, denn von dem Pöbel und den Prieſtern bedroht, mußte er ſich in das Haus eines Freundes retten und nach mehreren gefahrvollen Tagen über den See entfliehen.

Die Zahl der Anhänger der Reformation war indeſſen bedeutend geſtiegen; ſie fühlten ſich bereits ſtark genug um Abgeordnete nach Bern zu ſchicken, die Farel als Prediger begehren ſollten. Bern geſtattete ihn gern, mit Geſandten der Regierung dieſes Ortes kehrte er nach

Genf zurück, allein er mußte unverrichteter Sache abermals die Stadt verlaſſen. Dagegen berief die, von Freiburg unterſtützte katholiſche Parthei einen Doctor der Sorbonne, den gelehrten, aber heftigen Dominikaner Guy Furbity; dieſer predigte, während des Advents 1533, mit maßloſer Leidenſchaftlichkeit gegen die Ketzer und gegen die Berner, deren Beſchützer. Die Genfer Reformirten berichteten dies nach Bern; es kamen Geſandte, um ſich zu beklagen, und mit ihnen Farel, Viret und Froment. Während der Rath über Bern's Klage gegen Furbity verhandelte, predigten, dieſer öffentlich gegen die Reformation, und Farel in Privathäuſern gegen das Papſtthum. Die Berner Geſandten drangen auf eine Disputation zwiſchen den zwei Gegnern; Furbity erklärte ſich bereit, erhielt aber von dem biſchöflichen Vikar die Erlaubniß nicht; auf wiederholtes Begehren des Magiſtrats, willigte er endlich ein ſich mit Farel öffentlich zu beſprechen, und that Abbitte wegen ſeiner Ausfälle gegen Bern. Den 29. Januar 1534 begann die Disputation, in dem Genfer Rathhauſe, vor dem großen und dem kleinen Rath, und vor den Berner Geſandten. Furbity behauptete das Recht der Kirche, Anordnungen zu treffen, die nicht von der Bibel verordnet wären; Farel läugnete es; dies war der Hauptgegenſtand des, während mehrerer Tage fortgeſetzten, und öfters durch Geſchrei geſtörten Geſprächs. Der Mönch zeigte ſich in der katholiſchen Theologie tüchtig bewandert, aber unlogiſch, ungeſchickt und ungeſtüm; Farel widerlegte ihn mit Feuer, und ſtellte ihm die Sätze entgegen, Chriſtus ſei allein Herr der Kirche und was nicht in der Bibel gegründet ſei, müſſe verworfen werden. Seine Erörterungen wurden mehrmals von Furbity unterbrochen, der ungeduldig ansrief: „wir ſind nicht hier um lange Predigten zu hören, ihr wißt nicht was Disputiren heißt.“ Er hatte nicht Unrecht; denn von ſeinem Eifer fortgeriſſen, ging Farel über die ſcholaſtiſche Form einer Disputation hinaus, und benutzte die Gelegenheit, um vor dem verſammelten Rath die reformirten Lehren zu entwickeln und die katholiſche zu bekämpfen. Mochten indeſſen ſeine Reden zu lang ſein, ſo waren ſeine Gründe ſchlagender und ſeine Beredſamkeit mächtiger als die des durch ſeine Verlegenheit mürriſch gewordenen Mönchs. Als dieſer von dem Nutzen der Hierarchie für die Kirche redete, rief Farel aus: „Wollte Gott, daß ihr und alle, die den Namen Doctoren tragen, Liebe genug zur Kirche hätten, um ſie zu erbauen und in ihrer Reinheit wieder herzuſtellen! In euern Univerſitäten und Verſammlungen handelt ihr aber ohne Rückſicht auf Gott und ſein Recht; ihr hört das chriſtliche Volk nicht, das doch berufen werden ſollte, ſondern was ihr beſchließt, es ſei Recht oder nicht, das muß gehalten werden bei Todesſtrafe; und will euch einer aus der Schrift widerlegen, ſo verweiſt ihr ihn mit ſeinen Gründen

an den Henker. Die Schrift allein soll Autorität haben in der Kirche; so ist es nicht mehr, ihr allein seid Alles und thut Alles, ihr schneidet und näht wie es euch beliebt; auf das Volk wird so wenig geachtet als auf unvernünftiges Gethier. Ihr haltet die Fürsten unter eurer Gewalt, während ihr der Obrigkeit unterthan sein solltet. Eure Gebote sollen befolgt werden; die Gottes und der Obrigkeit tretet ihr mit Füßen. Die heilige Schrift weiß nichts von Papst, Kardinälen, Bischöfen. Wie könnt ihr eure Würden, Aemter, Grade, Benefizien dem heiligen Geiste zuschreiben? Wahrlich, nicht der Geist Christi, der sanftmüthig und demüthig ist, sondern der ihm feindselige Geist hat dies Alles eingeführt. Ihr wollt einen Christus, der reich und mächtig sei in dieser Welt und diejenigen tödten lasse die ihm widerstehn. So war unser Herr nicht, er war arm, verfolgt, verspottet, und wurde getödtet von seinen Widersachern. Ich staune, daß man zu sagen wagt die Kirche des Papstes werde wie die erste durch den heiligen Geist regiert und Christus lebe in ihr; in der That, der heilige Geist und Christus wären sonderbar verändert! Nein, er regiert vielmehr die welche in dieser Zeit verfolgt, vertrieben, verbrannt werden für sein Evangelium wie in den Zeiten der alten Kirche; mit diesen ist Christus; wie könnten sie sonst bestehn, da man sie grausamer behandelt als je? Der Herr hat uns dies vorausgesagt, wir tragen es in Glauben und Geduld, denn wir wissen, daß er vollenden wird was er begonnen hat, und das gerechte Blut rächen, das für sein Wort vergossen wird." Noch mehrmals sprach sich Farel in solcher Weise aus. Man begreift welchen Eindruck solche Reden machen mußten, zumal da der Gegner selber die Macht derselben empfand. Gedrängt, und unvermögend aus der Bibel zu argumentiren, sagte Furbity zuletzt: „was ich gepredigt habe, kann ich nicht durch die Schrift beweisen, ich habe es aus der Summe des h. Thomas genommen; ich bitte euch dies zu merken, ich habe Niemanden tadeln wollen." Er versprach sogar, in der Peterskirche öffentlich Abbitte zu thun und seine Irrthümer zu widerrufen; kaum hatte er aber, den 15. Februar, die Kanzel bestiegen, als er wieder in heftige Anklagen gegen die Ketzer ausbrach. Er wurde hierauf ins Gefängniß gelegt, und erst mehrere Jahre später, auf Verwenden des Königs von Frankreich, wieder befreit.

Während der Dauer des Gesprächs, dessen Haltung und Ausgang Viele für die Reformation bestimmte, hatten Farel und Viret fortgefahren in Privathäusern zu predigen. Die Gemüther erhitzten sich immer mehr; die schmählichsten Gerüchte wurden über die Reformatoren verbreitet, wüstes Gesindel verfolgte sie in den Straßen und tobte vor ihrer Wohnung, so daß mehrere ihrer Anhänger sich zu ihrem Schutze bewaffneten. Freiburg drohte das Bündniß mit

Genf zu zerreißen; der Bischof hatte schon den 1. Januar 1534 alles Predigen ohne seine Erlaubniß verboten, und unter Strafe des Bannes das Verbrennen der Bibel-Uebersetzungen verordnet. Allein Farel's Ansehn war bereits so groß, daß die Syndics ihm sagen ließen, er möge sich nicht stören lassen, nur möge er noch nicht öffentlich predigen. Als jedoch, den 1. März, der Barfüßer Franz Coutelier in der Kirche seines Klosters die Reformation angriff, bestieg Farel, der diese Rede mit angehört hatte, sofort die Kanzel und widerlegte den Mönch; dies war seine erste öffentliche Predigt zu Genf; sie setzte den noch zögernden Magistrat in nicht geringe Verlegenheit. Man bat die Berner Gesandten, die im Begriff waren abzureisen, Farel zu bewegen, sie zu begleiten und versprach zugleich, dem Coutelier das fernere Predigen zu verbieten. Farel blieb jedoch und erbot sich mit Letzterem zu disputiren; der Rath gab es zu, nur mit der an Farel gerichteten Bitte, Rücksicht zu nehmen auf den in der Stadt herrschenden unglücklichen Zwiespalt. Die Disputation fand nicht statt; Farel war bereits gefürchtet, „als die Geißel der Priester," wie die Gegner ihn nannten. Das Reformationswerk machte die raschesten Fortschritte; schon den 30. April sprach der Bischof, der sich nach Annecy zurückgezogen hatte, den Bann aus über Genf; Freiburg sagte sich von dem Bündnisse los und der Herzog von Savoyen drohte mit Krieg. Genf wurde aber von Bern unterstützt, und unter dem Schutze dieses mächtigen Verbündeten, und nicht mehr genöthigt auf Freiburg Rücksicht zu nehmen, zeigte sich der Magistrat der Reformation täglich günstiger. Es darf indessen nicht verschwiegen werden, daß auch Gewaltthätigkeiten, Zerstören von Bildern und Altären, Mißhandlungen von Priestern und Mönchen vorfielen, und daß in dieser ersten Zeit manche unreine Elemente sich mit den reformatorischen Bestrebungen des Volkes vermischten; die herrschende Sittenlosigkeit, die politischen Entzweiungen, das fanatische Betragen der römischen Geistlichkeit mögen diese Erscheinungen erklären, ohne sie zu entschuldigen. Erst Calvin vermochte, nach langen Kämpfen, aus dem gährenden Stoff ein neues Leben zu gestalten.

Ein von einem Genfer Canonicus gegen Farel, Viret und Froment angestifteter Vergiftungsversuch mißlang, brachte aber eine Entrüstung hervor, welche das Ansehn der Geistlichkeit vollends vernichtete. Farel predigte ungehindert in der Kirche der Vorstadt Rive; er begann sogar Ehen einzusegnen und die Sakramente zu verwalten. Den 2. April 1535 wies der Magistrat ihm und Viret eine Wohnung an im Kloster von Rive. Mehrere Mönche dieses Klosters traten zur Reformation über; einer derselben besonders, Jakob Bernard, wurde von der am Pfingsttage gehaltenen Predigt Farels so ergriffen, daß er ausrief, er wolle von nun an sich dem Evangelium widmen;

bereits den 30. Mai hielt er, von Farel und Viret unterstützt, eine Disputation mit Dr. Peter Caroli, der früher zu Meaux zu den evangelisch gesinnten Predigern Briçonnets gehört hatte, und mit dem Dominikaner Chappuis über die Rechfertigung, die guten Werke, die Tradition, die Heiligenverehrung und die Messe. Nach beendigtem Gespräch erklärten sich auch die beiden Gegner für die Reformation. Bald nöthigen die Bürger Farel, auch in andern Kirchen zu predigen; der Rath will es ihm verbieten, Farel aber bringt darauf, man möge nicht länger zögern; aus den gehaltenen öffentlichen Gesprächen könne man genugsam schließen, auf welcher Seite die Wahrheit sei; auf seinen Vorschlag beschließt man zuletzt die Zusammenberufung des Rathes der Zweihundert auf den 10. August. Zugleich wurde ihm zwar das Verbot wiederholt, anderswo zu predigen, als zu Rive; allein die Bürger ließen es nicht zu; ja den 8. August führte man ihn in die Kathedralkirche zum h. Petrus, wo er von Christo predigte, der die Verkäufer und Käufer aus dem Tempel gejagt, und von der römischen Kirche, die ein großer Markt von Benefizien und Indulgenzen geworden sei und einer durchgreifenden Reinigung bedürfe. Leider schickte sich das Volk sofort an, des Predigers Worte in die That zu übersetzen, indem es die Bilder der Kathedrale zerbrach. Zwei Tage später fand die Versammlung des großen Rathes der Zweihundert statt; Farel erschien, von Viret und Bernard begleitet; er verlangte abermals, in mächtiger Rede, die Einführung der Reformation und schloß mit den Worten: „Wir sind bereit, die Wahrheit dessen, was wir verkündigen, durch unser Blut zu besiegeln; selbst der grausamste Tod erschreckt uns nicht; wir verurtheilen uns selber dazu, wenn unsere Gegner beweisen können, daß das, was wir in den öffentlichen Gesprächen und in unsern Predigten behauptet haben, der heil. Schrift zuwider ist." Nach einigem Zögern beschloß die Versammlung die provisorische Abschaffung der Messe; schon den 27. August erschien ein definitives Reformations-Edikt.

Nach diesem Siege widmete sich Farel mit unermüdlichem Eifer der Befestigung des begonnenen Werkes; er predigte Eintracht, ermahnte den Rath, Gebete halten zu lassen für die Erhaltung des Friedens und der Freiheit der von dem Herzog von Savoyen blokirten und der Hungersnoth Preis gegebenen Stadt; er ließ eine Schule errichten, drang auf Maßregeln zur Verbesserung der Sitten, auf Einführung der Reformation in den Landgemeinden, machte eine auf die ursprünglichste Einfachheit gegründete Kult-Ordnung und bereitete eine Kirchen-Disciplin vor. Viret ging nach Lausanne ab; Christoph Fabri ersetzte ihn, wurde aber bald nach Thonon versetzt, wo ihm in den ersten Zeiten Farel häufig behülflich war. Den 21. Mai 1536 ließ Letzterer die Genfer Bürger den Eid ablegen,

dem Evangelium treu zu bleiben. Die letzten Priester und Mönche verließen die Stadt, während das Volk die letzten Bilder aus den Kirchen entfernte. Dabei gab es aber Viele, die in dem Triumph der Reformation nur einen Sieg über den Herzog von Savoyen und den Bischof sahen, und im stolzen Gefühl der neu errungenen Unabhängigkeit von der strengen Sittenreform nichts wissen wollten, die, nach Farel's Sinn, von der Reform des Kultus und der Lehre unzertrennlich war. Es war daher für den vereinzelt stehenden Reformator ein schweres Ding, das zu erhalten, was er gegründet hatte.

Dies war der Stand der Dinge, als um die Mitte des Jahres 1536 Johann Calvin, von Ferrara kommend, in Genf anlangte. Seine Absicht war, nach kurzer Rast, nach Straßburg weiter zu reisen. Peter Caroli erfuhr seine Ankunft und beeilte sich, Farel dieselbe zu melden. Farel, der allein die Last der Genfer Kirche zu tragen hatte und sich nach einem diesem großen Amte gewachsenen Gehülfen sehnte, begab sich alsobald zu dem durch seine Gelehrsamkeit und seinen Glaubenseifer bereits berühmten Ankömmling; er drang in ihn, in Genf zu bleiben, und da Calvin zögerte und begonnene literarische Arbeiten vorschützte, beschwor ihn der Reformator mit so feierlichen Worten, daß er, beinahe erschreckt, sich dem fügte, was ihm als ein ernster Ruf Gottes erschien. Er bot Farel und dem Magistrat seine Dienste an, die mit Freude angenommen wurden; er ward Farel's College und blieb sein innigster Freund bis zu seinem Tod. Obschon zwanzig Jahre jünger als Farel, übte er doch einen mächtigen Einfluß auf ihn aus; Farel's kühner Geist beugte sich unter den hohen, festen Sinn des Meisters; er hörte willig auf seine Zurechtweisungen und nahm später, in den Lehren vom Abendmahl und der Prädestination, dessen Ansichten an.*) Bald fanden die beiden Männer einen neuen Gehülfen, den ehemaligen Augustiner Courault, der sich von Paris nach der Schweiz geflüchtet hatte, und obgleich blind, ein thätiger Beförderer der Reformation zu Genf und in der Umgegend ward.

Um diese Zeit wurde ein öffentliches Religionsgespräch zu Lausanne veranstaltet, wo Viret mit Erfolg das Evangelium verkündigte. Die Veranlassung dazu war die Weigerung der Geistlichen der Vogtei Thonon, sich mit dem dortigen Prediger Fabri in eine Disputation einzulassen. Da sie stets gegen die Reformation predigten, aber jede öffentliche Verhandlung vermieden, hielt es Farel für um so nöthiger, eine solche abhalten zu lassen; sie wurde nun von der Berner Regierung auf den ersten Oktober 1536 ausgeschrieben. Man berief

*) 1549 widmete Calvin seinen Freunden Farel und Viret seinen Commentar über die Epistel an Titus; in der Huldigungsschrift spricht er auf schöne Weise von seinem Verhältniß zu Beiden.

Farel, Calvin, Fabri, Marcourt, um mit Viret und Caroli die reformatorischen Lehren zu vertheidigen. Farel stellte zehn Thesen auf über das Grundprinzip der Reformation, die Rechtfertigung durch den Glauben und die daraus sich ergebenden Folgen in Bezug auf das Wesen der Kirche und des Gottesdienstes. Es waren folgende: 1. Die heilige Schrift kennt keinen anderen Weg der Rechtfertigung, als den durch den Glauben an den einmal für uns dahingegebenen Christus; diesen täglich opfern wollen, heißt seine Kraft und sein Verdienst verkennen. 2. Dieser gekreuzigte, auferstandene und zur Rechten des Vaters erhobene Christus ist der einzige Hohepriester, Mittler und Herr der Kirche. 3. Die Kirche Gottes besteht aus denen, die glauben, daß sie blos durch das Blut Christi erkauft sind, und die seinem Worte allein vertrauen. 4. Diese Kirche erkennt man an den durch Christum eingesetzten Anstalten, Taufe und Abendmal, welche Sacramente heißen, weil sie Symbole und Zeichen der Gnade Gottes sind. 5. Sie erkennt keine andern Diener an, als solche, welche das Wort rein predigen und die Sacramente recht verwalten. 6. Sie kennt keine andere Beichte, als die, welche vor Gott geschieht, und keine andere Absolution, als die, welche Gott ertheilt. 7. Sie kennt keinen andern Gottesdienst, als einen geistigen, der weder der Ceremonien noch der Bilder bedarf. 8. Sie kennt keine andere Obrigkeit, als die der Laien; dieser ist der Christ Gehorsam schuldig, insofern sie nichts gegen Gott befiehlt. 9. Die Ehe ist kein Hinderniß der Heiligkeit irgend eines Standes. 10. Was die gleichgültigen Dinge (media) betrifft, wie Speise, Trank, Beobachtung gewisser Zeiten, so ist der Fromme frei zu handeln, wie es ihm gut dünkt, sofern es nur in Liebe geschieht.

Das Gespräch wurde am bestimmten Tage eröffnet, trotz des Widerredens der katholischen Kantone, trotz der wiederholten, von Farel widerlegten Protestationen der Lausanner Stiftsherren, trotz selbst eines kaiserlichen Schreibens an den Magistrat der Stadt. Zahlreiche Priester und Mönche waren zugegen; Drogy, Vicar zu Morges, Johann Mimard, Schullehrer zu Vevay, Johann Michod, Dekan an diesem Orte, der Abt Ferdinand Loys von Lausanne, der Vicar Johann Berilly traten für den Katholicismus auf; der vornehmste Vertheidiger dieses letzteren war aber der französische Arzt Claude Blancherose. Die Verhandlungen wurden, unter dem Vorsitz der Berner Abgesandten, mit allen bei solchen Gelegenheiten damals üblichen Förmlichkeiten in französischer Sprache geführt. Farel vertheidigte die erste These, indem er dem Pelagianismus der Gegner die betreffenden Bibelstellen entgegensetzte; besonders zeigte er, wie ungegründet der Vorwurf war, die Reformirten läugneten die guten Werke, während sie ja gerade die Menschen zur

wahren Quelle dieſer Werke, zum Glauben, zurückführen wollten. Viret widerlegte die vermittelſt ſophiſtiſcher Auslegung mehrerer alt- und neuteſtamentlicher Stellen behauptete Nothwendigkeit des täglich zu wiederholenden Opfers Chriſti. Gegen die zweite Theſe, die Viret entwickelte, trat Niemand auf. Deſto mehr Widerſpruch fand die dritte, bei welcher auch die Transſubſtantiation zur Sprache kam. Farel, Viret, Calvin nahmen nach einander das Wort; Letzterer wies nach, daß das katholiſche Dogma noch nicht in den Kirchenvätern enthalten iſt. Da auf ſeine Rede die Gegner ſchwiegen, ſtand der Barfüßer Johann Tandi auf und erklärte mit eindringlichen Worten, er erkenne die Wahrheit der evangeliſchen Lehre und entſage dem Papſtthum. Bei der vierten und fünften Theſe ſprach Viret über die Auctorität des Papſtes und der Kirche, und über die verſchiedenen Grade der Hierarchie. Entrüſtet, daß Niemand ſich erhob, um ihn zu widerlegen, ſagte der Arzt Blancheroſe: „Ich bitte mich zu entſchuldigen, wenn ich bisher keine genügenden Gründe vorgebracht habe; ich weiß nicht mehr, was man gegen die aufgeſtellten Sätze einwenden könnte; die Prieſter, ſtatt mir beizuſtehn, laſſen mich im Stich.“ Auch über die von Viret entwickelten ſechſte und ſiebente Theſen ſchwiegen die Gegner, obwohl deren über hundert anweſend waren. Erſt über die achte entſpann ſich ein lebhafter Streit zwiſchen Farel, Viret und Caroli einerſeits, und Blancheroſe und Michod andrerſeits; auch die Transſubſtantiation wurde wieder hereingezogen. Die neunte und die zehnte der Theſen wurden von Farel und Viret gegen Blancheroſe vertheidigt; dieſer zog ſich zuletzt aus der Verſammlung zurück. Zum Schluß beklagte ſich der Vicar Drogy über die Art, wie die Prediger „die armen Prieſter“ behandelten; ſind ſie unwiſſend, ſo müſſe man Mitleid mit ihnen haben; es ſei kein großer Ruhm, ſie zu beſiegen; man ſolle ihnen Zeit laſſen, zu ſtudiren, um ſich vertheidigen zu können und keine Irrthümer zu lehren. Er hatte Recht; denn in der That hatten ſie durch ihre Haltung beim Geſpräch, und beſonders dadurch, daß ſie das Hauptgeſchäft einem Laien, einem Arzte, überließen, genugſam gezeigt, wie unwiſſend die Geiſtlichkeit damals in dieſen Gegenden war, wie wenig ſie zum Kampfe taugte gegen die in jeder Hinſicht ihr ſo weit überlegenen Reformatoren. In ſeiner Erwiderung auf Drogy's Rede ſagte Viret unter Anderm: „Ihr verurtheilt ſelbſt eure Prieſter, wenn Ihr ſie durch ihre Unwiſſenheit entſchuldigen wollt. Würde ein Schuſter berufen, ſein Handwerk zu vertheidigen, er fände gewiß die beſten Gründe dafür. Iſt es daher nicht eine Schmach für die Prieſter, daß ſie das, was ſie treiben, nicht zu rechtfertigen vermögen? Thun ſie was Rechtes, warum behaupten ſie es nicht? Ihr begehrt Zeit, um zu ſtudiren: ſeid ihr ſo herabgekommen, daß ihr nicht einmal

wißt, ob Ihr recht handelt oder nicht? Wenn Ihr nicht versichert seid, daß die Messe von Gott ist, warum feiert Ihr sie? Sind die Priester so unwissend, wie Ihr es sagt, so sollten sie ihr Amt aufgeben. Ihr wäret nicht thöricht genug, um Euch einem Schiff anzuvertrauen, dessen ungeschickter Steuermann Euch der Gefahr zu ertrinken aussetzen würde. Wie könnt Ihr Euch daher wundern, daß wir Eure Leitung nicht mehr wollen?" Farel beschloß die Verhandlungen, die acht Tage gedauert hatten, durch eine lange Predigt, in der er die zehn Thesen nochmals entwickelte, das Volk und die Priester zur Annahme der Wahrheit ermahnte, und die Reformatoren gegen die gegen sie ausgestreuten Verläumdungen vertheidigte. Der Schultheiß von Bern, Jakob von Wattwyl, lud hierauf die Versammlung ein, in Ruhe die Beschlüsse der Regierung zu erwarten. Die Folge des Gesprächs war, daß schon den ersten November die Reformation zu Lausanne eingeführt, und Viret und Caroli als Prediger der neuen Gemeinde angestellt wurden.

Nach Genf zurückgekehrt legte Farel, den 10. November, dem Rath ein Glaubensbekenntniß und einige disciplinarische Artikel vor. Das Bekenntniß bestand, so wie die Augsburger Confession, aus 21 Artikeln. An der Spitze steht der Grundsatz, daß die heilige Schrift allein die Regel des Glaubens ist; alles, was folgt, ist wesentlich nur eine Entwickelung der theoretischen und praktischen Folgerungen aus diesem Prinzip, sowohl positiv die evangelische Lehre aufstellend, als polemisch die katholischen Irrthümer abweisend. Zuerst wird die Einheit Gottes behauptet; dieser Gott soll allein und im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden, woraus die Verwerfung der Heiligenanrufung und der äußern sinnlichen Gebräuche folgt. Sein Gesetz ist das höchste; in dessen Befolgung besteht die Gerechtigkeit, deren Grundzüge sich in den zehn Geboten finden. In Folge des Sündenfalls ist aber der Mensch unvermögend, das Gesetz zu erfüllen und verfällt dem göttlichen Strafurtheil. Durch sich selber kann er sich nicht retten; allein Gott hat ihm in Christo einen Erlöser gegeben; durch den Glauben an diesen erfolgt das Heil. Die Summe des Glaubens ist im apostolischen Symbolum enthalten. Der Glaube bewirkt Rechtfertigung, Wiedergeburt und Vergebung der Sünden bei den Wiedergeborenen, dies Alles aber nur aus freier Gnade Gottes, ohne Rücksicht auf irgend ein Verdienst von Seiten des Menschen. Der Glaube ist ein sicheres Vertrauen in die Verheißungen Gottes, eine Aufnahme Christi so wie er von dem Vater gegeben und in der heiligen Schrift dargestellt ist. Christus ist daher allein anzurufen, und zwar durch Jedem verständliche Gebete; das Mustergebet ist das des Herrn. Der Sacramente sind nur zwei; sie haben zum Zweck, den Glauben an die Verheißungen Gottes zu stärken und denselben

vor den Menschen zu bezeugen. Die Taufe ist ein äußeres Zeichen der Wiedergeburt; das Abendmahl ist ein Zeichen, durch welches unter Brod und Wein die wahre geistige Gemeinschaft dargestellt wird, die wir mit dem Leib und Blut des Herrn haben; es soll Allen unter beiderlei Gestalt gereicht werden. Die Kirche bedarf einer Form und Ordnung, aber alle Gesetze, die nur dazu dienen, die Gewissen zu binden, müssen verworfen werden. Die rechte Kirche erkennt man an der reinen Predigt des Wortes Gottes und an der reinen Verwaltung der Sacramente; wo dies nicht stattfindet, ist die Kirche nicht. Da es aber auch in der wahren Kirche, insofern sie eine sichtbare ist, Verächter Gottes und seines Wortes geben kann, so ist der Bann, als heilsames Mittel der Zucht, einzuführen. Es kann keine andere Geistliche (pasteurs) geben, als Diener des Worts; sie haben keinen andern Auftrag, als das Volk Gottes nach seinem Gesetze zu leiten. Alle Obrigkeit ist von Gott eingesetzt; man ist ihr Gehorsam schuldig in Allem, was nicht gegen die heilige Schrift anstößt.

Ob Calvin bei Abfassung dieses Bekenntnisses mitwirkte, ist nicht bekannt; es verräth keine Spuren seines Einflusses. Die Prädestination ist mit Stillschweigen übergangen; von der Dreieinigkeit kommt nichts Anderes vor, als was das apostolische Symbolum sagt; in Bezug auf das Abendmahl wird noch die einfache Zwingli'sche Ansicht ausgesprochen; Farel weiß nichts von einem geistigen Genuß, das Sacrament ist ihm blos Zeichen der geistigen Gemeinschaft Christi. Dem Ganzen lagen die drei althergebrachten Hauptstücke, die zehn Gebote, das Symbolum und das Vater Unser zum Grunde; sie finden sich auch an den betreffenden Stellen eingeschaltet. Es genügte jedoch zur Feststellung der Reformation und zum entschiedenen Bruch mit dem römischen Katholicismus. Dieses Bekenntniß sollte nun von allen Einwohnern und Unterthanen Genfs beschworen werden, bei Verlust ihres Bürgerrechts. Dieser Antrag war an sich schon ein äußerst bedenklicher, wiewohl er den Ideen des sechzehnten Jahrhunderts über Verhältniß von Staat und Kirche entsprach; er wurde aber noch gefahrvoller, bei dem damaligen Zustande Genfs. Leute, welche der strengen Sittenreform widerstrebten, die Farel und Calvin bezweckten; andre, welche mystische und pantheistische Träumereien als Wahrheit predigten, hatten sich zu einer Parthei verbunden, die, unter dem Namen der Libertiner bekannt, verschiedenartige Elemente in sich vereinigte, und nur in der Bekämpfung der sogenannten Tyrannei der Prediger übereinstimmte. Zwei flämische Wiedertäufer, mit welchen im März 1537 Farel und Calvin disputirten, wurden zwar verbannt, ließen aber doch einige Anhänger zurück. Doctor Caroli, bisher der Reformatoren Gehülfe, klagte Farel, Viret und Calvin des Arianismus an; auf zwei Synoden

zu Lausanne und zu Bern vertheidigten sie sich, Caroli wurde mit Gefängniß bedroht, entfloh und kehrte zum Papstthum zurück; allein seine Schmähungen hatten bei den Gegnern der Prediger Gehör gefunden. Es genügt hier auf diese Erscheinungen aufmerksam zu machen, um den Widerwillen zu erklären, der sich bei Vielen gegen das Glaubensbekenntniß und die Kirchendisciplin äußerte. Dessenungeachtet wurde jene im Juli 1537 von dem großen Rathe angenommen; durch eine feurige Predigt in der Peterskirche empfahl sie Farel dem Volk. Die Bürger wurden aufgefordert sie zu beschwören; gegen die, die sich weigerten, wurde ein unausführbares Verbannungsdekret bekannt gemacht. Dies diente nur dazu, die Parthei der Libertiner zu vermehren; unter der aufgesteckten Fahne der Gewissensfreiheit sammelten sich Alle, die nicht nur für ihren Glauben, sondern auch für ihre Sitten die größte Ungebundenheit verlangten. Muß man sich gegen die theocratischen Grundsätze der Reformatoren aussprechen, so muß man noch entschiedener die Tendenzen der Libertiner mißbilligen.

Leider kam zu diesen den Genfer Predigern ungünstigen Umständen ein Angriff, von einer bisher befreundeten Seite. Farel, in seinem Bestreben die Kirche auf die äußerste Einfachheit der apostolischen Zeit zurückzuführen, hatte auch einige Gebräuche abgeschafft, die zu Bern noch beibehalten waren. Im Interesse der Eintracht wünschten nun die Berner, man möchte dieselben auch in Genf wieder einführen; es handelte sich dabei um Aeußerlichkeiten, namentlich um das beim Abendmal zu gebrauchende Brod, um die Tauffteine, um die Feier andrer Feste außer des Sonntags. Farel und Calvin gaben nicht nach; sie widerstanden selbst den Beschlüssen einer deßhalb zu Lausanne gehaltenen Synode. Da zugleich die Parthei ihrer Gegner, durch die Wahl von drei Syndics, zur Regierung gelangte, traten sie mit großer Kraft, ja mit Heftigkeit gegen die Libertiner auf. Es ward ihnen verboten in ihren Predigten von den Angelegenheiten der Stadt zu reden; nichts destoweniger fuhren sie mit ihrem öffentlichen Tadel fort. Courault wurde gefangen gesetzt; Farel und Calvin erklärten, sie würden das Abendmal nicht in der von Bern beliebten Form, und viel weniger noch Solchen reichen, die das Glaubensbekenntniß nicht beschworen hatten. Man untersagte ihnen am Ostertage die Kanzel zu betreten; da sie es dennoch thaten und sich zugleich weigerten das Sacrament zu ertheilen, erging, den 23. April, der Befehl an sie „in drei Tagen die Stadt zu verlassen, weil sie der Obrigkeit nicht gehorchen wollten." Farel rief aus: „wohlan! es ist Gottes Wille"; Calvin: „hätten wir den Menschen gedient, so wären wir schlecht bezahlt; wir dienen aber einem größern Herrn, der uns lohnen wird." Auch Saunier und einige andere jüngere Prediger wurden verbannt, und durch neue, aber unglücklich gewählte ersetzt. Die

Unordnung, die Verwirrung in der Stadt nahm zu; die Erbitterung der Partheien wuchs, und das Werk der Reformation schien für lange Zeit gefährdet.

Farel und Calvin eilten nach Bern, wo sie, ungeachtet der Meinungsverschiedenheit über die Ceremonien, gastliche Aufnahme und williges Gehör für ihr Begehren fanden, man möge sich ihrer Sache annehmen. In Zürich, wo eben eine Synode versammelt war, erklärten sie sich bereit die Berner Gebräuche zu befolgen, um nicht indifferenter Dinge wegen die Kirche zu spalten. Mit Empfehlungen Zürichs kehrten sie nach Bern zurück, und baten den Rath sie durch zwei seiner Glieder nach Genf begleiten zu lassen; es ward ihnen gestattet; Viret wurde von Lausanne aus vorausgeschickt, um ihre Rückkehr vorzubereiten; vergebens sprachen aber er und einer der Berner Gesandten zu ihren Gunsten, in tumultuarischer Sitzung wiederholte der Rath das Verbannungs-Dekret. Die beiden Reformatoren wandten sich nun nach Bern, wo Einige daran dachten, sie durch förmliche Berufung zurückzubehalten; von da ritten sie nach Basel. In einem Augenblicke der Entmuthigung dachten sie daran, dem Predigt-Amte zu entsagen; allein von den Freunden gedrängt, gaben sie diesen Gedanken sofort wieder auf. Calvin ging nach Straßburg, wo er Theologie lehrte und Prediger der Flüchtlings-Gemeinde ward; Farel wurde nach Neuenburg berufen von der Prediger-Klasse, der er selber, einige Jahre vorher, ihre Organisation gegeben hatte; zwei Rathsherren und zwei Mitglieder der Klasse kamen nach Straßburg, um ihn ehrenvoll abzuholen. Anfangs weigerte er sich, weil die Klasse sich der Einführung einer Kirchen-Polizei widersetzt hatte; erst auf die Bitten Hallers, Virets und andrer Freunde, und auf die Zusage, man würde ihm die Disliplin gewähren, begab er sich nach Neuenburg. Seine erste Sorge war nun die Ausarbeitung einer Disciplinar-Ordnung, deren Annahme jedoch auch hier durch große Schwierigkeiten verzögert wurde. In der Zwischenzeit bereiste er die Umgegend, predigte an verschiedenen noch katholischen Orten, führte fast überall die Reformation ein, und sah selbst den Statthalter des Landes, den Herrn von Prangin, dem Katholicismus entsagen. Gegen Ende des Jahrs 1539 erfuhr er, daß Caroli zu Bonneville sei und den Wunsch habe, wieder als Prediger aufgenommen zu werden. Er begab sich sofort nach dem Orte und in Beisein Viret's, einiger Prediger und Rathsglieder, stellte er Caroli zur Rede. Dieser behauptete, er habe seit er die Schweiz verlassen, in verschiedenen Städten Frankreichs zu Lyon, Montpellier, Avignon, das Evangelium gepredigt; er widerrief, was er über vorgebliche Ketzereien der Reformatoren ausgesagt hatte, und erklärte sich förmlich gegen die Messe, das Fegfeuer, die Gebete für die Verstorbenen. Farel nahm diesen Wider-

ruf an und nach einem Gebete, versöhnten sich Alle den 29. Januar 1540, mit dem scheinbar reuigen Caroli. Farel verwandte sich für ihn zu Bern und zu Mümpelgard, ja wollte ihm zu einer Stelle im Neuenburgischen verhelfen; man traute ihm aber nicht mehr, und mit Recht, denn bald darauf kehrte der unbeständige Mann zum zweiten Mal zum Katholicismus zurück.

Viel wichtiger und ernster waren die Nachrichten, welche in dieser Zeit Farel aus Genf erhielt. Unter der Regierung der Libertiner war die Anarchie aufs höchste gestiegen; Volksaufstände und Hinrichtungen brachten jedoch die Parthei zum Sturz. Da erinnerte man sich an die vertriebenen Prediger, als an die, welche allein im Stande wären, die Gemüther zu besänftigen und Ruhe und Zucht wieder herzustellen. Im Oktober 1540 wurde ein Bote an Calvin nach Straßburg gesandt, mit dem Auftrage, auch Farel zur Rückkehr zu bewegen; im November wurde ein zweites Mal an Letztern geschrieben. Calvin wollte zuerst nur kommen wenn auch Farel wieder käme; dieser aber, der, trotz der wiederholten Bitten des Genfer Raths, Neuenburg nicht verlassen konnte, drang in den Freund dem Rufe zu folgen. Den 13. September 1541 kehrte Calvin in die Stadt zurück, die nun bereit war, ihn ungehindert wirken zu lassen. Um alle Spuren der Vergangenheit auszuwischen, war bereits den 1. Mai das Verbannungs-Dekret aufgehoben worden; später wurde ein förmlicher Aussöhnungs-Akt aufgesetzt, den Calvin kurz nach seiner Ankunft unterschrieb, und den man auch an Farel nach Neuenburg sandte. Letzterer hatte, während Calvin noch in Straßburg war, ihn daselbst besucht und war bis Worms gereist, wo er sich mit Melanchthon unterhalten hatte. Zu Neuenburg erregte ihm, wie früher zu Genf, sein Drängen auf strenge Zucht, viele Feinde. Als er einst, von der Kanzel herab, über eine Frau von edler Herkunft, die ihren Gatten verlassen hatte, heftigen Tadel aussprach, brach der Groll gegen ihn los; die Parthei der Unzufriedenen, zu der auch Libertiner und schlecht bekehrte Katholiken gehörten, erlangte einen Rathsbeschluß, dem zufolge der lästige Sittenrichter in zwei Monaten Neuenburg verlassen sollte. Es begann für ihn eine schwere Zeit; die Berner, die ihn bisher beschützt hatten, schienen ihn diesmal verlassen zu wollen. Von mehreren Seiten, besonders von Calvin, der selber deßhalb nach Bern ging, aufgefordert, sich Farel's und der Neuenburger Kirche anzunehmen, schickte die Regierung zwei Abgeordnete um die Sache zu untersuchen. Der eine war der Schultheiß von Wattwyl, Farel nicht mehr so günstig als früher. Auch Viret und Andere erschienen. Von Farel's Gegnern bearbeitet, riethen ihm die Berner, sich dem Rathsbeschluß zu fügen; Wattwyl meinte die weltliche Obrigkeit könne Prediger so gut wie andere Diener ab-

ſetzen; Farel aber erklärte er werde nicht weichen, denn er ſei von der Kirche berufen, ſie allein habe das Recht ihn zu entlaſſen, handelte er anders, ſo verriethe er Chriſtum ſeinen Herrn. Mit dieſem Berichte kehrten die zwei Abgeſandten nach Bern zurück; auf ihren Antrag ſchrieb der Rath an den Reformator, er möge ſich eine andere Stelle ſuchen, da die Gemüther ſich ihm entfremdet hätten. Durch Briefe und Boten wurde noch viel verhandelt, Farel aber blieb ſtandhaft, ja während einer Peſt war er einer der treueſten Seelſorger der Gemeinde. Die Neuenburger Klaſſe nahm ſich ſeiner an und ordnete zuletzt eines ihrer Glieder, Eynard Pichon, an mehrere ſchweizeriſche und ausländiſche Kirchen ab, um ihnen den ganzen Vorgang und deſſen Urſache, die beabſichtigte Einführung der Kirchenzucht vorzulegen. Alle ſprachen ſich zu Gunſten Farel's und der Disciplin aus, ſo daß zuletzt ſelbſt die Berner nachgaben, und den 29. Januar 1542 der Ausweiſungsbeſchluß von dem Neuenburger Rathe zurückgenommen wurde. Schon den 5. Februar wurde von dem Rathe eine „Ordonnanz" bekannt gemacht, welche nicht nur die Sittenpolizei, ſondern auch die Kirchenzucht und die „brüderliche Cenſur" unter den Geiſtlichen betraf.

Jetzt, nachdem die Gemüther verſöhnt und das von Farel erſtrebte Ziel erreicht waren, erbat ſich dieſer vom Rathe die Erlaubniß, Genf zu beſuchen. Er erhielt Urlaub für einen Monat; zu Genf wurde er auf's ehrenvollſte von dem Magiſtrate empfangen, ſprach mit Rührung von ſeinem ſteten Wunſche, dieſer Stadt zu dienen, unterhielt ſich mit Calvin, und als er zurückkehrte, gab man ihm ein Pferd und Alles, was ihm zur Reiſe nöthig war. Zu Neuenburg wieder angelangt, traf er nicht Alles nach Wunſch; es war wohl leicht eine Kirchen-Disciplin zu dekretiren, aber ſchwer, ſie den Gemüthern annehmbar zu machen; auch hatte die Ordonnanz vom 5. Februar, da ſie blos von der weltlichen Obrigkeit ausgegangen war, die Klaſſe nicht völlig befriedigt. Farel ging daher nach Bern, erwirkte die Berufung einer Synode, und ließ durch dieſelbe (Mai 1542) eine Reihe von Artikeln annehmen, die mit den frühern beinah gleichlautend waren, aber die Schwierigkeiten der Ausführung nicht zu beſeitigen vermochten.

Zu Metz, der damals lothringiſchen Stadt, hatte ſich ſeit längerer Zeit eine evangeliſche Gemeinde geſammelt; nach manchen ſchweren Schickſalen, ſchien für ſie im Jahre 1542 unter dem Schutze des Schöffenmeiſters Kaſpar von Heu, eine Zeit größerer Freiheit anzugehen. Sie berief Farel, der ſchon 1541 an den Metzer Magiſtrat zu Gunſten der Proteſtanten geſchrieben hatte. Die meiſten ſeiner Freunde widerriethen ihm die Reiſe, der Gefahren wegen, denen er ſich im katholiſchen Lothringen ausſetzen würde; er aber kannte keine

Furcht, und Calvin unterſtützte ſeinen Entſchluß. Der Neuenburger Rath ließ ihn nur ungern fort; den 3. September 1542 traf er in Metz ein, Kaſpar von Heu nahm ihn auf. Er predigte auf dem Kirchhofe des Jakobinerkloſters, trotz der Gerichtsdiener, die ihn daran verhindern ſollten, und trotz der Mönche, die alle Glocken läuteten, um ſeine Stimme zu übertönen. Vor den Magiſtrat gerufen und befragt, mit weſſen Erlaubniß er predigte, antwortete er: „auf Befehl des Herrn und auf die Bitte der Glieder ſeiner Kirche.“ Sein Verſuch, in der Peterskirche aufzutreten, wurde verhindert, ja die Proteſtanten wurden genöthigt, die Stadt zu verlaſſen; ſie zogen ſich nach Montigni zurück, wo Farel fortfuhr ihnen zu predigen. Zu der Verfolgung, welche ſelbſt das Dazwiſchentreten der deutſchen Fürſten nicht hindern konnte, geſellte ſich eine verheerende Peſt; Farel blieb entſchloſſen an ſeinem Poſten, durch die Briefe und Gebete ſeiner fernen Freunde ermuthigt. Von Montigni mußte er mit ſeinem Häuflein, vielfach geſchmäht und mißhandelt, nach Gorze wandern, das dem deutſchen proteſtantiſchen Grafen Wilhelm von Fürſtenberg gehörte. Es iſt hier nicht der Ort, die Verwicklungen und Verhandlungen zu erzählen, welche dieſe Periode der kirchlichen und politiſchen Geſchichte von Metz bezeichnen; wir haben es in der Kürze nur mit dem zu thun, was Farel betrifft. Den 11. März 1543 verfaßte er zu Gorze ein, bald darauf zu Genf gedrucktes, Sendſchreiben an den Herzog von Lothringen, worin er ihn ermahnte, die Evangeliſchen nicht mit Rebellen oder Wiedertäufern zu verwechſeln, und ihnen Gewiſſensfreiheit zu geſtatten; er gab eine Darſtellung der proteſtantiſchen, aus der Bibel geſchöpften Lehre, welcher er die Irrthümer und Mißbräuche der römiſchen Kirche entgegenſetzte. Es war vorauszuſehen, daß dieſe Epiſtel ohne Erfolg bleiben würde. Den 25. März, am Oſtertage, wurde die Verſammlung zu Gorze, welcher Farel eben das Abendmal ausgetheilt hatte, von lothringiſchen Truppen überfallen; mehrere wurden getödtet, andere ertranken auf der Flucht; der Prediger ſelbſt, verwundet, entging nur mit Mühe der Gefahr; auf einem Siechenwagen kam er in Straßburg an. Zu Metz wurden die letzten Anhänger der Reformation verbannt; ſtatt Farel predigte nun der Apoſtat Caroli, der der Verfolgung nicht fremd geweſen war, und bald waren die letzten Spuren des Proteſtantismus, wenigſtens äußerlich, entfernt. Caroli wagte es nun, den 14. Mai, Farel eine Aufforderung zur Disputation zuzuſchicken. Er begann ſie mit den übermüthigen Worten: „Wiſſe, daß ich, Gott ſei Dank, deine Drohungen und Anſchläge nicht mehr fürchte, denn der Geiſt unſeres Herrn Jeſu Chriſti hat mich durch das Kreuz geſtärkt und wird mich, wie ich hoffe, nach ſeiner Güte ferner unterſtützen, daß du mich nicht mehr ſo ſchwach finden wirſt wie ehemals.“ Hierauf

machte er ihm die ungereimteſten Vorſchläge: er berief ihn entweder vor den Papſt, oder vor das Concil von Trident, oder vor den Kaiſer, oder vor den König von Frankreich, oder vor die Sorbonne, oder nach Salamanca, nach Padua, nach Löwen; in acht Tagen ſolle er ihm Bericht geben, wohin er kommen wolle; erſcheine er nicht, ſo werde er ihn für einen überwundenen feigen Ketzer erklären. Zuletzt machte er noch einen ſeltſamen Vorſchlag: Beide ſollten ſich gefangen ſtellen, er Caroli zu Metz, Farel in die Hände des Königs von Frankreich, und ſo aus dem Gefängniß heraus mit einander disputiren. Farel antwortete bereits den 21. Mai: er ſei bereit vor allen, ſelbſt den höchſten Behörden, wo Gott ihn hinrufe, ſeine Predigt zu vertheidigen, und allein geſtraft zu werden, wenn er nicht die evangeliſche Lehre verkündigt habe. Dabei zeigte er das Lächerliche der Vorſchläge Caroli's und wies dieſen, wegen ſeiner maßloſen Ehrſucht, mit ernſten Worten zurecht. Calvin und Viret gaben beide Schreiben zu Genf im Druck heraus. Farel verweilte in Straßburg, anfangs niedergeſchlagen wegen der Zerſtreuung der Metzer Gemeinde, bald jedoch wieder ermuthigt durch die „Gutthaten, Freundſchaft, Unterhaltung und Schirm", die er in der Reichsſtadt fand. Der Genfer Magiſtrat ſandte ihm Troſtbriefe und Geld; Calvin, Viret, die Neuenburger ſchrieben ihm, um ihn aufzurichten. Da es ihm, im Intereſſe der Metzer Proteſtanten, am Herzen lag, die Verläumdungen Caroli's zu widerlegen, wünſchte er nichts ſehnlicher, als eine öffentliche Disputation mit ihm; er wandte ſich deßhalb an die Genfer, die an die Metzer ſchrieben, um die Bewilligung des Geſprächs zu verlangen; auch Calvin ſollte daran Theil nehmen, und kam nach Straßburg mit Empfehlungen Genfs und Baſels an den Magiſtrat, er möge ſich der Sache annehmen. Calvin und Farel ſchlugen dem Straßburger Rathe, in einer eigenen Denkſchrift, drei Wege vor: entweder ihnen ſicheres Geleit nach Metz zu geben, wo ſie dann auf eigene Gefahr hin wirken wollten, oder den Metzer Magiſtrat zu bewegen ſie anzuhören, oder endlich bei den zu Schmalkalden verſammelten Ständen dahin zu wirken, daß „ſie die Sache in die Hand nähmen." Dieſer letztere Vorſchlag wurde als der allein mögliche angenommen. Während die beiden Freunde den Ausgang der Verhandlungen erwarteten, gab Farel im Juni ein zweites Schreiben an Caroli heraus, in dem er ihn an ſein früheres ſchlechtes Leben, ſeine Umtriebe, ſeinen wiederholten Religionswechſel erinnerte, und ihn zur Einkehr in ſein Gewiſſen und zum aufrichtigen Bekennen der Wahrheit ermahnte. Seine und Calvin's Hoffnung, nach Metz berufen zu werden, ging jedoch nicht in Erfüllung; Caroli erſchien zu Straßburg, wo er mit Calvin eine um ſo unnützere Disputation hielt, da deren Akten nicht veröffentlicht worden ſind.

Wie sehr nun auch Farel das Schicksal der Metzer Gemeinde schmerzte, so gab er doch die Hoffnung für sie nicht auf; den 11. Januar richtete er an die Ueberreste derselben ein aufmunterndes Sendschreiben, indem er zugleich die Geschichte seiner Wirksamkeit in Lothringen erzählte, und dem er erhebende, wahrhaft erbauliche Gebete beifügte. An die Fürsten und Obrigkeiten, die sich der Metzer angenommen hatten, schrieb er, um sie zu bitten in ihren Bemühungen fortzufahren, und namentlich den Magistrat der Stadt zu überzeugen, daß die Protestanten, wie ihre Verläumder es behaupteten, keine Unruhestifter und Aufrührer seien. Ein ähnliches Schreiben ließ er an die evangelischen Kirchen ergehn; er empfahl die Metzer ihren Gebeten und ihrer brüderlichen Theilnahme. Auch später noch werden wir ihn für diese ihm theuer gewordene Gemeinde thätig sehn.

Neuenburg war von nun an, während einer Reihe von Jahren, der Hauptgegenstand der Fürsorge Farels. Einige vorübergehende Mißhelligkeiten abgerechnet, mit Cortesius, der ihm Irrthümer in Bezug auf die Person Christi vorwarf, mit seinem Collegen Chaponneau, der sich der Censur nicht unterwerfen wollte und über Privat-Kommunion mit ihm stritt, konnte er ohne Widerstand das Kirchenwesen ordnen und befestigen. Häufige Reisen, jedoch meist nur von kürzerer Dauer, unterbrachen allein seine Wirksamkeit zu Neuenburg. Im November 1543 folgte er einer Einladung des Genfer Magistrats, der ihm, da er in ärmlicher Kleidung ankam, eine neue anbot, und ihn ersuchte, sich in Genf niederzulassen; er antwortete, er könne dies nicht thun, Gottes Ruf binde ihn an Neuenburg, er würde aber immer der Genfer treuer Diener sein. Außer den schon angeführten Schriften in den Metzer Angelegenheiten, gab er im Jahr 1543 eine Auslegung des Vaterunser und einen Tractat über das Fegfeuer heraus, und im folgenden ein Schreiben an alle Christen, die das Evangelium kennen, um sie aufzumuntern, durch ihr frommes Leben Gott zu preisen und den Nächsten zu erbauen. 1545 wurde abermals ein Versuch gemacht, ihn für Genf zu gewinnen; Neuenburg konnte aber seiner Dienste nicht entbehren, so daß auch Viret's und Calvin's Vorschlag an Bern, ihn als Professor an der Lausanner Akademie anzustellen, nicht ausgeführt wurde; dabei wirkten freilich auch andere Beweggründe mit; Bern wünschte nicht zu Lausanne den Einfluß der calvinischen Ansichten über Kirchenregiment und Kirchenzucht zu verstärken.

Im März 1546 reiste Farel mit Viret nach Genf, und von da, im Namen mehrerer schweizerischen Kirchen, nach Straßburg, um zu Gunsten der verfolgten Metzer und Waldenser zu handeln. In den zwei folgenden Jahren kam er häufig nach Genf, um Calvin in dem neu ausgebrochenen Kampfe mit den Libertinern zu unterstützen;

in Predigten an das Volk und in Reden an den Rath warnte er vor dem Treiben dieser Parthei, und ermahnte die Genfer sich durch dieselbe nicht irre machen zu lassen; er vertheidigte Calvin gegen die Angriffe der Gegner, und die ernsten Worte, in denen er sich darüber aussprach, verfehlten ihren Eindruck nicht; der Rath beschloß ihm zu danken, und bat ihn einige Zeit zu bleiben, um die Gemüther zu besänftigen. 1548 ging er mit Calvin nach Zürich, um Viret gegen einige Verdächtigungen seiner Lehre in Schutz zu nehmen; das Jahr darauf wohnte er in derselben Stadt der Versammlung bei, welche die Uebereinkunft der Schweizer über das Dogma vom Abendmahl zu Stande brachte (Consensus Tigurinus); Farel gab sich dabei unendliche Mühe, die verschiedenen Kirchen zur Annahme der neuen Formel zu bewegen, durch welche Calvin's Ansicht die vorherrschende wurde. „Farel," schrieb Letzterer, „hat mir den ersten Anstoß zu dieser Sache gegeben; ihm gebührt die Ehre, der Urheber davon zu sein." Bern allein widerstrebte und hielt an der Zwinglischen Lehre fest. Ob eine Schrift über das Abendmahl, die Farel 1551 verfaßte, aber erst zwei Jahre später im Drucke erscheinen ließ, sich auf den Consensus bezog oder nur erbauliche Zwecke hatte, vermögen wir nicht zu sagen; es war uns nicht möglich, uns dieselbe zu verschaffen. Dagegen können wir von einer andern Arbeit reden, die er im Jahr 1550 herausgab, und die zu seinen wichtigern gehört. Ein ehemaliger Barfüßer hatte in einem gegen Calvin gerichteten, der Schild der Vertheidigung betitelten Tractat, die eigenthümlichen Lehren der pantheistischen Libertiner entwickelt. Diesen bekämpfte nun Farel in seinem Schwerdt des Worts. Diese Schrift ist eine Hauptquelle für die Kenntniß des falschen Spiritualismus, der damals in Flandern und in verschiedenen Gegenden Frankreichs nicht wenig Anhänger zählte. Des Barfüßers Buch scheint verloren zu sein; Farel gibt aber Auszüge daraus, an deren Aechtheit nicht zu zweifeln ist, obschon sie von einem Gegner der Sekte gemacht worden sind; denn nicht nur hatte dieser keinen Grund, eine Lehre zu entstellen, die an sich schon irrig genug war, sondern seine Auszüge stimmen auch mit dem überein, was Calvin als System der Libertiner bekämpft, so wie mit den in einigen handschriftlichen Tractaten entwickelten Grundsätzen, die von der Sekte selber herrühren und sich in unserm Besitze befinden. Der Barfüßer behauptet, die heilige Schrift müsse geistig ausgelegt werden: die Reformatoren seien Knechte des Buchstabens und noch nicht zum tiefern Sinne durchgedrungen; der Mensch müsse der Sinnlichkeit absterben, und hat er dies gethan, so werde er sich bewußt, daß nicht er, sondern Gott allein Alles wirke; die Sünde bestehe darin, daß man das Ich außer Gott setze und glaube, es habe ein eigenes Dasein und eigene Thätig-

keit. Es war für Farel ein Leichtes, das Verkehrte der mystischen Bibelauslegung nachzuweisen, wie die Libertiner sie trieben; auch die unsittlichen Consequenzen ihrer pantheistischen Ansichten boten ihm reichen Stoff zu gründlicher Widerlegung; nur ist zu bedauern, daß er in seiner Entrüstung darüber, statt mit ruhigem Ernst zu argumentiren, sich die heftigsten Ausfälle und die beleidigendsten Ausdrücke erlaubt. Doch erhebt er sich auch zuweilen, wenn er den Christen das Wort Gottes als allgenügend empfiehlt und sie vor den Irrlehren warnt, zu wahrer Beredtsamkeit.

Den 4. März 1551 hielt Farel eine Synode, der auch Calvin beiwohnte, und welche mehrere auf die Ehe bezügliche Fragen schlichtete. Einige Monate später finden wir ihn zu Genf, wo Hieronymus Bolsec, ein ehemaliger Karmeliter aus Paris, als Bekämpfer der Prädestination aufgetreten war. Nach einer Predigt des Johann de Saint-André, worin diese Lehre entwickelt war, trat Bolsec, aus den Zuhörern hervor und widerlegte sie mit unziemlichen Worten. Calvin, der dazu kam, vertheidigte sie in einer stundenlangen Rede. Nach ihm nahm Farel, der gleichfalls anwesend war, das Wort, um den Anwesenden den Glauben an die göttliche Gnadenwahl an's Herz zu legen und ihnen Liebe und Ehrfurcht für Calvin zu empfehlen. Nachdem er in seinen frühern Schriften und in der Genfer Confession von 1536 über die Prädestination geschwiegen hatte, war er unter Calvin's Einfluß dazu gekommen, diese Lehre für die allein tröstliche zu halten; doch wollte er nicht, daß sie der Gegenstand des Disputirens würde; in dem Schwerdt des Geistes hat er die Frage nur im Vorbeigehn berührt, um zu sagen, daß sie dem Verstande unbegreifbar sei und nur mit dem Beistand des heiligen Geistes gelöst werden könne. Bolsec wurde als Ruhestörer aus Genf verbannt; in seiner Schmähbiographie Calvin's hat er auch Farel genugsam gelästert.

Anfangs 1553 wurde Farel von einer schweren Krankheit befallen, alsobald reiste Calvin mit einigen Freunden nach Neuenburg; er war Zeuge bei dem Aufsetzen des Testamentes, in welchem Farel auf würdige Weise seinen Glauben und seine Hoffnung aussprach. Obgleich dem Tode nahe, genas er wieder; schon den 15. Mai konnte er eine neue Synode halten, welche die frühern Beschlüsse bestätigte und sie als Sammlung „evangelischer Ordonnanzen" über Kirchenordnung und Kirchenzucht bekannt machte. Ueber den Kirchenbann waren jedoch die Stimmen getheilt; während Farel ihn in seiner ganzen Strenge beibehalten wollte, waren Andere, namentlich Fabri, seit einigen Jahren sein College, für eine mildere und seltenere Anwendung. Es wurden von mehreren Kirchen Gutachten begehrt, es herrschte jedoch über diese schwere Frage selbst damals keine Ueber-

einstimmung; Calvin billigte Farel's Meinung, rieth aber zur Eintracht; die Berner billigten sie gleichfalls, meinten jedoch, man könne sich nicht überall der nemlichen Form bedienen; nur Basel lobte unbedingt den Eifer Farel's.

Nach mehrern Reisen in die Landgemeinden und nach Lausanne, und nach neuer Krankheit, ward Farel im October 1553 nach Genf berufen, wegen Servet's Prozeß, der sich seinem Ende nahte. Schon im September hatte er, mit unbeugsamer Härte, an Calvin geschrieben, in nichts nachzugeben dem unverbesserlichen Ketzer gegenüber: „wenn du eine Milderung der entsetzlichen Strafe wünschest, so handelst du wie ein Freund gegen deinen gefährlichsten Feind; würde ich Jemanden von dem rechten Glauben abwendig machen, so müßte ich mich für des Todes schuldig halten; von einem Andern kann ich aber nicht anders denken, als von mir selber." Mit dieser Gesinnung begleitete Farel, den 27. Oktober, Servet zum Scheiterhaufen, ihn vergebens aufmunternd, seinen Irrthümern zu entsagen, und das Volk ermahnend zu beten, daß sich der Herr dieser verlornen Creatur annehmen möchte. Wie bedenklich auch die Irrthümer des spanischen Arztes gewesen sein mögen, so war doch der, der Theologen des sechszehnten Jahrhunderts, ein nicht minder schwerer, wenn sie meinten, die weltliche Obrigkeit müsse über die Reinheit des Glaubens wachen, und die davon Abweichenden mit dem Tode bestrafen. Während des Prozesses hatte Calvin erneuerte Kämpfe gegen die Libertiner zu bestehn gehabt; nach Servet's Hinrichtung trat die Partei noch drohender auf. Farel eilte nach Genf zurück; in der Hoffnung, sein Alter und seine der Stadt geleisteten Dienste würden seinen Worten bessern Eingang verschaffen, predigte er gegen die Feinde Calvin's und der Kirchenzucht. Mehrere junge Leute hielten sich durch diese Predigt beschimpft; sie erwirkten von dem Rath ein Schreiben an Neuenburg, Farel solle erscheinen, um sich zu rechtfertigen. Er kam zu Fuß, trotz Regen und Sturm, ein Pöbelhaufe verfolgte ihn mit Mordgeschrei, vor dem versammelten Rathe sprach er aber so kräftig, daß „Alle erklärten, sie hielten ihn für ihren geistlichen Vater, daß jeder ihm die Hand reichte, und ein Versöhnungsmahl gehalten wurde."

Auf ähnliche Weise machte Farel sein Ansehn auch in andern Angelegenheiten geltend; er war überhaupt, wenn auch nicht einer der gelehrtesten, doch einer der entschiedensten und thätigsten Theologen der Schweiz; sein Name war allgemein geachtet; überall wo man des Rathes bedurfte, wandte man sich an seine reiche Erfahrung, oder begehrte man die Unterstützung seiner kraftvollen Rede. Fremde aus allen protestantischen Ländern, englische, französische, italienische Flüchtlinge besuchten ihn, manchmal in der alleinigen Absicht, ihn, den

berühmten Redner, predigen zu hören. Zu Mümpelgard vermittelte er öfter den Frieden, oder vertheidigte seinen alten Freund Toussaint gegen Anfeindungen; Lismanini hat ihn um ein Gutachten, über die dogmatischen Zweifel, welche die polnischen Protestanten beunruhigten. Die Frankfurter Fremdengemeinde wandte sich an ihn um einen Prediger, und als die Entzweiung in ihr ausgebrochen war, suchte auch er den Vermittler zu machen. Ueberall wo es galt, die Reformation zu vertheidigen und zu befestigen, oder deren verfolgte Bekenner zu unterstützen, half er nach besten Kräften mit. Als im Jahr 1555 die vertriebenen Locarner nach Zürich auswanderten und in der ganzen Schweiz Liebesgaben für sie gesammelt wurden, betrieb Farel, mit seinem gewohnten Eifer die Collekte; die Prediger, der Statthalter, der Rath, das Hospital, die Bürger, die Landgemeinden steuerten dazu. 1553 richtete er ein Trostschreiben an die zu Lyon gefangenen zum Scheiterhaufen verurtheilten jungen Prediger, und 1555 ein ähnliches an fünf Franzosen, die zu Chambéry im Gefängniß waren und bald darauf hingerichtet wurden. Ueberhaupt war sein Auge stets auf Frankreich gerichtet, für die bedrängten Protestanten seines Vaterlandes war er zu jedem Opfer bereit. In ihrem Interesse namentlich wünschte er eine Annäherung zwischen den Reformirten und den Lutherischen rücksichtlich des Abendmals, da bekanntlich die damalige französische Politik, während sie mit den deutschen Ständen eine Verbindung zu erhalten strebte, die Verfolgung der Hugenotten damit entschuldigte, daß sie Rebellen und Fanatiker seien. Er hoffte eine Synode, von Schweizern und Deutschen zusammengesetzt, würde die Abendmalsdifferenz ausgleichen; „die Augsburgische Confession, schrieb er 1558 an Calvin, halte ich für ganz erträglich und sehe nicht ein, warum man ihr so sehr widerstrebt". In dieser Ueberzeugung, die gewiß ein merkwürdiger Zug dieses sonst so strengen, entschiedenen Charakters ist, unternahm er im Jahr 1557 mit Beza eine Reise, um die deutschen Stände zu veranlassen, zu Gunsten der Waldenser und der französischen Reformirten Schritte zu thun. Bei dieser Gelegenheit übergaben Beide zu Heidelberg jenes von Beza verfaßte Bekenntniß über das Abendmal, dessen Zweideutigkeit ihnen in der Schweiz so viel Tadel zuzog. Das geringe Resultat dieser Unterhandlung hinderte Farel nicht, sich noch einmal an Beza anzuschließen, als dieser im September desselben Jahrs, nach der Verfolgung der Evangelischen zu Paris, seine zweite Reise nach Deutschland antrat. Wilhelm Budé und Carmel, Farel's Neffe und Prediger der Pariser Gemeinde, begleiteten sie. Nachdem sie zu Zürich, das durch das unklare Bekenntniß Beza's gestörte Einverständniß wieder hergestellt und sich über dem Consensus die Hände gereicht hatten, begaben sie sich nach Basel, wo sich Farel

im Gasthof in bittern Worten über Erasmus äußerte und deßhalb von den alten Freunden desselben der Verläumdung angeklagt wurde. Ueber Straßburg reisten sie dann nach Worms, wo gerade das Colloquium gehalten wurde, das Protestanten und Katholiken wieder vereinigen sollte. Während die Schweizer Theologen, wenig von den Bemühungen, die Reformirten und die Lutherischen sich näher zu bringen, erwarteten, meinten Andre, Männer wie Beza und Farel könnten nicht anders als günstiges Gehör bei den Deutschen finden; Hotmann schrieb an Bullinger: „Farel ist ganz geeignet für diese Sache; sein Alter und die hohe Rechtschaffenheit seines Lebens müssen allen Frommen Ehrfurcht einflößen." Zu Worms reichten sie ein bestimmteres Bekenntniß ein, erlangten aber weder eine nachdrückliche Verwendung bei dem französischen Hof, noch eine Verständigung mit den Lutherischen.

Um diese Zeit (1557 und 1558) machte Farel einige Versuche, die Reformation zu Brundrutt (Porentruy) im Bisthum Basel einzuführen. Bei Rath und Bürgerschaft fand er bereitwillige Aufnahme; vor dem bischöflichen Syndic erklärte er sich freimüthig über seinen Beruf, und sagte, er wolle nichts als die Wahrheit verkündigen, dafür sei er aber bereit, sich jeder Gefahr auszusetzen. Nichtsdestoweniger mußte er sich wieder entfernen. Der Erzbischof von Besançon schickte einen Mönch, um das Volk im katholischen Glauben zu erhalten; ein von Neuenburg gesandter Prediger, Jakob Sorel, wurde arg mißhandelt; Farel, der nach Brundrutt zurückeilte, wurde gleichfalls überfallen und beklagte sich vergebens bei dem Basler Bischof und dem Rath; die Mönche fuhren fort, in Predigten ihn zu beschimpfen. Er ging nach Bern, wo sich die Regierung der Sache annahm, allein nichts auszurichten vermochte. So sehr auch die Bürger von Brundrutt und andern Orten der Reformation geneigt waren, so mißlang doch jeder Versuch, Gemeinden zu gründen.

Farel war 69 Jahre alt; nach so vielen Mühen und Arbeiten gedachte er sich häusliche Ruhe und eine Stütze für sein Alter zu bereiten, indem er sich mit Marie Torel von Rouen verlobte, die mit ihrer verwittweten Mutter nach Neuenburg geflüchtet war. Die meisten seiner Freunde widerriethen ihm diesen Schritt, der zu so vielem Gerede Anlaß gab, daß Calvin, der selber ihn stark getadelt hatte, an die Prediger von Neuenburg schrieb, sie möchten die Thorheit des alten Mannes mit Geduld ertragen. Das Aufgebot geschah im September 1558; erst nachdem Farel noch verschiedene Reisen gemacht, verehlichte er sich den 20. Dezember.*) Bald er-

* Nach 6 Jahren erst wurde er Vater eines Knaben, der ihn nur kurze Zeit überlebte.

wachte sein alter Eifer wieder. Zu Anfang 1559 erfuhr er, daß der Graf Adolph von Nassau-Saarbrücken eine Anzahl französischer Flüchtlinge in seinem Gebiete aufgenommen hatte; sogleich machte er sich auf den Weg, um sie zu besuchen; er ordnete ihre Gemeinde und gab ihnen Johann Loquet zum Prediger. Aus Dankbarkeit widmete er dem Bruder und Nachfolger des Grafen, Johann, seinen 1560 erschienenen und mit einem Vorworte Viret's versehenen Traktat von dem wahren Gebrauche des Kreuzes Christi, in dem er nicht nur den mit dem Crucifix getriebenen Aberglauben, sondern überhaupt jede Art „römischer Idolatrie" bekämpfte. Nach einer Reise nach Straßburg, um für Metz zu wirken, wo sich für die Protestanten die Umstände anfingen besser zu gestalten, begleitete er Waldensische Boten in die Städte der Schweiz, um Beiträge für die Verfolgten, aller Noth preisgegebenen Brüder zu sammeln. Zu Genf befragte der Rath (20. Mai 1561) die Prediger, ob man ihn nicht zurückhalten und ihm eine Pension geben sollte, da er der erste gewesen, der in dieser Stadt das Evangelium verkündigt und so viel dafür gelitten hatte; würde man nichts für ihn thun, so müßte man mit Recht des Undanks angeklagt werden. Da Farel das Anerbieten nicht annehmen konnte, wurde ihm zu Ehren ein Gastmahl gegeben.

Zu derselben Zeit, wo Viret nach Nismes berufen wurde, kamen auch nach Neuenburg Boten von Gap und Vienne, um Farel und Fabri für eine Zeit lang vom Rath zu erbitten; der damaligen Sitte gemäß erhielten sie einen zweimonatlichen Urlaub. Bei vierzig Jahre hatte Farel sein Vaterland nicht gesehn. Mit Dank gegen Gott nahm er, trotz seines hohen Alters, den Ruf an; mit ihm reisten Fabri und der Prediger Eynard Pichon. Letztern ließ er zu Grenoble, wo er selbst in dem Hause eines Kaufmanns eine Predigt hielt. Fabri ging nach Vienne und später nach Lyon. Den 15. November 1561, es war ein Sonnabend, kam Farel nach Gap; gleich den folgenden Tag predigte er vor so zahlreicher Versammlung, daß die Meisten vor der Kirche bleiben mußten. Am folgenden Dienstag führten ihn der erste Syndic und der königliche Procurator zu dem ice-Bailli, der ihn zwar mit Achtung empfing, aber fragte, wer ihm die Befugniß zum Predigen gegeben und ob er sich nicht des königlichen Ediktes erinnere, das die öffentlichen Zusammenkünfte verbot. Er antwortete, indem er sich auf das Wort Gottes berief, dem Jeder folgen müsse; auch führte er die öffentlichen Predigten zu Lyon und anderswo, und das Colloquium von Poissy an, wo die Reformirten selbst vor dem König ihren Glauben frei hatten bekennen dürfen. Der Vice-Bailli bat ihn hierauf, mit Predigen noch inne zu halten, bis er an das Parlament von Grenoble und den königlichen Statthalter berichtet hätte. Farel wurde ehrenvoll in seine Herberge zurückgeführt und taufte noch denselben Abend ein Kind. Da wurde durch Ausruf in den Straßen bekannt gemacht, daß keine Versammlungen mehr gehalten und die Kirchen zurückgegeben werden sollten. Die Reformirten kamen bei Farel zusammen und beschlossen, standhaft in dem Bekenntniß ihres Glaubens zu bleiben und sich an den König zu wenden. Da sie die große Mehrzahl in der Stadt bildeten, konnte Farel noch bis im Januar 1562 ungehindert unter ihnen wirken; der Eifer seiner Lands-

leute begeisterte ihn; er schien, wie er sagte, ein neues Leben zu beginnen. Als Neuenburg ihn zurückverlangte, und noch so Vieles zu thun war, um die Gemeinde zu ordnen, bat er Calvin einen Prediger zu senden, um ihn zu ersetzen. Er kehrte wahrscheinlich schon vor der Bekanntmachung des Januar-Ediktes zurück, das in Frankreich die Restitution der Kirchen an die Katholiken befahl.*) So gerne er auch länger in seiner Vaterstadt geblieben wäre, so zogen ihn doch manche Sorgen nach Neuenburg zurück. Während seiner Abwesenheit war die Landesherrin, Marquise von Rothelin, mit ihrem Sohne dem Herzog von Longueville, in die Stadt gekommen; sie hatte eine Synode halten lassen, an der Farel nicht hatte Theil nehmen können; ein von ihr gemachter Reformationsversuch zu Landeron hatte zu Streit mit Solothurn geführt, und nach einem Aufstand der katholischen Bürger hatte man davon abstehn müssen. Als Farel zurückkam, hatte der Herzog die Gegend bereits wieder verlassen; die edle Marquise jedoch, eine eifrige Bekennerin des Evangeliums, gewährte dem greisen, immer noch mit Schwierigkeiten kämpfenden Reformator, ihren thätigen Beistand.

Den ersten Mai 1564 erhielt er von dem seinem Ende nahenden Calvin einen kurzen rührenden Abschiedsbrief; sogleich eilte er nach Genf, wo er den Freund noch lebend fand und noch ein längeres Gespräch mit ihm führte; dessen letzten Augenblicken konnte er jedoch nicht beiwohnen, er mußte nach Neuenburg zurück; Calvin starb erst den 27. Mai. „O, schrieb Farel an Fabri, daß ich nicht für ihn sterben konnte! welch einen schönen Lauf hat er glücklich vollendet! Gott gebe uns, daß wir auch den unsern so vollenden, nach der Gnade, die er uns verliehen hat." Farel's letzte Reise ging nach Metz, im Mai 1565; 1562 hatten die dortigen Protestanten eine Kirche und Prediger erhalten; Farel wünschte sie, und sie ihn noch einmal zu sehn. Der Neuenburger Rath gab dem 76jährigen Greise eines seiner Mitglieder als Begleiter mit. Er predigte „zum unglaublichen Trost der ganzen Gemeinde." Im Juli kehrte er zurück, müde und leidend, aber glücklich seine geliebte Metzer Kirche in blühendem Stande zu wissen. Auch für ihn nahte sich nun das irdische Ende; Freunde und Schüler besuchten ihn täglich, auf die Lehren horchend, die er von seinem Krankenlager an sie richtete. Er entschlief ruhig, den 13. September 1565. In seinen letzten Tagen hatten seine Freunde voll Verwunderung zu einander gesagt: „seht, der Mann bleibt sich immer selber gleich; niemals war er über eine Gefahr erschrocken, und wenn wir noch so bestürzt und niedergeschlagen waren, so zeigte er sich standhaft und fest, vertrauend auf seinen Herrn; er richtete uns Alle durch seinen Heldensinn auf und stärkte uns durch die Hoffnung eines guten Ausgangs."

*) Unser Bericht über Farel's Aufenthalt zu Gap stimmt nicht mit dem der France protestante, B. 5. S. 68. Daß er aber der richtigere, geht daraus hervor, daß er den eigenen Briefen Farel's an Calvin entnommen ist.

Farel's Schriften.*)

1. 1524. Libellus de Parisiensibus & Pontifice. (Erasmus an Melanchthon, 6. Sept. 1524.)

2. um 1525? Sommaire: c'est une briève déclaration d'aulcuns lieux fort nécessaires à un chacun chrestien pour mettre sa confiance en Dieu & à ayder son proschain. Auch 1537 oder 1538; 1542, s. l.; 1552, Genf, 12°.

*3. 1530. A tous seigneurs & peuples & pasteurs à qui le Seigneur m'a donné accez, qui m'ont aidé & assisté en l'oeuvre de nostre Seigneur Jésus, & envers lesquels Dieu s'est servy de moy en la prédication de son sainct Evangile. Ms. zu Genf. Abgedruckt in dem 2. Band der von Vulliemin besorgten neuen Ausgabe der Histoire de la réformation en Suisse von Ruchat.

*4. 1532. A tous mes très chers frères en Nostre Seigneur, tous les amateurs de la saincte parole. Abgedruckt im 3. Bande der neuen Ausgabe von Ruchat.

*5. 1534. Lettres certaines d'aulcuns grands troubles & tumultes advenus à Genêve, avec la disputation faicte l'an 1534. Genf, 8°. Neue Ausgabe, mit lateinischer Ueberſetzung von Manget, Genf, 1644, 8°.

*6. 1537. Confession de la foy, laquelle tous bourgeois & habitans de Génêve & Subjets du pays doivent jurer de garder et tenir. Genf, 24°; und öfter.

7. 1543. Epistre envoyée au duc Lorraine. Genf, 12°.

8. 1543. Une epistre de maistre Pierre Caroli, faicte en forme de défiance et envoyée à maistre G. Farel, avec la response. Genf, 8°.

9. 1543. La seconde epistre envoyée au docteur P. Caroli. Genf, 12°.

10. 1543. Traité du purgatoire. s. l., 12°.

11. 1543. La très saincte oraison que nostre Seigneur J. C. a baillé à ses apostres, les enseignant comme ils & tous vrais chrestiens doivent estre, avec un recueil d'aulcuns passages, de la Ste. Ehcriture, fait en manière de prière. Genf, 12°. Schon 1524 ſoll Farel einen Tractat de oratione dominica geſchrieben haben; ohne Zweifel war er franzöſiſch und die Ausgabe von 1543 nur eine Ueberarbeitung davon. 1545 ſchickte Farel an Viret und Calvin das Manuſcript eines Gebetbuchs (liber precationum) zur Durchſicht und ließ es bald darauf drucken; war es nur eine neue Ausgabe der dem Tractat über das Vater-Unſer angehängten Gebete?

12. 1544. Epistre exhortatoire à tous ceux qui ont cognoissance de l'Evangile, les admonestant de cheminer purement & vivre selon iceluy, glorifiant Dieu & édifiant le proschain par parolles. s. l., 12°.

13. 1544. Epistre envoyée aux reliques de la dissipation horrible de l'Antechrist. s. l., 12°.

*14. 1545. A tous coeurs affamés du desir de la predication du Sainct-Evangile & du vray usage des Sacremens. *Auch in der Histoire des martyrs, Ausgabe von 1619, f.° 164 u. f.

*15. 1550. Le glaive de la parolle véritable, tiré contre le bouclier de défense duquel un cordelier Libertin s'est voulu servir pour approuver des fausses & damnables opinions. Genf, 12°.

*16. 1550. A tous seigneurs & peuples & pasteurs auxquels le Seigneur m'a donné accez, qui m'ont aidé & assisté en l'oeuvre de nostre Seigneur Jésus, et envers lesquels Dieu s'est servi de moy, en la prédication de son sainct Evangile. Ms. zu Genf. Ueberarbeitung von Nummer 3.

17. 1553. De la saincte cène de nostre Seigneur Jésus & de son Testament confirmé par sa mort et sa passion. Genf, 8°.

*18. 1560. Du vray usage de la croix de J. C., & de l'abus & de l'idolatrie commise autour d'icelle: & de l'authorité de la parolle de Dieu, & des traditions humaines. Mit Vorrede von Viret. Genf, 12°.

---

* Die mit einem Stern bezeichneten ſind die, die ich benutzen konnte.

Peter Viret.

I.

Es ist in der Biographie Farel's berichtet worden, daß dieser auf einer seiner Reformationsreisen, zu Orbe den jungen Peter Viret sich zum Gehülfen erwarb. Farel's Schüler und Mitarbeiter, hatte Viret über Lehre und Disciplin dieselben Ansichten und bewies dieselbe Festigkeit, wie sein älterer Freund; doch bewahrte er in manchen Stücken die Selbstständigkeit seines Charakters. So feurig Farel war, so gemäßigt war Viret, und während jener den Bilderſturm billigte, war dieser der entschiedene Gegner aller Gewaltthat. Sein Leben bildet eine Reihe ähnlicher Gefahren und Kämpfe, wie dasjenige Farel's; wie dieser war er zu jedem Opfer für das Evangelium bereit. Er war der einzige Reformator der romanischen Schweiz, der aus dem Lande selber stammte; alle Andern waren französische Flüchtlinge. Er ward geboren im Jahre 1511 zu Orbe im Waadtlande, wo sein Vater das Tuchscheererhandwerk trieb. Zum geistlichen Stande bestimmt, machte er zu Paris classische und theologische Studien, die, nach seinen Werken zu schließen, einen bedeutenden Schatz von Gelehrsamkeit in seinem Gedächtniß zurückließen. Man hat behauptet, er sei schon zu Paris mit Farel zusammengekommen und habe dessen Einfluß erfahren; dies ist aber darum unmöglich, weil Farel bereits 1521 Paris verließ, in einer Zeit, wo der zehnjährige Viret noch nicht auf der Universität sein konnte. Sein inneres Leben ging den nämlichen Gang, wie das seines spätern Freundes; auch für ihn kam eine Krisis, hervorgerufen durch das Lesen lutherischer Bücher. Er erzählt selber, wie diese sein Nachdenken erweckten, wie sein Gewissen fast bis zum Verzweifeln beunruhigt wurde, wie er zuletzt nicht mehr wußte, wohin sich wenden. Er entsagte der Kirche, noch ehe er die Priesterweihe erhalten hatte, und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Hier fanden sich schon einige eifrige Freunde des Evangeliums; Viret schloß sich an sie an, seine Zweifel lösten sich und er kam zur Erkenntniß der Wahrheit. Allein schüchtern von Natur wagte es der kaum zwanzigjährige Jüngling nicht, öffentlich aufzutreten; er fürchtete sich „vor der Größe und Schwierigkeit des Predigtamts". Als jedoch Farel 1531 nach Orbe kam und auf Viret aufmerksam gemacht wurde, drang er so gewaltig in ihn, wie

er es bald nachher bei Calvin that, daß er alle seine Bedenklichkeiten überwand und ihn sogleich zum Prediger weihte. Farel irrte sich nicht in dieser Wahl; Viret war ein großer Gewinn für die Reformation; er ward einer ihrer treusten Bekenner und eifrigsten Verkündiger.

Er begann sein Werk im Vaterhause und hatte das Glück, seine Eltern zu bekehren; den 6. Mai 1531 predigte er zum ersten Mal zu Orbe vor öffentlicher Versammlung. Bald folgten andere Jünglinge seinem Beispiel und traten als Zeugen des Evangeliums auf. Von der Berner Regierung beschützt, predigte Viret auch zu Granson, zu Avenches und besonders zu Payerne (Peterlingen), wo er in Privatwohnungen selbst die Sacramente verwaltete. Ueberall traf er, von Seiten der Geistlichkeit und des Pöbels, auf dieselben Schwierigkeiten, wie Farel, und erfuhr dieselben Mißhandlungen; schon 1531 kamen deshalb Berner Abgesandte nach Orbe, um sich darüber zu beklagen. Hier, in seiner Vaterstadt, wirkte er indessen mit großem Segen; schon 1532 theilte er das Abendmal an etwa hundert Personen aus. Er widerlegte öffentlich einen Mönch, der auf rohe Weise über das Verdienst der Werke gepredigt hatte. Nach einer Unterredung mit dem Priester von Payerne (1533), erbot er sich, vor dem Gerichte mit ihm zu erscheinen, um sein Lehren und Thun gegen ihn zu rechtfertigen; es ward eine Sitzung deshalb angesagt, aber den Tag vorher traf ihn der Priester und zerschlug ihn so heftig, daß er wie todt auf der Straße liegen blieb. In einem Schreiben vom 1. Januar 1534 beklagte er sich darüber bei der Berner Regierung. Diese hatte ihn beauftragt, mit Farel und Froment die nach Genf gesandten Boten zu begleiten; er bat nun zugleich, es möchte während seiner Abwesenheit nichts in seiner Sache zu Payerne geschehn, damit ihm die Gegner nicht vorwerfen könnten, er habe sich durch die Flucht der Verhandlung entzogen. Nachdem er von seinen Wunden geheilt war, folgte er Farel nach Genf. Hier ward er dessen unermüdlicher Gehülfe, theilte seine Mühen und Gefahren, aber auch seinen Sieg. Bei dem Vergiftungsversuch gegen Farel, Froment und ihn, aß er allein von dem schädlichen Gericht; er genas zwar wieder, behielt aber sein Leben lang ein unheilbares Siechthum zurück. Das Volk sah in dem zerschlagenen, durch Gift zerrütteten Reformator den Märtyrer einer heiligen Sache; die römische Geistlichkeit, die zu solchen Waffen griff, verrieth ihre geistige Ohnmacht und fiel der Verachtung anheim; Viret selber, statt Haß zu fühlen, blieb wie vorher mäßig und mild gegen die Menschen; nur trat er noch entschiedener dem Irrthum entgegen, der sie zum Morde gegen Andersglaubende verleitete.

Nach der Einführung der Reformation zu Genf ging Viret für eine Zeit lang nach Neuenburg. Was aus der Vorladung nach

Payerne wurde, ist unbekannt. Farel, der tüchtige Mitarbeiter bedurfte, sandte einen Boten an Viret, um ihn zurückzuberufen. Er machte sich sofort mit Christoph Fabri auf den Weg. Bei Yverdun trafen sie das, diesen Ort belagernde, Berner Heer, bei dem sich auch Truppen von Lausanne befanden. Einige Lausanner bewogen Viret sie, nach beendigtem Feldzug, in ihre Stadt zu begleiten und unterdessen in dem benachbarten Orbe auf sie zu warten. Diese Gelegenheit in der Hauptstadt des Waadtlandes das Evangelium zu verkündigen, durfte er nicht vorübergehen lassen; Fabri ging allein nach Genf, wo übrigens wenige Monate später, Calvin von Farel zurückgehalten wurde.

Zu Lausanne war die politische und kirchliche Lage ähnlich der zu Genf. Farel hatte schon einen Reformationsversuch gewagt, war aber durch die mächtige, von Freiburg unterstützte Geistlichkeit an weiterm Wirken gehindert worden. Doch waren Keime vorhanden, die nach der Eroberung des Waadtlandes durch Bern zum Gedeihen gelangten. Viret ward nun der eigentliche Reformator von Lausanne. Er predigte in der Barfüßerkirche vor vielem Volk, das, in der ersten Befreiungshitze die Bilder zerschlug. Auf die Klage der Katholischen verordnete der Rath, es sei denen, die das Wort Gottes hören wollen, volle Freiheit gestattet, nur sei verboten, Bilder und Kirchengeräthe zu beschädigen. Wiederholtes Einschreiten der Stiftsherren, des Bischofs, der Freiburger, hielten die Bewegung nicht auf. Im April 1536 ward den Evangelischen auch die Dominikanerkirche überlassen, mit dem Bedeuten, weder Altäre, noch Orgel noch Sonstiges wegzuthun, da Solches Niemanden schade noch hindere das Wort Gottes zu hören.

Die Weigerung einiger Priester zu Thonon, mit Fabri zu disputiren, veranlaßte Bern, auf den 1. October 1536 ein öffentliches Religionsgespräch nach Lausanne auszuschreiben. Da Farel durch Abfassung der Thesen den vorzüglichsten Antheil daran nahm, so ist in seiner Biographie darüber berichtet worden. Dieses Gespräch rechtfertigte vollends die Reformation vor dem Volk, und befestigte das Ansehn Viret's, der mit Gelehrsamkeit und Gewandtheit die meisten der Thesen vertheidigte. Bereits den 9. October wurden die Bilder aus der Kathedrale entfernt, und den 5. November zugleich der Anschluß an Bern beschworen und die Kirchenverbesserung definitiv eingeführt. Die Berner Regierung ernannte Caroli und Viret zu Predigern; jener erhielt, weil er der ältere und Doctor war, die erste Stelle, doch ward ihm empfohlen, da man ihm nicht ganz traute und er ein Fremder war, sich in schwierigen Vorkommnissen mit Viret zu berathen. Es dauerte nicht lange, so trat der eitle, unstäte Caroli wieder als Gegner auf. Viret's geistige Ueberlegenheit

war ihm zuwider; er fühlte sich beleidigt durch dessen Predigten, in denen er Anspielungen auf sein früheres Leben zu finden vorgab; daher klagte er ihn laut als Unruhstifter an. Während eines Besuches Viret's bei seinen Genfer Freunden las Caroli auf der Kanzel eine Schrift ab über die Nothwendigkeit der Gebete für die Todten, und erklärte, er würde in Zukunft die Zurechtweisungen eines so jungen Menschen wie sein Kollege nicht mehr annehmen. Viret eilte zurück und besprach sich vergebens mit ihm; die Sache kam vor den Rath und nach Bern, welches Boten nach Lausanne schickte; vor diesen und dem herbeigerufenen Calvin sah sich zuletzt Caroli nach langem Hin- und Herreden zum Widerruf genöthigt. Kaum hatte er Abbitte gethan, so erhob er gegen Viret, Farel und Calvin die Anklage, sie seien Arianer, Läugner der Gottheit Christi. Er mußte abermals widerrufen; die drei Reformatoren aber, um öffentlich ihre Ehre zu retten, verlangten die Zusammenberufung einer Synode nach Lausanne. Als diese den 14. Mai 1537 sich versammelte, legte Viret das Bekenntniß ab, „daß der Sohn und der heilige Geist mit dem Vater wahrer, ewiger Gott seien;" auch Calvin war es leicht, sich und Farel zu vertheidigen, während Caroli leidenschaftlich auf seiner gehässigen, aus der Luft gegriffenen Anklage beharrte. Die Synode erklärte das Bekenntniß der drei Reformatoren für rechtgläubig; Caroli, den man vergebens aufgefordert hatte, Gründe zu bringen, ward als Verläumder aus seinem Amte entlassen. Da er nach Bern appellirte, ward der Streit vor der, Ende Mai in dieser Stadt gehaltenen Synode wiederholt, mit dem nemlichen Erfolg; Synode und Rath erkannten Viret und die Genfer für unschuldig; Caroli, mit den Gerichten bedroht, entfloh, und kehrte schon zu Solothurn zum Katholicismus zurück.

Viret war nun zu Lausanne allein. Auch er bemühte sich die Kirchenzucht einzuführen, traf aber dabei auf eben so viel Widerstand, wie Calvin zu Genf und Farel später zu Neuenburg. Als die beiden Letztern von Genf vertrieben worden, und von Bern aus ein Versuch gemacht werden sollte, ihre Gegner wieder mit ihnen zu versöhnen, erhielt Viret den Auftrag, die Berner Boten zu begleiten; vergebens sprachen sie aber vor dem Genfer Rath, das Verbannungsurtheil wurde bestätigt. Nach dem Umsturz der den Reformatoren feindseligen Partei weigerte sich Calvin zuerst, nach der ihm widerwärtig gewordenen, verwilderten Stadt zurückzukehren; er empfahl Viret, und auf diese Empfehlung hin baten die Genfer die Berner Regierung, ihnen Viret zu überlassen; ungern gewährte ihn diese für eine Frist von sechs Monaten. Als Calvin es hörte, schrieb er an Farel: „Mit großer Freude habe ich erfahren, daß die Genfer Kirche nun Viret besitzt; ich kann jetzt hoffen, daß die Gefahr vor-

über ist." Zu Genf erkannte jedoch Viret bald die Nothwendigkeit, daß Calvin selber zurückkommen müsse; in einem Briefe vom 8. Februar 1541 machte er ihm eine lebhafte Schilderung des in den Gemüthern vorgegangenen Wechsels: man ist der Entzweiung, der leidenschaftlichen Auftritte müde geworden, die Zeit ist gekommen, den Wiederaufbau dieser Kirche zu unternehmen; „versäumst du es, so wird der Herr dich strafen, sein Evangelium verachtet zu haben." Dieser Aufruf trug viel dazu bei, Calvin zur Rückkehr zu bewegen; den 19. meldete er dem Rathe seinen Entschluß, nach dem Colloquium von Regensburg wieder nach Genf zu kommen; unterdessen wünschte er ihm Glück, in Viret einen treuen Prediger zu haben. Doch konnte er sich noch nicht der Besorgnisse erwehren; den 1. März schrieb er an Viret aus Ulm: „ich kenne keinen Ort unter dem Himmel, den ich mehr fürchte, als Genf;" er fühle sich den Schwierigkeiten nicht gewachsen, der Haß der Gegner sei zu groß. Erst im September kam er zurück; er wünschte Viret bei sich zu behalten und schrieb deshalb an die Berner Theologen, im Namen Christi sie bittend, bei dem Rathe dahin zu wirken, daß er ihn lasse; „kann ich ihn haben, so hege ich die schönste Hoffnung für die Zukunft." Calvin war über Neuenburg gekommen, wo Farel gerade von den Gegnern der Kirchenzucht heftig bedrängt war. Eine seiner ersten Sorgen zu Genf war, im Namen der Prediger Viret nach Neuenburg zu senden mit einem Schreiben an den Rath und mit dem Auftrage, die kräftigsten Vorstellungen gegen die Ausweisung Farel's zu machen; er sollte zeigen, daß ein Prediger nur durch die Kirche, die ihn berufen, gesetzlich entlassen werden dürfe, daß aus der Ausführung des gefaßten Beschlusses großes Uebel und Aergerniß entstehn würde, daß übrigens Farel überall hochgeachtet sei und stets das Rechte gethan habe im Werke Gottes. Man hat im Leben Farel's gesehn, daß diese Vorstellungen, verbunden mit denen anderer Kirchen, den gewünschten Erfolg hatten.

Es war dies Viret's letzte Arbeit im Dienste der Genfer Kirche. Der Bitten Calvin's ungeachtet berief ihn Bern nach Lausanne zurück. Mancherlei Kämpfe und Schwierigkeiten erwarteten ihn hier, bald mit den zahlreichen Gegnern der Sittenreform, bald mit den Berner Theologen über einige Kirchengebräuche und den Bann; Calvin wollte zwar, daß er in diesen Dingen nicht nachgäbe, doch ging er nach Bern und verständigte sich mit den Predigern auf eine Weise, die für einige Zeit dem Streit ein Ende machte. Er hatte einen Collegen, über dessen Mangel an Eifer er sich beklagte; die größte Last der kirchlichen Thätigkeit lag auf ihm; zudem war er Lehrer der Theologie an der Schule, welche Bern zu Lausanne gegründet hatte, um Prediger für die französisch redende Bevölkerung des Waadtlandes

zu bilden; Konrad Geßner hatte hier (1537 bis 1540) die griechischen Klassiker erklärt; Viret legte die Bücher des Neuen Testamentes aus, Johann Himbert lehrte das Hebräische, Johann Rebit war Geßner nachgefolgt. 1538 hatte sich Viret mit Elisabeth Furtaz von Orbe verehelicht;*) in seinem Hause nahm er junge Leute auf, die die öffentlichen Vorlesungen besuchten und denen er noch außerdem Unterricht gab. Neben diesen Arbeiten fand er noch Muße, nicht nur zu einer weit ausgebreiteten Correspondenz, sondern auch zur Ausarbeitung zahlreicher Schriften; in diesen Jahren gab er catechetische Erklärungen der zehn Gebote und des apostolischen Symbolums, Sendschreiben an Protestanten, die unter Katholiken leben, polemische Tractate über das geistliche Amt und die Sacramente, satirische Dialogen gegen das Fegfeuer, die Messe, das Papstthum heraus. 1545 ging er mit Farel nach Bern im Interesse der verfolgten Waldenser, und nach Basel, um mit Toussaint über den Zustand der Mümpelgarder Kirche zu berathen und ihn, obwohl vergebens, zu bewegen, einen Ruf nach Genf anzunehmen. Als 1546 die Berner eine zweite theologische Lehrstelle zu Lausanne gründeten, wünschte Viret, sie möchten Farel berufen; sie gingen aber nicht darauf ein; in ihrem Widerwillen gegen Calvin's Grundsätze über das Kirchenregiment warfen sie ihm und seinen Freunden hierarchische Gesinnungen vor; sie sahen nur ungern das Eindringen seiner Lehren in das Waadtland, aus Furcht, ihr Einfluß könne darunter leiden; daher wollten sie nicht, daß neben Viret der noch entschiedener calvinische Farel angestellt würde. Viret selbst wurde ihnen verdächtig; als er, 1546, von einer Reise nach Straßburg zurückkam, beschuldigten sie ihn, die Butzer'sche Ansicht über's Abendmal angenommen zu haben. Farel und Calvin reisten für ihn nach Zürich, um die Vermittlung der dortigen Theologen für ihn anzusprechen. Die Berner Regierung hatte zwar für Viret's Redlichkeit die größte Achtung; aber nur nach wiederholten Reisen und Verhandlungen, und nachdem er von den Berner Predigern sehr unfreundlich aufgenommen worden, gelang es ihm, Anfangs 1549, sie durch ein Glaubensbekenntniß, das sie ihm abforderten, zu beschwichtigen. Bald darauf fand zwar der Zürcher Consensus statt; für Viret war er aber von keinem Nutzen, da die Zwingli'schen Berner, weit entfernt, ihn anzunehmen, in ihrer Feindseligkeit gegen die Genfer jetzt noch weiter gingen, als vorher. Viret blieb jedoch in seiner Freundschaft für Calvin unerschüttert; so wie er bei ihm Rath und Hülfe fand in der Bedrängniß, so war er seinerseits unablässig bereit, ihn zu unterstützen. 1548 war er mit

*) Sie starb im März 1546; das Jahr darauf verheirathete sich Viret ein zweites Mal mit einer Bürgerstochter aus Genf.

Farel mehrmals zu Genf, um Calvin beizustehn in seinem Kampfe gegen die Libertiner. Die Rathsbücher erwähnen der „schönen Ermahnungen", die Beide an die versammelten Räthe richteten, in der Furcht Gottes zu leben und den Streitigkeiten in der Stadt ein Ende zu machen. Das Jahr darauf fand er einen neuen Freund und den besten Mitarbeiter an Beza, der zu Lausanne als Professor angestellt wurde. Es folgte nun eine ruhigere Zeit, in der es ihm möglich ward, einige größere Werke zu verfassen, unter Anderm einen Dialog über das neueröffnete Tridentiner Concil, den er dem Magistrate seiner Vaterstadt Orbe widmete (11. Mai 1551), wo jedoch erst 1554 die Reformation durch Stimmenmehrheit eingeführt wurde; eine lateinische Schrift über das Amt und die Sacramente, dem Rath von Lausanne gewidmet (1. Juni 1553); eine ähnliche über dieselben Gegenstände, an die Berner Regierung gerichtet (20. Juni 1553); eine geschichtliche Darstellung der Entstehung des Papstthums, mit einer Zuschrift an Jakob von Bonstetten, Statthalter der Grafschaft Neuenburg (1. Juli 1554). Im Jahr 1552 besuchte ihn der aus Italien geflüchtete Girolamo Zanchi, der seine Predigten bewunderte und Freundschaft mit ihm schloß. In demselben Jahre führte ihn die Sorge für Calvin abermals nach Genf. Johann Trolliet hatte den Reformator angeklagt, in seiner christlichen Institution die Lehre zu behaupten, Gott sei der Urheber des Uebels. Da erschienen Viret und Farel vor dem Rath und erklärten so gründlich die mißverstandene Ansicht ihres Freundes, daß durch öffentlichen Beschluß die Institution als christliches Buch bestätigt wurde. Noch größern Kummer, als diese immer sich erneuernden Angriffe gegen Calvin, machten Viret die Nachrichten, die er damals aus Frankreich erhielt. Fünf junge Franzosen, die zu Lausanne ihre Studien gemacht hatten, waren als Prediger in ihr Vaterland zurückgekehrt und zu Lyon als Ketzer verhaftet und zum Tode verurtheilt worden. Auf Viret's und Beza's Betreiben verwandten sich die reformirten Cantone beim König Heinrich II. für die Gefangenen, allein ohne Erfolg. Viret, Farel, Calvin konnten nichts thun, als ihnen Trostbriefe senden; den 16. Mai 1553 erduldeten die Jünglinge heldenmüthig den Feuertod. 1555 erlitten fünf andere Franzosen das nämliche Schicksal zu Chambéry; auch an diese richteten Viret und seine Freunde aufmunternde Schreiben.

Für Viret selber bereiteten sich in dieser Zeit gefährliche Stürme vor. 1556 wurden, nach einer Empörung der Libertiner, die Häupter derselben aus Genf vertrieben. Bern, immer feindselig gegen Calvin, nahm sich ihrer an. In dem deßhalb zu Bern geführten Prozeß wurde auch Viret, namentlich von Peter Vandel, als Verläumder und Verräther angeklagt. Zu Lausanne sagte der durchreisende Perrin,

einer der Hauptgegner Calvin's, die schmählichsten Dinge über diesen und Viret; letzterer, behauptete er, sei als schwacher Charakter von Calvin überredet worden, die unschuldigen Libertiner der schwersten Verbrechen zu beschuldigen; er, Perrin, habe die sichersten Zeugnisse in Händen, um dies öffentlich zu beweisen. Die Lausanner nahmen sich vor, ihn bei seiner Rückkehr deßhalb gerichtlich zu belangen. Indessen mußte Viret selber zu Bern erscheinen, wo man, wie Beza an Bullinger schreibt, nicht mehr Rücksicht auf ihn nahm, als wenn er ein ganz unbekannter und solcher Verbrechen fähiger Mensch gewesen wäre. Er vertheidigte sich aber so, daß er nicht weiter belästigt wurde. Dies war nur das Vorspiel der Kämpfe, die nun zwischen ihm und den Bernern ausbrachen. Zu Lausanne herrschte unter einem großen, besonders dem vornehmen Theil der Bevölkerung dieselbe Sittenlosigkeit wie zu Genf; es gab auch da eine Parthei der Libertiner, die sich der Disciplin nicht fügen wollte; und so wie früher die Gegner der Reformation sich auf das katholische Freiburg stützten, so benutzten jetzt die Gegner der Kirchenzucht den Widerwillen Bern's gegen die Anhänger des Calvin'schen Systems. Viret's Bestreben war, die nemliche Ordnung einzuführen, wie in der Genfer Kirche, ein Konsistorium mit der Macht zu excommuniziren. Auf seinen Antrag machte der Rath polizeiliche Verordnungen bekannt über Sittenreform; Bern nahm es übel, daß man sich in der Waadt, einem eroberten Lande, solche Freiheiten nahm, und schickte seine eigenen Reglements, um sich darnach zu richten. Da zugleich Bern, so wie überhaupt die ganze deutsche Schweiz, aus nicht unerheblichen Gründen, die Gewalt des Kirchenbannes nicht in die Hände der Prediger legen wollte, so widersprach Viret und es erfolgten lang dauernde Streitigkeiten. 1558 drohte Viret das Abendmal nicht mehr zu reichen, wenn der Bann nicht eingeführt würde; diesmal ersuchte noch Bern den Lausanner Rath, den Reformator zu besänftigen, und dieser gab nach; allein bald brach die Zwietracht von Neuem aus. Trotz des im Jahre 1555 von den Berner Herren erlassenen Befehls, man solle sich alles Disputirens über die Prädestination enthalten, trugen mehrere waadtländische Prediger diese Lehre in ihrem strengsten Sinne vor. Sie wurden abgesetzt; die Lausanner Klasse protestirte; Bern bestand auf der Absetzung und, um dem Disciplin-Streite ein Ende zu machen, setzte es in jeder Gemeinde ein Konsistorium ein, mit dem Rechte die Aergernisse zu bestrafen, aber ohne Excommunication. Dagegen bestanden Viret und seine Kollegen hartnäckig auf Letzterer und begehrten zugleich die Freiheit über die Prädestination zu predigen. Aufgebracht über diesen Widerstand, befahl der Berner Rath allen Waadtländer Professoren und Predigern, vor ihm zu erscheinen; sie kamen den 15. August 1558, begehrten

eine Disputation und, da diese verweigert wurde, fügten sie sich noch einmal in den Willen der Regierung. Doch nahm die Verstimmung zwischen beiden Theilen täglich zu; schon im September verließ Beza Lausanne um sich in Genf niederzulassen. Viret, der in ihm seine kräftigste Stütze verlor, war höchst mißvergnügt, und ließ sich nur mit Mühe durch Calvin besänftigen, der Beza's Weggang zu rechtfertigen suchte. Zwar gieng Viret selber schon mit dem Gedanken um aus Lausanne wegzuziehn, wo durch die unaufhörlichen Konflikte mit Bern seine Wirksamkeit gehindert war; allein er wollte seinen Posten nicht freiwillig verlassen. Endlich, den 20. Januar 1559, wurde er mit seinem Kollegen Jakob Valier abgesetzt, nach zweiundzwanzigjährigem Dienst in der Lausanner Kirche. Erst jetzt, da der Reformator selber gefallen war, nahmen auch die Professoren der Lausanner Schule und eine große Anzahl Prediger der Waadt ihre Entlassung. Viret war nicht entmuthigt; den 1. Januar 1560 schrieb er an den Rath und die Gemeinde von Payerne, er täusche sich nicht über die Schwierigkeiten der Reformation, sie sei ein Werk das nicht in einem Tage vollbracht werde, zu dem unser ganzes Leben nicht ausreiche; „daher müssen wir nicht auf das sehen, was Andere thun, sondern auf das was uns obliegt, um treulich unsere Pflicht gegen Gott zu erfüllen, dem allein, und nicht den Menschen, wir Rechenschaft schuldig sind." Er ging nach Genf. Den 2. März 1559 ward er als Prediger angestellt und erhielt das Bürgerrecht. Zahlreiche Zuhörer drängten sich zu seinen Predigten, die lebendiger, eindringlicher waren als die Calvin's. Von dem Rathe in Ehren gehalten, von dem Volke geliebt, an der Seite Calvin's und Beza's, hätte er, wie er sagt, keinen andern Aufenthalt mehr gewünscht als Genf. Seine größere Muße benutzte er zur Ueberarbeitung oder neuen Herausgabe mehrerer früherer Schriften, und zur Abfassung einiger neuer, namentlich eines sonderbaren didaktischen Buchs, die christliche Metamorphose betitelt, und eines Traktats über die Lehren vom Amt und von der Kirche, welchen er der Stadt Payerne zueignete, in der Erinnerung, daß er der Erste gewesen der hier das Evangelium geprebigt hatte.

Leider konnte sein Aufenthalt zu Genf nicht von langer Dauer sein. Der Zustand seiner immer noch an den Folgen der Vergiftung leidenden Gesundheit war durch die Mühen und Sorgen der letzten Jahre noch bedenklicher geworden; im März 1557 schrieb Beza an Bullinger, Viret's kleiner, geschwächter Körper (debilitatum corpusculum) flöße seinen Freunden die größten Besorgnisse ein. Er bedurfte eines mildern Klima's; da traf es sich, daß mehrere Gemeinden des südlichen Frankreichs, unter Andern Nismes, von Genf Prediger begehrten. Viret verlangte nach Nismes zu gehn; obschon

man für ihn die Gefahren der Reise in dem unruhigen Lande fürchtete, gab ihm der Rath einen zweimonatlichen Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. Den 6. October 1561 kam er an, und ward empfangen „wie ein Bote vom Himmel", obgleich er in seinem elenden Zustande aussah „wie ein mit Haut überzogenes Gerippe"; selbst Katholiken hatten Mitleid mit ihm und sagten: „was will der arme Mensch in diesem Lande? ist er nur gekommen um sich begraben zu lassen?" Schon den zweiten Tag nach seiner Ankunft predigte er; seine Schwäche war aber so groß, daß Viele meinten, er würde vor dem Schluß in Ohnmacht sinken. Doch erholte er sich bald in der mildern Luft. Er ward zum Präsidenten des Konsistoriums ernannt, führte ohne Widerstand die Kirchenzucht ein und hinderte, so viel an ihm war, das Zerstören der Bilder und die gewaltsame Besitznahme der Kirchen. Nach Verlauf der zwei Monate, meldete er an Calvin er könne kaum fort, er dürfe das begonnene Werk nicht verlassen; die Gemeinde erbat und erhielt von dem Genfer Magistrat eine Verlängerung des Urlaubs. Am Weihnachtstage predigte Viret zum ersten Mal in der Münsterkirche; nach der Predigt nahm er öffentlich mehrere angesehene Klosterleute, unter Andern Ludwig von Montcalm, Prior von Milhaud, und die Aebtissin von Tarascon, unter die Gemeinde auf.

Aus den Genfer Rathsprotokollen und aus einem Briefe Calvin's an Beza geht hervor, daß gegen Ende 1561 Viret für Paris verlangt wurde und daß er die Erlaubniß erhielt bis zum Sommer 1562 dort zu verweilen; der Rathsschreiber machte die naive Bemerkung: „man hofft er werde viel Frucht bringen und dazu beitragen das Parlament zu bekehren." Ein sonst zuverlässiger gleichzeitiger Schriftsteller, Pasquier, sagt, er habe in der That um diese Zeit in der Vorstadt St. Marcel gepredigt. Dies ist aber kaum zu glauben. *) Den Ruf mag er erhalten haben, er folgte ihm aber nicht; den 25. Dezember 1561 predigte er zu Nismes und den 15. Januar 1562 war er gleichfalls in dieser Stadt; zwischen diesen zwei Epochen war in damaliger Zeit eine Reise von Nismes nach Paris und zurück eine Unmöglichkeit.

Den 17. Januar 1562 wurde das sogenannte Januar-Edikt bekannt gemacht, das den Reformirten befahl, den Katholiken die ihnen mit Gewalt genommenen Kirchen zurückzugeben. Schon vor der Publizirung desselben war der Graf von Crussol, mit drei andern

*) Ebenso unrichtig ist es, wenn Hottinger, in seiner Historia der Reformation in der Eidgenossenschaft, S. 852 sagt, Viret habe dem Colloquium von Poissy beigewohnt. Er verwechselt ihn mit dem sonst wenig bekannten Prediger Johann Viret.

Commissarien, nach dem Languedoc geschickt worden, um die Kirchen wieder zu verlangen. Die Prediger der Provinz versammelten sich zu Montpellier, um darüber zu berathen; den 15. Januar richtete Viret ein denkwürdiges Schreiben an sie, in dem er sie aufforderte dem königlichen Befehle Folge zu leisten: „es wäre ein gefährliches Ding, sagte er unter Anderm, wenn es den Völkern gestattet wäre sich die Macht anzumaßen, die, nach göttlicher Ordnung, nur den Königen und den von ihnen eingesetzten Obrigkeiten gebührt. Wir können den Gehorsam nicht verweigern, ohne unsrer Pflicht zuwider zu handeln, ohne die Kirche und alle Gläubigen in große Gefahr zu bringen; unsre Gegner wünschen nichts mehr als unsern Widerstand, durch den wir ihnen Gelegenheit gäben uns anzuklagen; während wir sie durch unsre Unterwerfung zum Schweigen bringen." Zu Nismes ließ er die nemlichen Ermahnungen hören; was lag auch daran, da Religionsfreiheit gestattet war, sich in einer Kathedrale oder sonst wo zu versammeln? „Die Hauptsache, sagte Viret, ist uns gelassen, das andere ist nur Nebending." Schon den 22. Januar wurden in Nismes die Kirchen zurückgegeben; von nun an fand der Gottesdienst außerhalb der Mauern statt. Den 2. Februar kamen in besagter Stadt siebzig Prediger aus dem Unter-Languedoc zusammen, um sich unter Viret's Vorsitz über die Ausführung des Edikts zu verständigen; Manchen kam es hart vor sich unterwerfen zu müssen, allein des Reformators Ermahnungen fanden zuletzt auch hier Gehör. Kurz darauf verließ er Nismes, voll Bewunderung über den guten Geist der dort herrschte, über die Bereitwilligkeit der Evangelischen sich den königlichen Befehlen zu fügen, über die Liebe die sie ihm erzeigt hatten, über den Frieden zwischen den beiden Partheien, über die Verträglichkeit der Katholiken, von denen er nie auch nur die geringste Beschimpfung erlitten hatte. Er begab sich nach Montpellier, in der Absicht die dortigen Aerzte zu befragen und dann nach Genf zurückzukehren. Die seit 1559 in dieser Stadt gegründete und rasch aufgeblühte Gemeinde wollte aber den ausgezeichneten Prediger gleichfalls eine Zeit lang behalten. Eine besonders freundliche Aufnahme fand er bei den Aerzten und Professoren der berühmten medizinischen Facultät, unter welchen er treffliche Christen erkannte, „die die natürliche Philosophie mit dem Evangelium zu vereinigen wußten." Er nennt Lorenz Tonbert, Feynes, Frial, den Chirurgen Michel Hérouard, der mit Eifer für die Kirche von Montpellier thätig war, den Kanzler Saporta und den Naturhistoriker und Anatomiker Wilhelm Rondelet, die alle ihre Kunst anwandten um seine Gesundheit wiederherzustellen. Obgleich schon den 7. Februar die Kirchen zurückgegeben worden waren und die Gemeinde, zu der, wie man sieht, die gelehrtesten Männer der Universität gehörten, sich nur in einer

Behausung am Stadtgraben versammelte, predigte Viret mit so viel Erfolg, daß sich die Zahl der Reformirten schnell und außerordentlich vermehrte; während im Jahr 1560 nur 18 Taufen, und 1561 deren 260 statt gefunden hatten, stieg im Jahr 1562 die Zahl auf 528. Viret's Pflicht zog ihn jedoch nach Genf; seine Familie war dort zurückgeblieben, der Rath hatte ihm seine Besoldung gelassen, Calvin wünschte ihn zurück, die Zeit seines Urlaubs war vorüber. Den 23. März schrieb er an Calvin um sich zu entschuldigen, zwei Ursachen hielten ihn noch in Montpellier zurück, die Kur die er unter den Augen der Aerzte befolgte, und die Unruhen in der Provence, die die Straßen unsicher machten. Die nemlichen Gründe verhinderten ihn auch dem Ruf der Gemeinde von Toulouse zu folgen, die ihn durch abgesandte Boten eingeladen hatte bei ihr zu predigen. Wenig Tage später kam aber ein anderer Ruf, der so dringend war, daß er ihn nicht abweisen konnte; die Kirche von Lyon begehrte ihn von Genf, und erhielt ihn für zwei Monate. Am Ostertage (29. März) predigte er zum letzten Mal in Montpellier; das Volk behauptete, während seiner Predigt habe man drei Sonnen zugleich am Himmel gesehn.

Bereits Ende April begab sich Viret nach Lyon. Auch hier hatten die Reformirten keine Kirchen mehr; sie versammelten sich ins Geheim in einer der Vorstädte, pflegten aber Abends truppweise und Psalmen singend die Straßen zu durchziehn bis in die innern Theile der Stadt; vergebens mahnte einer der Prediger sie davon ab; trotz der Verbote des Statthalters fuhren sie fort und widerstanden sogar mit den Waffen in der Hand. Als Viret kam, that auch er das Seinige um zur Ruhe zu mahnen; doch erregte seine Ankunft die Geister noch mehr. Der Zudrang zu seinen Predigten war so groß, daß er einst auf öffentlichem Platze predigen mußte; er soll so Viele bekehrt haben, daß Agrippa d'Aubigné erzählt, Lyon sei eher durch die Zunge Viret's als durch die Schwerter seiner Bürger gewonnen worden. Diese Worte beziehen sich auf Folgendes.

Nach dem durch das Blutbad von Vassy herbeigeführten Ausbruch des Bürgerkriegs, bemächtigten sich die Hugenotten, den 30. April, durch einen kühnen Handstreich der Stadt Lyon. In ihrer Siegesfreude sandten sie, schon den 3. Mai, ein in enthusiastischen Ausdrücken abgefaßtes Schreiben an den König ab, das ebenso von ihren loyalen Gesinnungen, als von ihrem gänzlichen Verkennen der damaligen Verhältnisse zeugt. Sie meldeten dem Fürsten, daß seine Stadt Lyon nun für Christum gewonnen sei, worüber er, der allerchristlichste König, sich freuen solle; sie hätten keinen neuen Herrn eingesetzt außer dem, zu dem auch er sich bekenne; er sei glücklich zu preisen, daß unter seiner Regierung die Wahrheit sich verbreite, und sei noch jung genug um einst deren Sieg zu sehn; die Gegner und

Verfolger, die sich mit Unrecht Christen nennen, werden überwunden werden, so wie sie zu Lyon unterlegen sind; die Lyoner haben die Tyrannei umgestürzt, um sich dem zu übergeben, den sie nach Christo als ihren einzigen rechtmäßigen Herrn erkennen, dem König. Ob Viret an der Abfassung dieses, mit Psalmsprüchen und Liederstrophen angefüllten Schreibens Antheil hatte, wissen wir nicht; wir möchten vielmehr bezweifeln, daß er es billigte. Der Sieg war nicht rein geblieben; es waren in den katholischen Kirchen Gewaltthätigkeiten verübt worden, zu denen selbst einige Prediger das Volk aufgehetzt hatten. Viret suchte lange vergebens zu wehren; nur mit Mühe gelang es ihm die Gemüther zu besänftigen; er meldete es an Calvin, der den 13. Mai an die Prediger schrieb, um ihr Benehmen streng zu mißbilligen. Im Juni sandte das Lyoner Consistorium Boten nach Genf um Viret noch für längere Zeit zu erbitten; er hoffte zwar nicht der Kirche lange mehr dienen zu können, er fühlte sich krank und schwach, und fürchtete bald das Bett nicht mehr zu verlassen; doch machte er, während des neu erhaltenen Urlaubs, fast übermenschliche Anstrengungen, um während der Kriegsnoth und der Pest seine Gemeinde im Glauben aufrecht zu erhalten. Anfangs 1563 stellte diese abermals den Genfern vor, sie könne Viret nicht entbehren; er ward ihr nun für unbestimmte Zeit gestattet. Er nahm es an, „denn der Herr, sagte er, hat mich durch die Erfahrung belehrt, daß es nicht an seinen Dienern steht dahin zu gehn wo sie es wünschen, sondern daß sie ihm folgen sollen wohin er sie ruft." Er kam selber nach Genf und dankte dem Magistrat mit gerührten Worten für seine Wohlthaten; „es wurde beschlossen, heißt es im Rathsprotokoll, ihn ehrbar zu entlassen und ihm zu danken, daß er, den Gott gewählt hatte um das Evangelium in dieser Stadt aufrichten zu helfen, unsrer Kirche mit so viel Nutzen gedient hat, daß das Andenken daran unvergeßlich sein wird; auch ist verordnet worden ihm Alles zu geben was er zur Reise bedarf."

Nach der Einnahme durch die Hugenotten blieb zu Lyon der katholische Gottesdienst unterbrochen, bis zum Frieden von Amboise, 19. März 1563. Den 15. Juni rückten katholische Truppen in die Stadt; die Messe ward wieder hergestellt, die Mönche erschienen wieder, 1564 zog Carl IX. ein und ließ den Katholiken die Kirchen zurückgeben, welche die Reformirten noch inne hatten. Doch ward der Gottesdienst dieser Letztern noch nicht gestört. Kurz nach der Wiederherstellung des katholischen Cultus im Sommer 1563 wünschte Viret eine Synode zu halten; das Consistorium wandte sich deshalb an den König, der aber unter dem Vorwande der Unruhen seine Bewilligung verweigerte; Viret klagte darüber an Calvin (28. Juli); er sagte, die meisten Prediger seien schon unterwegs, und meinte er hätte vielleicht besser daran gethan keine Erlaubniß zu begehren. Es scheint indessen,

daß die Schwierigkeiten gehoben wurden, denn den 10. August trat die Synode zusammen: sie wird als die vierte der französischen National-Synoden gezählt. Viret wurde zum Vorsitzenden (Moderator) und zugleich zum Secretär erwählt; die Versammlung faßte eine Reihe von Beschlüssen, theils um gewisse Punkte der Disziplin genauer zu bestimmen, theils um die Verhältnisse mehrerer Kirchen zu regeln und einigen Predigern Verhaltungsmaßregeln zu geben über schwierige Fälle. Da sich zu Lyon auch eine italienische, meist aus flüchtigen Lucensern bestehende Gemeinde gebildet hatte, schrieb Viret, den 20. September 1563, im Namen des Consistoriums an Zanchi, er möge als Prediger für seine Landsleute kommen, es sei Pflicht die Freiheit zu benutzen die den Protestanten in Frankreich gestattet ist; die meisten der Italiener zu Lyon verstünden zwar französisch, allein sie bedürften eines Predigers ihrer Sprache, sowohl wegen des Unterrichts der Jugend, als weil ein katholischer italienischer Geistlicher heftig gegen die Reformation eiferte. Zanchi, der schon Ende 1561 einen ähnlichen Ruf von Lyon erhalten und abgelehnt hatte, wäre diesmal gerne gekommen, wenn er nicht bereits für Chiavenna zugesagt hätte.

Der Posten zu Lyon war ein äußerst schwieriger; zwar hatte Viret mehrere thätige Collegen; auch fand er Ende 1563 einen längst ihm befreundeten Mitarbeiter an Christoph Fabri, der flüchtig von Vienne herüberkam. Allein die meiste Sorge lag auf ihm, dem Präsidenten des Consistoriums. Die Protestanten waren zahlreich, die Katholischen waren es nicht minder; der durch die Bürgerkriege entbrannte Haß war durch das Friedens-Edikt von Amboise nicht ausgelöscht worden; eifrige Mönche, zumal Jesuiten, bekämpften den Protestantismus; zudem waren, auf das Edikt sich berufend, dem zufolge Niemand wegen seines Glaubens gestört werden sollte, Sectirer aufgetreten, die die Gemüther entzweiten und der guten Sache manchen Schaden brachten. Schon gleich nach seiner Ankunft zu Lyon hatte Viret sich veranlaßt gesehn, einem sonst trefflichen, gelehrten Mann zu widersprechen. Anfang 1562 war hier ein werkwürdiges, mit vieler Mäßigung geschriebenes Buch erschienen über die Ordnung und Polizei in der christlichen Kirche; *) der Verfasser, Johann Morely, aus Paris, ein nach Genf geflüchteter Hugenott, hatte es Viret gewidmet, nachdem Calvin sich geweigert hatte, das Manuscript durchzusehn. Es entwickelte, in Bezug auf Kirchenregiment, die extremsten demokratischen Grundsätze; die Prediger sollen blos von der Gemeinde gewählt und entlassen werden; selbst über Sitten und Lehre soll nur die Gemeinde richten. Die den 25. April 1562 zu Orleans gehaltene Synode verwarf das Buch,

*) Traicté de la discipline et police chrestienne. 4°.

als die Auflösung der Kirche bezweckend. Morely erbot sich, dem Urtheil Farel's, Calvin's und Viret's sich zu unterwerfen; namentlich hoffte er, sich mit Letzterm, den er persönlich hochachtete, verständigen zu können; von ihrem Standpunkte aus konnten aber die Reformatoren seine Tendenzen nicht billigen, und durch Beschluß des Genfer Magistrats (16. September 1563) wurde seine Schrift verboten und öffentlich verbrannt.*) Eine weit gefährlichere erschien zu Lyon kurz nach dem Frieden von Amboise; sie war anonym und führte den Titel: „Die bürgerliche und militairische Vertheidigung der Unschuldigen und der Kirche Christi;**) da sie den Aufstand gegen die Tyrannen rechtfertigte, erregte sie großes Aufsehn. Der Statthalter, Herr von Soubise, übergab sie Viret, welcher in seinem und seiner Collegen Namen ein Gutachten abgab, in dem er erklärte, sie enthalte falsche, gefährliche, wiedertäuferische Lehren. Sie wurde verboten (11. Juni 1563); der damals zu Lyon anwesende, berühmte Rechtsgelehrte Carl Dumoulin, den man fälschlich im Verdacht hatte, der Verfasser zu sein, wurde gefangen gesetzt, nach wenig Tagen aber wieder frei gelassen. Zu derselben Zeit ungefähr hielt sich der Antitrinitarier Valentino Gentile zu Lyon auf; sein gegen Calvin gerichtetes „Evangelisches Bekenntniß" erschien hier im Drucke. Er wurde gefänglich eingezogen, redete sich aus und zog, im Sommer 1563, mit Alciati, der wahrscheinlich mit ihm zu Lyon war, nach Polen. Im Juni 1566 kam er wieder nach Gex, wurde jedoch wenige Monate später zu Bern hingerichtet. Ob er unter den Lyoner Italienern einigen Anhang gefunden hatte, vermögen wir nicht zu sagen; indessen fehlten auch unter ihnen die zu Grübeleien geneigten Geister nicht. Im Jahr 1566 traten zwei derselben mit einer mystischen Ansicht vom Abendmal auf; sie behaupteten, in dem Sacrament, so wie es in der Kirche gefeiert wird, sei Christus auf keine Weise gegenwärtig, die Genießenden treten dadurch nicht einmal in geistige Gemeinschaft mit ihm; diese letztere, die geistige, sei zwar die allein wahre, bedürfe aber der äußern Zeichen nicht. An den einen dieser Leute, mit Namen Alamanno, richtete Beza, den 2. Juni, ein längeres Schreiben, um ihm seinen Irrthum zu beweisen. Ein katholischer Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts sagt, Viret habe mit dem erzbischöflichen Vicar gemeinschaftliche Sache gemacht, um diese, die Lyoner Kirche störenden Ketzer zu unterdrücken; dies heißt wohl nur so viel, daß Beide gleichzeitig auf die Entfernung der zwei Italiener drangen, da diese, wie es scheint, sich sowohl an Katholiken als an Reformirte

*) Sie wurde auch von den Synoden zu Paris, 1565, und zu Nismes, 1572, verdammt.

**) De la défense civile & militaire des innocens & de l'Eglise.

wandten. Viret hat sich um so weniger zu irgend etwas mit der katholischen Geistlichkeit verbinden können, da er selber und seine Gemeinde unaufhörlich ihren Anfeindungen ausgesetzt war. Der gelehrte Jesuit Antonio Possevini gab einen italienischen Tractat zu Gunsten der Messe heraus; sein Ordensbruder Edmund Auger, der 1563 die erste Messe zu Lyon wieder feierte und später Beichtvater des Königs Heinrich III. ward, schrieb einen französischen Katechismus, nach der Ordnung des Calviniſchen, aus dem er Manches entlehnte, um desto leichter das reformirte Volk irre zu führen. Außerdem wurde auf den Kanzeln heftig gegen die Ketzer gepredigt. Viret, der sich an den großen Erfolg erinnerte, den früher die öffentlichen Religionsgespräche in der Schweiz gehabt hatten, wünschte nun ein ähnliches zu Lyon zu halten; er meinte, „dieses Mittel der Wahrheit den Sieg zu verschaffen, sei besser, als die Menge gegen die Ketzer aufzuhetzen und in Bezug auf die Religion, in der man am meisten einig sein sollte, Feindschaft und Haß zu erregen; nur durch öffentliche Besprechung kann die Sache ohne Schwerdt und Feuer, ohne Mord und Krieg, entschieden werden; und geben wir zugleich unsere gegenseitigen Meinungen durch die Presse kund, so können Alle sich belehren, gerade wie die Richter, wenn sie die Acten eines Prozesses durchgehn.“ Die katholischen Geistlichen weigerten sich aber lange, mit den Geistlichen sowohl öffentlich als in Privat-Unterhaltung zu disputiren. Erst 1565 willigten der Franziskaner Johann Ropitel und der Jesuit Auger ein, mit Viret einige Artikel zu verhandeln, und zwar nur schriftlich. Sie übergaben ihm eine Reihe von Fragen, die sich, in sonderbarer Unordnung, theils auf ganz untergeordnete Dinge, theils auf die Hierarchie, die Taufe und die Excommunication bezogen. In seiner in würdigem Tone gehaltenen Beantwortung führte Viret sämmtliche Artikel auf die allgemeinen evangelischen Grundsätze zurück, und fügte seinerseits zwölf Fragen bei; die vorzüglichsten waren: ist es erlaubt, Zusätze zum Worte Gottes zu machen? wird Gott durch äußere Ceremonien wahrhaft verehrt? kann es nach der Bibel ein einziges sichtbares Oberhaupt der Kirche geben? kann etwas in der Welt geschehn, gutes oder böses, ohne die Vorsehung Gottes? Viret gab das Ganze durch den Druck heraus; ob Ropitel und Auger auf seine Fragen antworteten, ist uns nicht bekannt.

Diese Schrift war nicht die einzige, die Viret zu Lyon veröffentlichte; trotz seiner Körperleiden entwickelte er eine außerordentliche literarische Thätigkeit; zum Theil durch die Angriffe der Gegner veranlaßt, gab er in den Jahren 1563 bis 1565 mehrere seiner bedeutendsten Werke heraus: seine große Christliche Unterweisung, wovon er den ersten Theil der Gemeinde von Nismes (7. Dezember 1563), und den zweiten der von Montpellier (12. Dez. 1563) widmete; einen

Tractat über die Gebete der katholischen Geistlichen; drei einander ergänzende Bücher über die Auctorität der heiligen Schrift, die Gewalt der Schlüssel und den über die wahre und die falsche Kirche geführten Streit; die beiden ersten richtete er an die Einwohner Lyon's beider Bekenntnisse (9. und 12. April 1564), das dritte an die Herzogin Renata von Ferrara (5. April 1565); ferner eine satirische Schrift über die Messe; einen früher schon geschriebenen Tractat über das Interim, den er dem Admiral Coligny zueignete (20. Septbr. 1565); endlich eine Abhandlung über das Abendmal, und eine über die göttliche Vorsehung, das heißt über die von den Katholiken häufig den Reformirten zur Last gelegte Prädestination.

Wann Viret Lyon verließ ist ungewiß; er war daselbst noch den 20. September 1565. Den 4. Oktober erwählte ihn die Neuenburger Klasse an die Stelle des kürzlich verstorbenen Farel; da er nicht annahm, wurde Fabri berufen. Ein königliches Edikt vom 14. Dezember 1563 hatte, unter dem Vorwand den Frieden von Amboise zu interpretiren, das heißt zu beschränken, verboten, in Zukunft ausländische Prediger in Frankreich anzustellen; mehrere Schriftsteller haben behauptet, daß dies Verbot sofort auf Viret angewandt wurde; man sieht jedoch aus Obigem, daß dies nicht der Fall war. Wahrscheinlich benutzten es erst Ende 1565 die Jesuiten, um den wegen seiner Mäßigung und Friedensliebe allgemein geachteten Prediger zu entfernen. Er ging nach Orange, das dem Fürsten Wilhelm von Nassau unterthan war. Von hier berief ihn Johanna von Albret an ihre neue, im Jahr 1566 errichtete Akademie von Orthez, in Bearn. Von nun an verschwindet er beinah aus der Geschichte; seine literarische Thätigkeit hörte auf; vielleicht hinderte ihn zunehmende Kränklichkeit an bedeutendem Wirken; vielleicht begnügte er sich, in dem ganz evangelischen Lande zu keiner Polemik gezwungen, mit dem öffentlichen Lehren der Theologie. Doch ward auch hier noch einmal seine Ruhe gestört. 1569 fielen katholische Truppen unter dem Vicomte von Terride in Bearn ein, bemächtigten sich auch der Stadt Orthez, vertrieben die Professoren, nahmen Viret, den berühmtesten und am meisten gefürchteten, als Gefangenen mit und brachten ihn in ein festes Schloß bei Chabanay. Diese letzte Prüfung dauerte indessen nur kurze Zeit; Orthez wurde von dem Grafen Montgomery wieder mit Sturm genommen; ein anderes Hugenottencorps nahm Chabanay, und schenkte dem Befehlshaber die Freiheit auf sein Versprechen, auch Viret freizulassen. Er wurde zu Orthez wieder eingesetzt, starb aber schon 1571, sechzig Jahre alt, der letztüberlebende des großen Triumvirats, das die Reformation in der romanischen Schweiz und von da aus in Frankreich begründet hatte.

II.

In einem Briefe aus dem Jahre 1549 schrieb Farel an Bullinger: „Gott hat uns Viret gegeben; ich kenne ihn besser als mich selber und bezeuge daß ich nie etwas Anderes in ihm gewahr ward, als wahre aufrichtige Liebe zu Christo und seinem Evangelium, ein demüthiges, liebevolles, nach Frieden strebendes Gemüth; sähe er nicht, daß der Irrthum so Vielen Verderben bringt, und wäre er sich nicht bewußt, von Gott getrieben zu werden, so würde er nie mit Jemanden streiten; im Streiten selbst zeigt er so viel Mäßigung, daß die Gegner, gezwungen die Thatsachen anzuerkennen, nichts Anderes zu thun wissen, als zu behaupten, es sei Alles nur Heuchelei bei ihm."

Diese einfache Characteristik, deren Wahrheit durch Viret's ganzes Leben bezeugt ist, dient auch zur Erklärung der Wirkungen die er hervorbrachte, überall wo er für die Reformation thätig war. Während Farel durch sein rasch entzündendes Feuer und Calvin durch die Gewalt seiner Gedanken die Herzen gewannen und die Gegner zum Schweigen brachten, hat Viret's Persönlichkeit, welche bei eben so viel Festigkeit wie seine zwei Freunde, mehr Milde und einnehmende Sanftmuth besaß, ganz ähnliche Resultate erreicht. Die Mittel, durch die er in der romanischen Schweiz sowie in Südfrankreich gewirkt hat, waren seine Predigten und seine Schriften.

Von seinen Predigten ist leider keine erhalten; sie waren wohl meist improvisirt, wie die Farel's und Calvin's; während aber die des Letztern durch Nachschreiber aufbewahrt wurden, hat sich, wie es scheint, für die beiden andern Reformatoren Niemand gefunden, der ihnen einen ähnlichen Dienst geleistet hätte. Nur aus ihren Wirkungen und einigen Zeugnissen von Zeitgenossen kann man auf das Eigenthümliche der Predigten Viret's schließen. Ein Genfer Chronist sagt, sie seien bei dem Volke in hohem Grade beliebt gewesen; Zanchi, der 1552 Calvin zu St. Gervais und den gerade in Genf anwesenden Viret zu St. Peter predigen hörte, bewunderte des Letztern außerordentliche Beredsamkeit und stellte ihn als Redner höher als Calvin. Beza sagt: „Niemand hat gelehrter gepredigt als Calvin, Niemand kräftiger als Farel, Niemand sanfter als Viret." Ohne Zweifel darf man übrigens annehmen, daß sich in den Predigten dieses Letztern die nämlichen Eigenschaften kund gaben, wie in seinen Schriften, die großentheils ebenso improvisirt zu sein scheinen, wie seine öffentlichen Reden; was daher von jenen zu sagen ist, läßt sich auf diese anwenden.

Viret war einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Reformationszeit; leider sind seine meist für das Volk bestimmten Werke wenig in die Hände der Gelehrten oder in Bibliotheken gekommen, und daher

äußerst selten geworden.*) Was sie vorzugsweise characterisirt, das ist eine ungewöhnliche klassische und theologische Belesenheit, reiche Einbildungskraft, strenge Logik, verbunden mit Geist und Witz. Die im Ganzen klare Darstellung ist oft weitschweifig und gedehnt; schon frühe, 1546, hatte Calvin diesen Fehler Viret's getadelt, der eine Folge der Schnelligkeit seines Arbeitens war. Die Sprache ist die des Volkes für das er schreibt, populär und mitunter trivial; er sagt selber: „meine Sprache ist nicht attisch, ich verstehe nichts von Rhetorik, ich verfalle oft in mein Patois zurück;" er that dies sogar absichtlich, um besser verstanden zu werden. Der Zweck seiner Schriften war Volksunterricht und Polemik; das theologische System hat er weder tiefer begründet noch weiter entwickelt; er ist Schüler Calvin's und hat sich als solcher begnügt, dessen Theologie für das Volk zu verarbeiten oder gegen den Katholicismus zu vertheidigen. Man kann daher seine Schriften in zwei Hauptklassen eintheilen, in solche, die zur positiven Belehrung der Glieder der reformirten Kirche bestimmt sind, und in solche, die die Bekämpfung katholischer Lehren und Gebräuche zur Absicht haben. Die erstern sind entweder Lehrbücher für Anfänger, oder Ermahnungen in dem Bekenntniß des evangelischen Glaubens festzuhalten.

Die Lehrbücher sind Catechismen in dialogischer Form, in der Methode hie und da abweichend von dem Catechismus Calvin's. Sie bilden eine progressive Reihe, den verschiedenen Alters- und Bildungsstufen angemessen, von dem ersten Elementar-Unterricht fortschreitend bis zur vollständigen gründlichen Darstellung für Erwachsene. In seinen spätern Jahren, während seines Aufenthalts zu Lyon, brachte Viret diese Schriften nebst einigen andern in eine Sammlung, die er durch mehrere neue Stücke vervollständigte und unter dem Titel herausgab: „Christlicher Unterricht in der Lehre des Gesetzes und des Evangeliums, in der wahren Philosophie und der natürlichen und übernatürlichen Theologie, in der Betrachtung der Abbilder und Werke der Vorsehung in dem Weltall, und in der Geschichte der Erschaffung, des Falls und der Erlösung des Menschengeschlechts." Auch dieses große Werk ist in dialogischer Form. Aeußerst selten, ist es in spätern Zeiten wenig beachtet worden, und doch ist es eines der merkwürdigsten Erzeugnisse der reformatorischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts. Das Hauptinteresse besteht nicht sowohl in den theologischen Parthien, als in der Anwendung des Christenthums auf die mensch-

*) Viret soll mehrere Werke unter dem Namen Firmianus Chlorus herausgegeben haben. Alle, die ich jedoch von ihm gesehn habe, tragen seinen wahren Namen auf dem Titel. Seine Briefe unterschrieb er zuweilen mit Cephas Tervius, Anagramm von Viretus.

lichen Verhältnisse und in der christlich-philosophischen Weltanschauung. Der Exposition der zehn Gebote, die ein vollständiges Moral-System darstellt, geht eine Ermahnung an alle Obrigkeiten voran über die verschiedenen Regierungsformen, um zu zeigen, daß die drei Hauptformen, Monarchie, Aristocratie und Democratie, an und für sich gleichgültig sind; in jeder kann nach blos menschlicher Willkür regiert werden; wo dies geschieht, tragen die Gesetze das Gepräge der Leidenschaft und es entstehn Uebel aller Art; wo aber das Gesetz Gottes herrscht, da ist es einerlei, welche Form man einführt, jede kann passen.

Der zweite Theil des Werkes enthält die natürliche und die christliche Theologie, eine Art Apologetik des Christenthums, voll tiefer und origineller Gedanken. So groß auch, sagt Viret im Eingang, der Widerstand gegen das Evangelium war, so ist es doch siegreich durch alle Hindernisse hindurchgedrungen und jeder kann jetzt seine Klarheit sehn. Dennoch gibt es noch Viele die blind dafür sind: Unwissende, die es schwer ist dem Aberglauben zu entreißen; Furchtsame, die es nicht wagen sich auszusprechen; Ehrgeizige, die die Wahrheit erkannt haben, aber um hohen Herren zu gefallen, äußerlich katholisch bleiben; daneben auch solche, die, den Vorwand der Religionsstreitigkeiten benutzend, jede Religion für zweifelhaft erklären und keine befolgen; sie nehmen wohl einen Gott an, „nennen sich mit einem neuen Worte Deisten", geben vor an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Vorsehung zu glauben, sehen aber Alles was von Christo erzählt wird, „für Fabeln und Träumereien" an. Ja, auch völlige Atheisten kommen vor, und zwar gerade unter den scharfsinnigsten, gelehrtesten Köpfen. Um nun namentlich den Deisten und Atheisten entgegen zu arbeiten, und besonders „Philosophen und Aerzte anzuregen, ihre Wissenschaft dem Dienste Gottes zu widmen," will Viret zeigen, wie die ganze Schöpfung und speziell der Mensch, „gewöhnlich die kleine Welt (Microcosmus) genannt," Zeugniß ablegt von dem Dasein, der Vorsehung und der Gerechtigkeit Gottes. Er entwickelt diesen Gedanken weitläufig durch die verschiedenen Reiche der Natur hindurch, bei Gelegenheit des Artikels des apostolischen Symbolums über Gott als Schöpfer. Doch verfährt er nicht rein philosophisch, sondern vermischt Bibellehre und Naturbetrachtung mit einander; er argumentirt aus jener, statt sie durch diese zu bestätigen, so daß er auf die, welche die Bibel nicht annahmen, seinen Eindruck verfehlen mußte. Immerhin ist sein Versuch in den Geschöpfen und Natur-Erscheinungen Sinnbilder, Offenbarungen der unsichtbaren Dinge zu finden, geistreich durchgeführt, obgleich seine Naturkenntniß nicht über Aristoteles und Plinius hinausgeht. Bei dem Menschen angekommen, sagt er, er sei ein Abbild der gesammten Schöpfung; er trage von allen Kreaturen etwas an sich, obwohl keine ihm ähnlich

ist. Alle Bewegungen (Neigungen) in den Geschöpfen, bewußt oder nicht, kommen von Liebe; dies führt auf die Liebe Gottes zurück, als Urgrund alles Seins. Liebe ist Mittheilung, sie kann nicht unthätig sein; daher die Schöpfung der Welt und besonders des Menschen. Allen Geschöpfen hat Gott etwas von seiner Liebe mitgetheilt, sie spiegeln sie theils ab, theils sind sie vermöge derselben zu einander geneigt; daher die Ordnung und Harmonie der Welt. Aber nicht alle Geschöpfe haben ein Bewußtsein ihrer natürlichen Bewegungen, sondern nur die Engel und die Menschen; diese allein besitzen daher Leben in höherem Sinne; Thiere und Pflanzen haben auch Leben, aber keine Seele; die Steine haben keines, oder man müßte das Wort Leben in allgemeinster Bedeutung nehmen. Hier folgt dann eine genaue Beschreibung der innern und äußern Organe des menschlichen Körpers, nebst den großentheils falschen, damals in der Medizin gangbaren Hypothesen über deren Bestimmung. Mehr Werth als dieser Theil hat Viret's Beweisführung in Bezug auf die Unsterblichkeit der Seele. Nachdem er zuerst das Fegfeuer und die Seelenwanderung widerlegt, welche letztere „damals Anhänger unter den Philosophen hatte," geht er zur Unsterblichkeit über; er erkennt zwar daß die Vernunft sie nicht über allen Zweifel zu erheben vermag, und daß sie wesentlich ein Gegenstand des Glaubens ist, doch gibt er einige, und zwar von den besten philosophischen Argumenten an: man kann auf die Unsterblichkeit schließen aus dem Begriff, den sich der Mensch von unendlicher Fortdauer macht, aus seiner Sehnsucht danach, aus der angebornen Furcht vor Vernichtung, aus der Idee der Gerechtigkeit Gottes, aus dem auf Erden nie befriedigten Streben nach Erkenntniß und Glückseligkeit. Dieser, das Werk abschließende Abschnitt ist reich an schönen, erhabenen Stellen, in denen Viret eben so groß als Redner wie als christlicher Weiser erscheint.

Bevor wir zu einer andern Klasse seiner Werke übergehn, ist noch seine Christliche Metamorphose zu erwähnen, die gewissermaßen seinen Lehrschriften beigezählt werden kann. Das sonderbar scheinende, auch wieder in Gesprächen sich bewegende Buch ist keine Satire, sondern hat einen sehr ernsten Zweck. „Die alten Poeten haben viel von Verwandelungen geredet, besonders Ovidius, der ein ganzes Buch darüber geschrieben hat; dies ist aber Alles nur Lug und Trug; nichts desto weniger ist es ergötzlich, weil der Mensch von Natur Bilder und Dichtung liebt." Um nun dem Einfluß der heidnischen Dichter entgegen zu wirken, und die Macht und das Recht der Phantasie anerkennend, unternimmt Viret eine Metamorphose zu schreiben in christlichem Sinn. Im ersten moralisch-religiösen Theil wird gezeigt, wie der Mensch sich durch die Sünde geistig und körperlich verunstaltet, allein durch den Glauben an Christum seine

wahre Gestalt wieder herstellt. In den der Verunstaltung gewidmeten Dialogen herrscht eine tiefe Traurigkeit vor, die selbst durch den mitunterlaufenden Scherz durchklingt; in seinen Schmerzen und Aengsten, unter den Kriegen der Fürsten und dem Zwiespalt der Religionen, kommt dem Betrachter das Leben wie „eine elende Farce" vor; der Mensch scheint sich in Thier verwandeln zu wollen. Seine Seele ist aber nach dem Bilde Gottes geschaffen; in dieses soll sie wieder verwandelt werden, durch die Wiedergeburt. Der Nicht-Christ, der natürliche Mensch ist zwar über das Thier erhaben, ist ihm aber doch zu vergleichen, insofern er die wahre Kenntniß Gottes nicht hat; was den Menschen vom Thiere scheidet, ist die Fähigkeit Gott zu erkennen. Die Thiere haben auch eine Art Vernunft (raison), ja sie sind in ihrer Natur weniger verdorben als der Mensch, sie erfüllen ihre Bestimmung sicherer als dieser die seinige, und können ihm, in diesem Bezuge, als Vorbild dienen. Dies führt zum zweiten Theile: die Schule der Thiere. „Die Philosophen gleichen oft Predigern, die sehr schön reden aber sehr schlecht handeln, und nichts von dem thun, was sie die Andern lehren. Diese Lehrmeister aber (die Thiere), zu denen uns der heilige Geist in der Bibel hinweist, unterrichten uns nicht durch viele Worte, sondern durch ihre That, durch ihr Beispiel." Hier folgt dann eine Reihe von Gesprächen, voll origineller Betrachtungen über das Thierleben und oft treffender Anwendungen auf den Menschen, nebst verkehrten, der damaligen Naturhistorie angehörenden Ansichten und weit hergeholten Digressionen. Ameisen und Spinnen sind Lehrer einer guten Haushaltung; Tauben, Schwalben, Hasen, Vorbilder der Familienliebe; Bienen, der Staatswirthschaft und der Arbeitsamkeit, wobei gelegentlich von der Pflicht der Obrigkeiten, den Müßiggang nicht zu dulden, gesprochen, und gegen die Bettelmönche losgefahren wird. Andere Thiere sind in der Kriegskunst geschickt; hier wird von erlaubten und unerlaubten Kriegen geredet, und mit einem Sprung auf den geistigen Krieg der Christen, ihren Feind, ihre Waffen, ihren Heerführer übergegangen. Dann kommen die Künste, die mechanischen und die freien; was jene betrifft, kann man von Bienen und Spinnen lernen; in Bezug auf die freien, besitzen Füchse, Hunde, Raben, u. s. w. eine auffallende „dialektische Kunst"; die Vögel sind Lehrer der Musik; einige Thiere sind „Astrologen", indem sie die Witterungswechsel verkündigen; Alle sind Aerzte, die sich selber heilen; hieran knüpft sich ein Excurs über die Krankheiten, die Pflichten der Aerzte, und die zu befolgende Diät in der besonders die Thiere Muster sind. Hinsichtlich der moralischen Tugenden ist der Hund Lehrer der Treue, der Löwe der Großmuth, die Taube der Geduld u. s. w. Von da aus schlägt Viret plötzlich einen andern Gedankengang ein, indem er auf das kommt, was den Menschen

vom Thier unterscheiden soll: es ist nicht allein die Sprache, denn auch die Thiere haben eine Art Sprache, manche können wirklich sprechen lernen, und viele Menschen sprechen nicht anders als die Thiere, ohne Sinn und Verstand; es ist auch der äußere Gottesdienst nicht allein, denn den Alten zufolge wenden sich der Elephant und der Cynocephalus der Sonne zu, und die Götzendiener machen es nicht besser; endlich ist es nicht einmal die Weissagung, denn Bileams Esel hat geweissagt, und es gibt zahllose falsche Propheten. Der Mensch wird nur wahrer Mensch, wenn das Bild Gottes durch den heiligen Geist wieder in ihm hergestellt wird.

Wir haben uns bei diesem wunderlichen Buche etwas länger aufgehalten, um zu zeigen, wie mächtig Viret von dem Gedanken beherrscht war, Alles auf die christliche Umgestaltung des einzelnen Menschen, so wie der ganzen Gesellschaft zu beziehen, und wie diese stete Präoccupation ihn an dem aesthetischen Ausbau eines Werkes gehindert hat, das viel anziehender und mithin viel lehrreicher geworden wäre, wenn er weniger nüchterne Abschweifungen und polemische Ausfälle darein gemischt hätte. Doch es ist Zeit zu einer andern Gattung seiner Schriften überzugehn, zu den Ermahnungen im evangelischen Bekenntniß zu verharren.

Diese Ermahnungen sind Sendschreiben bald an evangelische Christen, die unter Katholiken wohnten, wo sie der Predigt entbehren mußten und Verfolgung litten, bald an gefangene, dem Tod entgegensehende Prediger, bald an solche, die sich rühmten Protestanten zu sein, aber vorgaben, die äußerlichen Gebräuche des Papstthums mitmachen zu können ohne Schaden für ihr Gewissen. Schöne, herrliche Worte kommen in diesen Stücken vor. Viret tadelt die, welche „sich als große Eiferer für das Evangelium erweisen wollen, indem sie, ohne Wahl der Gelegenheit und der Umstände, gegen den katholischen Götzendienst schreien, und statt die Gemüther zu erbauen, nur die Schwachen verwirren und die wahrhaft Gottesfürchtigen in Gefahr bringen. Als Paulus zu Athen war, entbrannte sein Herz in ihm, da er sah, wie die Stadt der Abgötterei ergeben war; er disputirte in der Versammlung mit den Juden, belehrte auf dem Markte das Volk, lief aber nicht durch die Straßen wie ein Wahnsinniger, um, auf eigene Machtvollkommenheit hin, die Bilder umzustürzen und die Tempel zu zerstören." Nicht minder sprach sich Viret, so wie auch Calvin, Peter Martyr und Andere es thaten, gegen diejenigen aus, die aus weltlichen Rücksichten, aus Furcht ihr Eigenthum, ihren Einfluß, ihre Aemter, ihre Stellen am Hofe zu verlieren, die damals in Frankreich so oft gehörten Einwände vorbrachten gegen die Nothwendigkeit eines offenen Bekenntnisses, oder der Flucht wenn dieses Bekenntniß nicht möglich war. Die Ausflüchte derer, welche

behaupteten, die äußern Ceremonien seien an sich gleichgültig, wenn man nur im Herzen der Wahrheit ergeben sei, nannte er mit Recht Sophisterei und Selbstbetrug; wie schwer es auch falle, sagte er, man muß sich von Allem trennen, wenn man die Freiheit des Gewissens nicht hat, und ein Land verlassen, wo diese verweigert wird. Dagegen ermahnte er eine Flüchtlingsgemeinde, die sich in einer lutherischen Stadt niedergelassen hatte (wahrscheinlich die zu Frankfurt), und sich ängstlich beklagte, daß auch andere Gesänge als die Psalmen gesungen und daß beim Abendmal das Brod nicht gebrochen würde, sich an Dingen nicht zu stoßen, durch die die rechte Eintracht nicht gestört werden könne; gastfreundlich an einem Orte aufgenommen, wo sie die Gewalt nicht haben, sollen sie sich fügen und das ihnen Fremdartige in Liebe tragen. Die Bedrückten in Frankreich warnte er vor Gewaltthätigkeit; sie sollen nie zu den Waffen greifen, weder wenn sie von der Obrigkeit verfolgt, noch wenn sie von einem fanatischen Pöbel angegriffen werden; ihre einzigen Waffen sind geistige, und früher oder später verschaffen ihnen diese den Sieg. Den Gefangenen endlich empfahl er standhafte Geduld; so schrieb er 1553 an die zu Lyon zum Tode verurtheilten fünf Lausanner Studenten unter Anderm folgendes: „Erinnert euch an das Wort: ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Es heißt nicht: ich sende euch wie Wölfe unter die Schafe, noch wie wilde Thiere gegen andere wilde Thiere, sondern wie Schafe unter die Wölfe. Ein seltsames Wort! Welche Siegeshoffnung können Schafe haben wenn sie Wölfe bekämpfen sollen? was Anders können sie erwarten, als zerrissen zu werden? Hier ist aber weder auf die Natur der Schafe, noch auf die der Wölfe zu sehn, sondern auf den, der gesagt hat: ich sende euch; er, der Hirte, ist es, der die Schafe sendet die ihm der Vater gegeben hat, und der will daß ihm keines entrissen werde. Was uns daher von Seiten der Menschen begegnen möge, wir sind zufrieden einen solchen Beschützer zu haben, der nicht ein bloßer Mensch, sondern der ewige Gott selber ist. Deshalb sind wir gewiß, daß wir nicht untergehn; sterbend leben wir, besiegt sind wir Sieger. Bleibt nur fest in euerm Glauben; bekämpft eure Feinde durch ihn, durch Geduld und Gebet. Das sind die Waffen, durch welche von Anfang an die Kirche Gottes über die Gewaltigen der Erde Siegerin geworden ist."

An diese Schriften schließt sich der Dialog über das Interim an, der für Viret's eigenen Standpunkt sehr bezeichnend ist. Er schreibt ihn, um die evangelischen Christen von der Nothwendigkeit der Mäßigung und des alleinigen Gebrauchs der geistlichen Waffen zu überzeugen; den Titel Interim wählt er, weil er von den in verschiedenen Ländern vorgeschlagenen Mitteln sprechen will, sich bis zur Abschließung einer vollkommenen Einigkeit und Reformation, in Bezug

auf die Religion zu verhalten; doch handelt er weniger von diesen Mitteln, als von den Stellungen, die seine Zeitgenossen dem Evangelium gegenüber einnahmen. Er theilt Letztere in Vermittler (moyenneurs), welche durch Concessionen an den Katholicismus die Ruhe für die Protestanten zu erkaufen, oder durch gegenseitiges unmögliches Nachgeben beide Kirchen zu vereinigen suchen; Radikale (transformateurs), die nicht nur die Kirche, sondern auch den Staat von Grund aus umändern wollen; Libertiner, die jede Religion und jede Autorität verachten; Verfolger, die trotz ihres Wüthens ihren Zweck dennoch nicht erreichen; Gemäßigte, die allein den Frieden zu erhalten im Stande sind, weil sie Allen gleichmäßig Gewissensfreiheit zuerkennen. Von sich selbst sagt Viret: „ich war zwar von Natur schon zum Frieden geneigt und habe Zwietracht und Verwirrung gehaßt; allein die Erkenntniß die mir Gott von seinem Worte schenkte und die Erfahrungen die ich machte, haben mich noch mehr dazu getrieben, nach Frieden und Eintracht zu streben und den Ausspruch des Herrn stets vor Augen zu haben: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen".

Weit zahlreicher als diese Schriften, sind Viret's polemische Traktate; während aber von jenen manche verdienten wieder ans Licht gezogen zu werden, kann man diese fast durchgängig, was die Methode betrifft, als veraltet betrachten; sie haben indessen in mehrfacher Hinsicht ein großes historisches Interesse. Viret's Polemik läßt die tiefern Grunddogmen unberührt; sie beschäftigt sich ausschließlich mit dem Praktischen, dem in die äußere Erscheinung Tretenden, den kirchlichen Einrichtungen und Anstalten. Der Hauptstreit, sagt er, dreht sich um die Lehren vom geistlichen Amt und von den Sacramenten, und um den Werth der äußern Gebräuche; beide Kirchen haben Prediger, und jede behauptet die ihrigen seien allein die rechten; die eine hat sieben Sacramente, die andere nur zwei, und jede sagt sie lehre in diesem Bezuge die Wahrheit; die eine hat einen reichen, in die Augen fallenden Gottesdienst, während die andere den allereinfachsten hat, und jede gibt vor nur ihre Form sei die ächt christliche. Was soll nun das Volk in diesem Zwiespalte thun? Es gibt nur ein Mittel ihm daraus zu helfen, nemlich die Ansprüche beider Kirchen nach der Bibel zu prüfen, auf das Alterthum zurückzugehn, das heißt auf Christum und die Apostel. Diese Art die Gegenstände der Polemik zu bestimmen offenbart den viel mit dem Volke verkehrenden Mann; man erkennt daraus was die Gemüther damals vorzüglich beschäftigte; war man auch geneigt die Predigt von Christo und dem rechtfertigenden Glauben an ihn anzunehmen, so blieben doch bei Vielen Zweifel zurück über das Recht der neuen Prediger und über die Nothwendigkeit, den hergebrachten, so bequemen Gebräuchen zu entsagen. Viret, der dies oft genug erfahren haben mußte, hatte es sich nun zur Lebensaufgabe gemacht, durch alle Mittel welche

ihm seine Gelehrsamkeit, sein Glaube und sein Scharfsinn an die Hand gaben, sowohl die katholische Ansicht über die angegebenen Punkte zu bekämpfen, als die protestantische zu rechtfertigen.

Seine hiehergehörigen Schriften sind theils ernste, gelehrte Abhandlungen, theils witzige Gespräche und Satiren; doch kommen auch in jenen häufig satirische Stellen vor. Unter den gelehrten Traktaten entwickeln mehrere, aus verschiedenen Epochen seines Lebens, die Lehre vom geistlichen Amt; da dieses „aus vier Stücken besteht, der Predigt des Worts, der Verwaltung der Sacramente, der Handhabung der Disziplin, und den Gebeten (Gottesdienst)," so werden auch diese Gegenstände mehr oder weniger ausführlich bei Gelegenheit des Amtes behandelt. Die Gründe welche Viret anführt, um zu beweisen, daß in den angeführten vier Stücken die katholische Geistlichkeit von dem apostolischen Christenthum abgewichen sei, sind die allgemein bekannten; sie brauchen daher nicht der Länge nach hier aufgezählt zu werden. Eigenthümlich, aber weniger stichhaltig, ist nur die aus der typischen Anwendung der alttestamentlichen Ordnung auf die Kirche genommene Beweisführung, daß die Gewalt der Schlüssel nicht einer besondern Priesterkaste gehöre. Eine eigene Schrift hat zum Zweck, historisch die Entstehung und Ausbildung des Papstthums nachzuweisen, und durch Vergleichung der apostolischen Kirche mit der römischen zu zeigen, wie wenig diese jener entspricht. In einem andern, zur Zeit der Wiedereröffnung des Tridentinischen Concils, 1551, geschriebenen dialogischen Traktat, behandelt er verschiedene auf das Concil bezügliche Fragen. Er stellt den Grundsatz voran, es sei Pflicht jedes Christen den göttlichen Willen zu erforschen durch die Mittel, die Gott selber dazu gegeben hat, nemlich in der heiligen Schrift; das allein verdiene den Namen einer heiligen Inquisition. Viele haben nun aber allerlei Vorwände, um sich der Mühe dieses Forschens zu entheben: das Alter und die große Verbreitung der katholischen Religion, das Ansehn der Vorfahren, der Gehorsam den man der Obrigkeit schuldig ist, der Mangel an Zeit, u. dergl. Nachdem er diese Vorwände mit vielem Geschick widerlegt hat, kommt er zu einem andern damals oft vorgeschützten: „es ist nicht an uns die kirchlichen Fragen zu lösen, wir müssen die Beschlüsse des Concils abwarten." Da zeigt er nun, aus der bereits mit der Tridentiner Versammlung gemachten Erfahrung, wie wenig man von ihr zu hoffen habe; überhaupt seien die katholischen Concilien nie so gewesen, daß sich der Christ ihnen unbedingt unterwerfen könne; die Widersprüche in vielen ihrer Beschlüsse beweisen wie wenig ihre Autorität gegründet ist; einem vom Papste präsidirten Concil fehle die nöthige Freiheit; man brauche übrigens eine Kirchenversammlung nicht, denn die Erledigung aller Fragen finde sich hinreichend in der heiligen Schrift.

Bei Bekämpfung der Messe, des Bilder- und Reliquiendienstes, und der andern äußern Gebräuche, bedient sich Viret eines Mittels, das damals sehr wirksam war, obgleich es der historischen Begründung entbehrte; bei der großen Unwissenheit der meisten Priester und Mönche, die von klassischem Alterthum ebenso wenig wußten als von christlicher Theologie und Kirchengeschichte, waren sie jedoch nicht im Stande, ihren gewandten, witzigen Gegner zu widerlegen. Viret bemühte sich nemlich, und nicht blos aus Ironie sondern alles Ernstes, sämmtliche katholische Gebräuche auf heidnische zurückzuführen, um zu zeigen, daß der Katholicismus nichts als ein erneuertes Heidenthum sei. Dies thut er namentlich in Bezug auf die Messe; durch Anwendung einer großen Anzahl von Stellen aus alten Dichtern auf die einzelnen Theile des Meßcanons, auf die Kleidung der Priester, die Zierrathen des Altars, die Gefäße, die Cerimonien, will er zeigen, daß hier nichts Anderes sei als eine das Heilige entweihende, theatralische Vorstellung. Wenn nun auch im katholischen Cultus ein heidnisches Element nicht zu verkennen ist, so ist doch zu viel gesagt, wenn behauptet wird, die Messe sei von den alten Dichtern vorbildlich dargestellt worden, und der ganze katholische Gottesdienst sei weiter nichts als eine Copie des heidnischen Götterdienstes. Bei ihrem Bestreben den Cultus auf die ursprüngliche apostolische Einfachheit zurückzuführen und alles Sinnliche daraus zu entfernen, begreift man jedoch wie die schweizerischen Reformatoren auf den Gedanken kommen konnten, dieses Sinnliche, das jeder Berechtigung im Evangelium entbehrt, sei nur ein der Kirche wieder aufgedrungenes Heidenthum.

Dieser Gedanke zieht sich auch durch sämmtliche satirische Schriften Viret's hindurch, die indessen nicht blos die Messe zum Gegenstand haben, sondern viele andere Dinge, das Fegefeuer, die Todtengebräuche, das Leben der Geistlichen, die Gelübde, das Mönchsthum, das Ave Maria, den Rosenkranz, das Weihwasser, die Kreuz- und Bilderverehrung, u. s. w. Viret sagt, er halte es für erlaubt sich über Aberglauben und Irrthum lustig zu machen, zumal da er jedesmal den Ernst der Wahrheit entgegenstelle; die Gesprächsform sei am besten dazu geeignet wegen ihrer Lebendigkeit und freien Bewegung. Auch Calvin, der zu einer Sammlung satirischer Dialogen seines Freundes eine Vorrede schrieb, hat sein Verfahren gebilligt: „es gibt Leute, meint er, die es vorziehen auf angenehme Weise sich belehren zu lassen, statt durch ernste, einfache Darstellung der Wahrheit; daher sind die zu loben, welche die Gabe besitzen, den Leser durch das Vergnügen zu unterrichten das sie ihm verschaffen; diese Gabe besitzt nicht jeder, selbst den Gelehrtesten fehlt sie oft; ja Viele machen nur sich selber lächerlich, durch die Mühe, die sie sich geben Andere zum Lachen bringen zu wollen; wer sich des Witzes bedienen will, muß zweierlei

vermeiden: er darf nichts Gezwungenes, weither geholtes vorbringen, und nicht in unschickliches Geschwätz verfallen; zur rechten Zeit, treffend und mit Anmuth den Leser belustigen, das ist kein gemeines Talent; unser Bruder Viret hat es in hohem Grad. Bei Behandlung der eigentlich religiösen Gegenstände ist der Witz nicht am Ort, da geziemt nur hoher Ernst; wo es sich aber darum handelt, abergläubische Gebräuche und Irrthümer aufzudecken, da hat der Witz sein Recht." Man sieht aus dieser Erklärung, was auch sonst hinlänglich bestätigt ist, daß der damalige Geschmack weniger delicat war als der jetzige, indem man die derbsten Späße nur für anmuthige, angenehme Unterhaltung hielt. Viret's Schriften dürfen daher nicht mit dem jetzigen Maßstabe gemessen werden; versetzt man sich auf den Standpunkt seiner Zeit, so ist gewiß, daß er die Satire meisterhaft gehandhabt hat. Auch ist zu bemerken daß er nirgends Personen verspottet, sondern nur die Dinge an sich. In seinen Dialogen vertritt jeder der Redenden einen Charakter, einen Typus geistiger Zustände oder verschiedener Grade christlicher Erkenntniß. Meist treten deren vier auf: ein unwissender, noch in allem Aberglauben befangener Katholik, der die Protestanten mit den damals üblichen Verleumdungen überhäuft; einer, dessen Gewissen im Zweifel ist ob er sich zur alten oder zur neuen Kirche wenden soll; ein dritter, der frei über die Mißbräuche loszieht und die lächerliche Seite derselben hervorhebt; und zuletzt ein ernster, gelehrter Mann, der die Fragen nach dem Worte Gottes entscheidet. Ein ander Mal sind es sechs: ein Mönch, der sich begnügt den Satz zu wiederholen, man müsse mit Ketzern nicht disputiren; ein Pfarrer, der für seine Kirchengebräuche besorgt ist, weil er Nutzen daraus zieht, und sie bestmöglich zu vertheidigen sucht; ein Schulmeister, der dieselben mit Witz und mit Stellen aus Profanscribenten widerlegt; ein Prediger, der aus der Bibel argumentirt; zwei Laien, die belehrt zu sein wünschen und ihre Bedenken vorbringen, der eine gemäßigt und schwankend, der andere schon heftig gegen die Priester eingenommen. Die Dialogen haben sämmtlich bizarre Titel, um die Neugierde zu erregen: Die Alchimie des Fegfeuers, die hölliſche Kosmographie, die päpstliche Physik, und dergl. — Wortspiele, alte und neue Anekdoten, Stellen aus klassischen Autoren und aus Kirchenvätern, beißende Spottreden und ernste, erbauliche Gespräche bilden den Stoff aller dieser Schriften. Die interessanteste hat den auf ein unübersetzbares Wortspiel gegründeten Titel: le monde à l'empire (allant pire) et le monde démoniacle. Im ersten Theile wird die Welt geschildert als täglich schlimmer werdend und sich ihrem Ende nahend; mit dem Worte empirer (sich verschlechtern) spielend, wird dies zuerst an dem empire romain, dann an dem empire chrétien, und zuletzt an dem empire de rèpublique, den neueren Staaten nach-

gewiesen. Trotz vieler Digressionen und unnöthig ausgekramter Gelehrsamkeit, kommen ausgezeichnete Stellen vor über die Sitten und den Verfall sowohl der alten Welt als des Papstthums. Das merkwürdigste aber des Buches ist die Freiheit, mit der sich Viret über die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit ausspricht, über die ungerechten Gesetze, die schlechte Verwaltung, die drückenden Abgaben, die Tyrannei der Fürsten, die übermäßigen Privilegien des Adels, die Sittenlosigkeit aller Stände. Der zweite Theil hat es mit der vom Teufel und seinen Dienern beherrschten Welt zu thun, und besonders mit den schwarzen Teufeln, d. h. den Tyrannen und den Verfolgern des Volkes Gottes, und den weißen, d. h. den Heuchlern, sowohl unter Protestanten als unter Katholiken. Diese Herrschaft des bösen Geistes, die Viret bald mit den düstersten Farben, bald mit beißender Ironie ausmalt, ist ein Beweis des hinfälligen Alters der Welt; diese gleicht einem Gebäude das in Trümmer fällt, einem Kranken der unheilbar verloren ist, einem zerbrochenen Topfe, der nicht mehr geflickt werden kann. Und doch gibt es noch einen Helfer, wenn die Welt nur wollte! Weder Kasteiungen noch Beschwörungen können den Teufel austreiben; Christus allein hat die Macht dazu, an ihn muß man sich wenden. Auf die trüben Schilderungen des Verderbens der Welt, folgt dann zum Schluß der Ausdruck der sichern Hoffnung, daß Christo der Sieg bleiben wird.

Fürs Volk schreibend, faßte Viret alle die bisher bezeichneten Werke in französischer Sprache ab. Erst 1553 begann er mehrere derselben auch lateinisch zu überarbeiten, besonders die polemischen über das Amt und die Sakramente, und einige der Ermahnungsschreiben an Protestanten in katholischen Ländern. Als Grund, warum er jene übersetzte, gibt er an, er wolle die Censoren der Sorbonne und in Italien, die einige seiner französischen Schriften verdammt hätten ohne sie gelesen zu haben, nun in den Stand setzen ihn zu verstehen; sein Latein, fügt er ironisch hinzu, sei zwar schlecht und nicht klassisch, aber gerade darum werde es diesen gelehrten Herren geläufiger sein. Das Urtheil das er über sein Latein fällt ist gegründet; es sind schwerfällige Bücher, die weit unter seinen französischen stehn; nur als Curiosum verdient eine Sammlung (Cento) von Stellen aus einundzwanzig lateinischen Dichtern erwähnt zu werden, in welcher er, mit ebensoviel Geschick als wenig Grund, ein heidnisches Vorbild der gesammten Meßfeier geben will.

Inwiefern sich Viret Verdienste als Bibelerklärer erworben hat, vermögen wir nicht zu sagen; seine Kommentare über das Evangelium Johannis und die Apostelgeschichte sind uns nicht zu Gesicht gekommen.

Viret's Schriften. *)

1. Lehrschriften.

1. 1544. Exposition familière sur les dix commandemens de la loy, faite en forme de dialogue. Genf, 12°.

*2. 1546. Exposition familière sur le symbole des apostres, contenant les articles de la foy, & un sommaire de la religion chrestienne, faite par dialogues. Genf, 12°. — Auch 1552 und *1560, Genf, 12°.

3. 1551. Expositio familiaris orationis dominicae. Genf, 12°. **)

4. 1559. Instruction en la doctrine chrestienne, & principalement touchant la divine providence & prédestination, faite en forme de dialogue. s. l., 12°.

5. ? Sommaire des principaux points de la foy & religion chrestienne, et des abus et erreurs contraires à iceux. — Auch im 1. Buch der Instruction chrestienne, und 1564, Metz, 8°.

6. 1561. Brief sommaire de la doctrine chrestienne, fait en forme de dialogue. Nebst der franz. Uebersetzung einer Predigt Bullinger's über das Abendmal. s. l., 12°. — Auch im 1. B. der Instruction chrestienne.

*7. 1561. Exposition familière des principaux points du catéchisme & de la doctrine chrestienne, en dialogues. Genf, 12°. — Auch im 1. B. der Instruction chrestienne.

*8. 1561. La métamorphose chrestienne. Genf, 12°. — 1592, Genf, 8°.

*9. 1564. Instruction chrestienne en la doctrine de la loy & de l'Evangile: et en la vraye philosophie & théologie tant naturelle que supernaturelle des chrestiens: et en la contemplation du temple et des images et oeuvres de la providence de Dieu en tout l'univers: et en l'histoire de la création et cheute et reparation du genre humain. Genf, f.°, 3 B. — Den 3. Band habe ich nicht gesehn und weiß nicht, ob er erschienen ist; der Vorrede des ersten zufolge sollte er die Tractate über Kirche, Amt und Sacramente enthalten.

10. 1565. De la providence divine touchant tous les estats du monde et tous les biens et les maux qui y peuvent advenir et adviennent ordinairement par la volonté de Dieu. Lyon, 8°.

---

*) Die mit Sternchen bezeichneten Schriften und Ausgaben sind die, die ich benutzt habe. Bei der großen Seltenheit der Viret'schen Schriften wage ich es nicht zu behaupten, daß meine Liste vollständig ist.

**) Ob diese Schrift wirklich lateinisch erschienen ist, vermag ich nicht zu sagen. Ich entlehne die Angabe der Liste von Viret's Schriften bei Senebier (Histoire littéraire de Genève, 1, 156 u. f.). Senebier gibt auch von mehrern andern lateinische Titel an, die er aber offenbar aus Melchior Adam genommen hat, der keine französische gibt. Viret sagt selbst, er habe vor 1553 keine lateinische Schriften herausgegeben; alle lateinische Titel vor diesem Jahr sind also auf französische Bücher zu beziehen.

2. Ermahnungsſchriften.

11. 1544. Deux discours adressés aux fidèles qui sont parmi les papistes. Genf, 8°.

12. 1547. Remonstrances aux fidèles, qui conversent entre les papistes, et principalement à ceus qui sont en cour, et qui ont offices publiques, touchant les moiens qu'ils doivent tenir en leur vocation. Genf, 12°. — Auch in den unter Nr. 15 anzuführenden Traités divers.

13. 1551. De la communication que ceus qui cognoissent la verité de l'Evangile, ont aus ceremonies des papistes, et principalement à leurs baptesmes, mariages, messes, funerailles, et obseques pour les trespassez. Genf, 12°. — Franzöſiſch auch 1558, 1560, s. l., 12°, und in den Traités divers.

*14. 1551. Du devoir et du besoing qu'ont les hommes de s'enquerir de la volonté de Dieu par sa parolle, et de l'attente et finale résolution du vray concile. Genf, 8°. — *Vermehrt, unter dem Titel: Dialogues du combat des hommes contre leur propre salut, et contre le devoir et besoin qu'ils ont de s'en enquerir par la parole de Dieu. Genf, 1561, 8°. — Ohne Zweifel die nämliche Schrift, wie die von Senebier unter lateiniſchem Titel angeführte: Quod sperandum de concilio universali. Genf, 1551, 8°.

*15. 1559. Traittez divers pour l'instruction des fideles qui resident et conversent es lieus et pais esquels il ne leur est permis de vivre en la pureté et liberté de l'Evangile. Reveus et augmentez. Genf, 1559, 8°. Enthält, außer den unter Nr. 11 und 12 angegebenen Tractaten, noch die zwei folgenden: Epistre aus fideles, touchant leur conversation entre les papistes; — Admonition et consolation aus fideles, qui deliberent de sertir d'entre les papistes, pour eviter idolatrie, contre les tentations qui leur peuvent advenir, et les dangers ausquels ils peuvent tomber en leur yssue.

*16. 1559. Epistre consolatoire pour consoler les fidèles qui souffrent persécution pour le nom de Jésus: et pour les instruire à se gouverner en temps d'adversité et de prosperité, et les confermer contre les tentations et assaus de la mort. Reveue et augmentée. Genf, 12°.

*17. 1559. Epistres aux fideles pour les instruire et les admonester et exhorter touchant leurs offices, et pour les conseler en leurs tribulations. Genf, 12°. 26 Briefe.

*18. 1565. L'intérim, fait par dialegues. Lyon, 8°.

3. Polemik.

19. 1548. De la vertu et usage du S. Ministère et des sacremens dependans d'icelle: et des differens qui sont en la chrestienté à cause d'icelles. Genf, 8°.

20. 1550. Petit traité de la différence des superstitions et idolatries des payens anciens et des chrestiens papistes. — Ueberarbeitet: *De la source et de la différence et convenance de la vieille et nouvelle idolatrie, et les vrayes et fausses images et reliques, et du seul et vray médiateur. Genf, 1551, 1559, 12°.

21. 1551. De la nature et des diverses espèces des voeus. Genf, 8°. — Später ſchrieb Viret: Du voeu de Jacob et des Sacrifices pacifiques (wann und wo?). — Dann das Ganze, fortgeſetzt und überarbeitet: *De la vraye et fausse religion, touchant les voeus et les sermens licites et illicites, et notammant touchant les voeus de perpetuelle continence, et les voeus d'anatheme et execration, et les sacrifices d'hosties humaines, et de l'excommunication en toutes religions. Item de la moinerie, tant des Juifs que des payens et des Turcs et des Papistes, et des sacrifices faits à Moloch, tant en corps qu'en ame. Genf, 1560, 1590, 8°.

*22. 1553. De vero verbo Dei, sacramentorum et Ecclesiae ministerio libri duo; de adulterinis sacramentis liber unus; de adulterato baptismi sacramento, et de sanctorum oleorum usu et consecrationibus liber unus; de adulterata Coena Domini et de tremendis sacrae Missae mysteriis libri sex; de theatrica Missae saltatione cento ex veteribus poetis latinis consarcinatus. Genf, f.° — Genf, 1563, 8°. — Senebier gibt auch beſondere Ausgaben des Liber de adulterinis sacramentis und des Cento an, und eine 1560 erſchienene franzöſiſche Ueberſetzung des ganzen Werks.

*23. 1554. De origine, continuatione, usu, autoritate atque praestantia ministerii verbi Dei et sacramentorum, et de controversiis ea de re in christiano orbe, hoc praesertim seculo excitatis, ac de earum componendarum ratione. 18 Bücher. Genf, f.° Ueberarbeitung von Nr. 19. — Nach Senebier auch franzöſiſch, Genf, 1565, 8°.

24. 1554. Différence et conférence de la cène et de la messe. Genf, 8°; 1560, 8°.

*25. 1554. Des actes des apostres de J. C. et des apostats de l'Eglise et des successeurs tant des uns que des autres. Genf, 8°; *1559, 8°.

*26. 1560. Du vray ministere de la vraye Eglise de J. C., et des vrais sacremens d'icelle, et des faus sacremens de l'Eglise, de l'Antechrist, et des additions adioustées par les hommes au sacrement du baptesme. Genf, 8°.

27. 1564. Institution des heures canoniques et de temps determinez aux prières des chrestiens. Lyon, 8°.

*28. 1564. De l'authorité et perfection de la doctrine des sainctes Escritures et du ministère d'icelle, et des vrais et faux pasteurs et de leurs disciples, et des marques pour cognoistre et discerner tant les uns que les autres. Lyon, 8°.

*29. 1564. Des clefs de l'Eglise, et de l'administration de la parole de Dieu, et des sacremens, selon l'usage de l'Eglise Romaine, et de la transsubstantiation, et de la verité du corps de J. C., et de la vraye communion d'iceluy. Genf, 8°. Fortſetzung von Nummer 28.

*30. 1565. De l'estat de la conférence de l'authorité, puissance, prescription et succession tant de la vraye que de la fausse Eglise, depuis le commencement du monde, et des ministres d'icelles et de leurs vocations et degrez. Lyon, 8°. Fortſetzung von Nummer 29.

*31. 1565. Response aux questions proposées par Jean Ropitel, minime, aux Ministres de l'Eglise réformée de Lyon, avec d'autres questions proposées à luy et à ses compaguons, suyvant la teneur des siennes. Lyon, 8°.

32. 1565. Trois livres des principaux poincts qui sont aujourd'huy en différent ouchant la saincte cène de J. C. et la messe, et de la resolution d'iceux. Lyon, 8°.

4. Satiren.

*33. 1544. Disputations chrestiennes, en manière de devis, divisées par dialogues. Mit Vorrede von Calvin. Genf, 8°. Enthält 6 Dialogen, je 2 ein Bändchen bildend: L'alchumie du purgatoire; l'office des mortz; anniversaires; l'adolescence de la messe; les enfers; le requiescant in pace du purgatoire. — 1552 gab Viret dieſe Sammlung unter dem Titel heraus: *Disputations chrestiennes sur l'estat des trespassez. Genf, 8°, vermehrt durch 3 Dialoge, le purgatoire, le limbe, la descente aux enfers; die Alchumie du purgatoire hat in dieſer Ausgabe den Titel: la cosmographie ou la géographie infernale. — Auch Genf, 1554, 8°. — Die Dialogen: Le requiescant in pace du purgatoire, l'office des morts, und La cosmographie infernale erſchienen auch einzeln, Genf, 1552, 8°.

*34. 1544. Du vray usage de la salutation faite par l'ange à la Vierge Marie, et de la source des chapelets, et de la manière de prier par conte, et de l'abus qui y est: et du vray moyen par lequel la vierge Marie peut estre honorée ou deshonorée. Genf, 12°. — *Reveu et augmenté. Genf, 1561, 12°.

35. 1552. La physique papale en dialogues: la médicine, les bains, l'eau bénite, le feu sacré, l'alchymie. Genf, 8°.

*36. 1553. La nécromance papale, faite par dialogues, en manière de devis. Genf, 8°.

*37. 1560. Le monde à l'empire et le monde démoniacle, fait par dialogues. Genf, 8°; 1561, 1570, 1580, 8°. — Wahrſcheinlich die von Senebier angeführten Dialogi de confusione mundi; ob aber die Jahreszahl 1545 richtig iſt, ſcheint mir ſehr zweifelhaft.

*38. 1563. Les cauteles et canon de la messe, ensemble la messe du corps de J. C. Lyon, 8°.

Senebier und Andere führen endlich noch an: Commentaires sur l'Evangile de nostre Seigneur J. C., selon S. Jehan, Genf, 1553, f.°; — und Commentarii in acta apostolorum, lateiniſch und franzöſiſch. s. l. et a.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419

1921

LIBRARY
ENT

inces to be
ng